





Die
Franzosen in Deutschland.

Historische Bilder

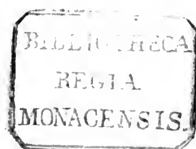
herausgegeben

von

Adolf Tellkampf.

Hannover.
Carl Rümpler.

1860.



Vorwort.

Die Geschichte zeigt uns, wie zur Bewahrung der Selbständigkeit eines Volkes nicht die Kraft ausreicht, die in seinen Stämmen und in dem Boden seines Landes wohnt, nicht die Zahl der Gewaffneten noch der Besitz von Gütern aller Art, auch nicht die Höhe geistiger Bildung und reiche Schätze an Wissenschaft und Kunst: sonst wäre nicht das glorreichste Volk der alten Welt, das hellenische, den Römern, noch im Beginn unsers Jahrhunderts das deutsche den Franzosen erlegen. Vor dem Joche der Fremdherrschaft aber schirmt eine unsichtbare gewaltige Macht: das gemeinsame Bewußtsein angeborner Pflicht, den heimathlichen Boden als ererbtes Heiligthum vor jeder Knechtschaft zu bewahren und kein Opfer zu scheuen, wo es der Ehre und Freiheit des Vaterlandes gilt. Wo solches Pflichtgefühl tief und lebendig ein großes und tüchtiges Volk in allen seinen Gliedern durchdringt, da darf es unüberwindlicher Kraft des Widerstandes sicher sein und hat den gewaltigsten Feind nicht zu fürchten. Fehlt ihm dagegen Gemeinsamkeit, fehlt ihm Eintracht und Einigkeit im Handeln, so ist es stets in Gefahr, daß selbst bei den reichsten Kräften die Summe derselben zersplittert und das große Ganze von fremder List und Gewalt nach und nach in seinen Theilen aufgerieben werde.

Von solcher Gefahr der Zersplitterung Einsicht zu gewinnen, ist nicht nur dem Staatsmann sondern einem Jeden im Volke dienlich und heilsam. Sie kann aber nur gewonnen werden durch Rückblicke in die Geschichte früherer

Zeiten, sei es des eigenen Volks oder fremder Nationen. Der Deutsche hat warnende Beispiele nicht in der Ferne zu suchen: er findet sie in der Geschichte seines Vaterlandes leider in Fülle, zumal in dessen schmachvollen Erlebnissen Frankreich gegenüber, von welchem es seit Jahrhunderten unverschuldete Angriffe, Kränkungen und Beraubungen aller Art zu erfahren gehabt. Die Erinnerungen solcher Schmach, die nur durch deutsche Zwietracht möglich wurde, können unserm Volke zur Wohlthat werden, wenn sie seine Herzen mit Scham und Zorn erfüllen, und eben deshalb verdienen es gerade die Bilder der traurigsten Epochen ihm vor das Auge gerückt zu werden.

Damit ist ausgesprochen, was mich veranlaßt hat, aus der vaterländischen Geschichte eine Reihe von Bildern solcher Art zusammenzustellen. Auf die Schwüle und Erschlaffung eines langen Friedens scheinen Gewitter folgen zu wollen, die uns wiederum von Westen drohen. Deutschland hat im Jahre 1813 dem fränkischen Uebermuthe gezeigt, was es mit vereinter Kraft vermag; mögen beim Ausbruch neuer Kämpfe seine Fürsten, seine Staatsmänner und Feldherren, mögen aber auch alle einzelnen Glieder der Nation dessen eingedenk sein und eingedenk bleiben!

Was ich gewollt, wird der Titel meines Buches klar genug bezeichnen: eine Schilderung jener Unbilden, die das deutsche Volk — freilich durch Uneinigkeit fast immer selbst verschuldet — auf seinem eigenen Boden von den Franzosen erlitten; wie sie innerhalb der Grenzen unsers großen aber leider machtlosen, zersplitterten Vaterlandes gehaust, geplündert, Städte zerstört, Landschaften verwüstet, die Unterdrückten mit Schmach und Hohn überschüttet und ganze Länderstrecken vom deutschen Reiche abgerissen: das sollte dem Leser hier in einer Reihe geschichtlicher Bilder entgegentreten. Von ihnen hoffte ich die Wirkung, welche eine treue und lebendige Darstellung verhängnißvoller Begebenheiten in der vater=

ländischen Geschichte auf jedes empfängliche Gemüth äußert: Erwärmung und Belebung des patriotischen Sinns und vor Allem die Befestigung jenes Bewußtseins, daß nur Gemeinsamkeit des Handelns uns für die Zukunft gegen siegreiche Angriffe des alten Feindes mit gewissem Erfolge zu schirmen vermöge.

Was in der vorliegenden Sammlung historischer Aufsätze dargeboten wird, ist mit gutem Vorbedacht zumeist aus den besten unserer Geschichtschreiber geschöpft, im Fall des Bedürfnisses aber freilich auch aus minder bedeutenden Werken entlehnt oder theilweise aus ziemlich formlosem Stoff gestaltet, der in wenig gekannten Schriften zerstreut lag. Schlachtengemälde sind mit Absicht ausgeschlossen und die kriegerischen Ereignisse nur in allgemeinen Zügen angedeutet; dagegen ist nicht selten bis ins Einzelne nachgewiesen, wie das bürgerliche Leben in Deutschland unter französischem Druck und Einfluß zu leiden gehabt. Der Zweck, in den einzelnen Schilderungen jederzeit ein möglichst abgerundetes Bild des Gegenstandes zu geben, worin nichts Wesentliches fehle und nichts Ueberflüssiges den Blick abziehe, nöthigte in den meisten Fällen zu einer sorgfältigen Ausscheidung, wodurch die ursprüngliche, umfassendere Darstellung des Historikers an ihrer Bedeutung allerdings verlieren mußte. Ich habe nichts Dringenderes zu wünschen, als daß meine Leser — unbefriedigt von den mitgetheilten Fragmenten — zu den trefflichen Werken selbst greifen mögen, aus denen sie entlehnt sind. Welche Schätze wir daran besitzen, wissen noch immer nur die Wenigsten unter den Gebildeten unsers Volks.

Sollte es noch einer Rechtfertigung bedürfen, daß, statt ruhmreiche Erinnerungen der vaterländischen Geschichte zu wecken, mein Buch vorherrschend das Gedächtniß schmachvoller Zeiten aus den Kämpfen mit Frankreich erneuet, so mag das Wort des Historikers mich vertreten, der die Reihe der hier dargebotenen Schilderungen eröffnet.

„Die neueste Gegenwart hat das nationale Bewußtsein unsers Vaterlandes lebhaft angeregt. Es scheint sich die Ueberzeugung zu bilden, daß die Zeiten der Zersplitterung und Schwäche im Vorübergehen sind und die Morgenröthe der Zukunft eine Wiederherstellung Deutschlands als Weltmacht heraufführt. Man soll für diese glänzenden Ideen, statt ihnen schwärmerisch nachzuhängen, aus Kräften wirken, und es wird nicht die schlechteste Hülfe zu ihrem Siege sein, wenn wir die Erinnerung gerade auf die traurigsten Blätter der Geschichte zurückführen, worauf die Folgen nationaler Entwürdigung mit unverlöschlicher Schrift geschrieben stehen."

Die gleiche Ueberzeugung, daß es einer im ungestörten Frieden aufgewachsenen Generation heilsam sei, an die Schmach ihrer Väter, an die Knechtschaft und Trübsal ihres Vaterlandes durch die lebendige Vergegenwärtigung trauriger Zeiten erinnert zu werden, spricht sich in einer jüngst erschienenen Schrift von F. Steger (Deutschlands Erniedrigung durch Napoleon Bonaparte) aus, welcher drei von Fr. von Sybel gehaltene vortreffliche Reden „über die Erhebung Europas wider Napoleon" als erfreuliche Ergänzung dienen. Eine solche Ergänzung durch Hinweisung auf das Ziel der Leiden und den endlichen Sieg der guten Sache wird man auch in den hier gegebenen Mittheilungen nicht vermissen.

Glücklicher Weise sind wir seit nun fast einem halben Jahrhundert frei von französischer Gewaltherrschaft; aber noch immer und für alle Zeiten gilt Stein's im Jahre 1808 gesprochenes Wort: „Es muß in der deutschen Nation das Gefühl des Unwillens erhalten werden über den Druck und die Abhängigkeit von einem fremden übermüthigen Volke!"

Hannover, im August 1860.

A. Tellkampf.

Inhalt.

1.

Raub der Bisthümer Metz, Tull und Verdun im Jahre 1552.

Mit der Reformation beginnt die politische Einwirkung Frankreichs auf Deutschland. Ludwig XI., zwar ein Despot, doch ein geschickter Herrscher, hob sein Land von der zweiten Stufe, die es zeither im europäischen Staatensystem inne hielt, in die Vorderreihe. Dies gelang ihm zunächst durch die Unterdrückung der mächtigen Kronvasallen, die Vermehrung und Befestigung der königlichen Macht. Sein Herrscherwille galt allein und unumschränkt. Mit dem treulosen Raube Burgunds begann jene Ländergier, der so viele, reiche, schöne urdeutsche Provinzen zur Beute fielen. Es ist thörichter Wahn, der weit verbreitet ist, als wäre die Rheingrenze die jüngste Sehnsucht unsrer unersättlichen Nachbarn. Es sind nun schon 400 Jahre, daß Karl VII. von Frankreich dem Kaiser Friedrich 50,000 Armagnaken als Hülfstruppen gegen die Schweizer schickte. Diese Hülfe begann damit, Metz, Tull, Verdun und andere Städte, die zum Reich gehörten, zu der Uebergabe an Frankreich aufzufordern. In einem Manifest erklärte der Dauphin ungescheut, Strasburg und die ganze Landschaft bis zum Rhein gehöre zu Frankreich; man wolle 24,000 Mann als Besatzung in den Elsaß legen, im Uebrigen habe er nichts wider das Reich vor und sei vom Kaiser wider die Schweizer zum Beistand gerufen.

Ausgeprägter und umfangreicher gestaltet sich der politische Einfluß Frankreichs auf Deutschland mit dem Zeitalter Karl's V. und der Reformation. Es ist bekannt, daß Franz I., als Nebenbuhler um die Kaiserkrone, mit Karl durch die unredlichsten Mittel der Intrigue stritt. Doch siegte der Landsmann gegen den welschen Eindringling. Zu Frankfurt am Main sprach der Kurfürst von Mainz lebhaft und verständig über das Franzosenthum, über die Thorheit dieses Anschlags, den Landesverrath, und schilderte die Gefahr, die dem Reiche von einem französischen Kaiser drohe. Diese Rede entschied, Karl V. wurde erwählt, und die Franzosen gedachten ihrer noch auf dem Friedenscongreß zu Münster, indem sie das Gedächtniß mit der Aeußerung ehrten, daß der Widerwillen gegen Frankreich bei den Kurfürsten von Mainz erblich zu sein scheine.

Franz I. glühte vor Haß gegen seinen Rivalen. Beide begegneten sich noch einmal in ihren Ansprüchen auf den Besitz des Herzogthums Mailand. Es kam zum Kampfe der Waffen. Der französische König wurde in vier Kriegen überwunden, in der Schlacht bei Pavia sogar gefangen und durch schimpfliche Friedensschlüsse gedemüthigt.

In so großer Noth griff Franz I. nach jedem Mittel, dem Kaiser zu schaden. Ueberhaupt zeigte Franz, dessen Bekanntes „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht" nichts weiter als eine hohle Phrase war, einen grundfalschen Charakter, und es ist Pflicht, die historische Unwahrheit des Gegentheils zu bekämpfen. Es ist derselbe Fürst, welcher insgeheim vor einem Notar und Zeugen eine feierliche Protestation gegen dasjenige einlegte, was er im Begriff war, öffentlich im Namen Gottes und aller Heiligen zu beschwören, und was er so oft mit Daransetzung seiner Fürsten- und Ritterehre ungeheißen betheuerte. Der Religionszwist in Deutschland kam ihm ganz gelegen. Das scharfe Auge der Feindschaft entdeckte bald, wie die Fürsten die Reformation zu politischen Vortheilen ihres Eigennutzes ausbeuten mochten, wie sie der Macht des Kaisers mehr und mehr widerstrebten und das

Band des Gehorsams auflockerten. Eben so wenig blieb ihm Karl's innerstes Streben nach Alleinherrschaft und dem Uebergewicht seines Hauses verborgen. Diese zerstörenden Gewalten trieb er aufeinander, er schürte die Flammen des Haders in mordbrennerischer Absicht, er misbrauchte den neuen Glauben zu schändlichem Verrath. Alles Verderben unserer Zerrissenheit datirt aus dieser Periode. So gelang es ihm, die Saat der Zwietracht zu streuen. Die reife Frucht zu pflücken, traf seinen Sohn und dessen Nachkommen.

Heinrich II. erbte den väterlichen Haß gegen den Kaiser in höchstem Grade und verfeinerte jene trug-ränkevolle Staatskunst, womit er seine Furcht ermuthigte, seine Unmacht verstärkte und Deutschland die Fallstricke spann, in welche die deutsche Treue und Biederkeit sich um so williger verlocken ließ, als sie die französischen Waffen zu scheuen, noch niemals gewohnt war. Hier entsprangen jene Gauklerstreiche und Kunststücke von Unterhandlungen, worin die Franzosen den übrigen Völkern allerdings überlegen sind, „die Kunst zu intriguiren, überall Verständnisse anzuknüpfen und zu unterhalten, Mistrauen und Argwohn auszustreuen; in der schlauen Gewandtheit, jede Sache aus dem günstigsten Gesichtspunkt zu zeigen, dem Gehässigsten einen scheinbaren Anstrich zu geben, in der Verstellung und Heuchelei, in der Geschicklichkeit, dem einen Theil die glänzendsten Hoffnungen zu erregen, ohne sie dem andern zu nehmen, in der Unerschöpflichkeit von Ausreden und nichtswürdigen Worten und Phrasen."

Es hat großen Werth, diese Anfänge der anmaßenden Herrsch- und Eroberungssucht Frankreichs zu ergründen, deren eiserne, schonungslose Consequenz wir anerkennen müssen, selbst wenn wir sie mit Gut und Habe zahlten.

Nicht gewarnt durch das Unglück seines Vaters, erneuerte Heinrich im Jahr 1551 gegen Kaiser Karl den Krieg in Italien, dessen Preis das Herzogthum Parma war. Der König, kleinmüthig auf den Erfolg seiner Waffen, rief die Macht der Intrigue

zu Hülfe. Ein unversöhnlicher Feind des neuen Glaubens, verfolgte er dessen Anhänger im eignen Lande mit Feuer und Schwert. Er schuf in dem Religionsedikt zu Chateaubriand vom 2. September 1551 wahre Blutgesetze gegen die Protestanten, verhieß den Angebern hohe Belohnungen und gebot als besondere Strafe des Ketzers vor dem Scheiterhaufen noch das Ausreißen der Zunge. Also bereiteten sich jene scheußlichen Scenen in Frankreich vor, deren blutige Weihe die Bartholomäusnacht wurde.

Doch hinderte dieser unduldsame, unversöhnliche Glaube den König Heinrich nicht im Mindesten, auswärts der beste Freund der Evangelischen zu werden. Was galt ihm Religion gegen Politik? In ihrem Dienste besoldete er zahlreiche Spione an den deutschen Höfen und erfuhr durch sie die Sinnesänderung des Kurfürsten Moritz schneller, als dieser selbst sich ihrer bewußt war.

Der Bischof von Bayonne, Johann von Fresse, ein gewandter Diplomat, der deutschen Sprache und Verhältnisse wohl kundig, erschien plötzlich am Hoflager des Kurfürsten Moritz. Bald sah man den französischen Abgesandten mit dem Kurfürsten im vertraulichsten Umgang. Auf dem Schlosse Lohe wurden theils persönlich durch ihn, theils durch den Hrn. von Heideck, Unterhandlungen mit dem Bischof bei tiefstem Geheimniß, ohne Wissen der kurfürstlichen Räthe, gepflogen.

Am 5. October 1551, noch während Moritz im Namen des Kaisers Magdeburg belagerte, kam ein Bundesvertrag zum Abschluß, dessen Theilnehmer auf der einen Seite König Heinrich II. von Frankreich, auf der andern Kurfürst Moritz für sich und seinen Pflegebefohlenen, den jungen Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Anspach, ferner Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg und der Landgraf Wilhelm von Hessen waren. Der Schluß dieses Bündnisses lautet: „Man wird es für gut halten, daß der König von Frankreich sich, sobald er kann, mehrer Städte, welche von Alters her zum deutschen Reich gehören, namentlich Cambrai, und in Lothringen, Metz, Tull, Verdun

und anderer bemächtige, und daß er dieselben als Vicarius des heiligen Reichs behalte. Unter diesem Titel sind wir bereit, ihm in Zukunft weiter förderlich zu sein, indem wir jedoch dem Reiche alle Rechte vorbehalten, welche es auf die gedachten Städte hat. Gleichergestalt würde es gut sein, daß der König ein Feuer in den Niederlanden entzündete, damit der Feind an mehren Orten zu löschen hätte und gezwungen wäre, seine Kräfte zu theilen. In Betracht, daß der allerchristlichste König sich gegen uns Deutsche in dieser Sache mit Hülfe und Beistand nicht nur als Freund, sondern als liebreicher Vater verhält, werden wir ihm allezeit unsres Lebens hindurch Solches gedenken. Und wenn Gott unsere Sachen begünstigen will, werden wir ihm mit all unserm Vermögen zur Wiedererlangung der Erbstücke, welche ihm entzogen worden sind, behülflich sein. Auch werden wir bei künftiger Erwählung eines Kaisers und Reichsoberhaupts, uns so verhalten, wie es Seiner Majestät gefallen wird, und Keinen erwählen, der nicht Sr. Majestät Freund ist, gute Nachbarschaft mit demselben unterhalten will und sich dazu genugsam verpflichtet. Wenn es dem Könige selbst gelegen wäre ein solches Amt anzunehmen, werden wir gegen ihn lieber, als gegen einen Andern Gefallen tragen."

So sehr sich auch die Verhandlungen aus einem Rest von Schamgefühl ins Dunkel der Verborgenheit zurückzogen, blieben sie doch nicht spurlos. Der Kaiser erhielt warnende Fingerzeige von allen Seiten, aber sie vermochten seine treue Zuversicht in die gute Gesinnung des Kurfürsten Moritz nicht zu schwächen; und am wenigsten fiel ihm ein, sich gegen einen Angriff zu rüsten. Karl dachte, Moritz suche aus Rücksicht auf seine Familienverhältnisse nur den Schein ernster Maßregeln behufs der Befreiung des Landgrafen zu erregen, daß er sich aber durch endliches Nachgeben in dieser Sache gerne werde beruhigen lassen. Der kaiserliche

Gesandte in Berlin, Wilhelm Böcklin, war bereits angewiesen, deshalb die besten Zusagen zu machen. Doch auch im eigenen Lande des Kurfürsten erklärten sich die Stände, welchen von dem französischen Bündniß etwas zu Ohren gekommen sein mochte, lebhaft dagegen, und antworteten auf ein Schreiben ihres Herrn, worin er ihnen seine Mishelligkeiten mit dem Kaiser in Aussicht stellte, „auf Bündnisse mit fremden Potentaten sei wenig Trost zu setzen, nachdem man erfahren, was für Glaube den Ständen deutscher Nation gehalten worden sei, und daß etliche deutsche Fürsten ihrenthalben in verderblichen Schaden gefallen. Und wenn gleich der Kaiser vertrieben würde, so müßte man doch von den obsiegenden Potentaten gewärtig sein, daß sie allen Fleiß anwenden und ihre große Macht dahin strecken würden, eine Monarchie aufzurichten, die deutsche Freiheit zu bedrücken und das Wort Gottes zu vertilgen, nachdem man wisse, daß die christliche Religion durch den König von Frankreich mehr als durch den Kaiser verfolgt werde.“

In gleichem Sinne, nur freimüthiger schrieb auch Melanchthon an den Kurfürsten: „Wie wol ich von den feindlichen Fürstenhändeln Nichts weiß und Nichts zu wissen begehre, so achte ich mich doch schuldig, anzuzeigen, was für beschwerliche Reden an mich gelangen. Deshalb berichte ich, wie ich aus andern Ländern vernommen habe, daß etliche Fürsten mit Frankreich nun bei zwei Jahren praktizirt und etliche Kronen empfangen haben. Dieselben ziehen auch andere Leute an sich, die lassen sich öffentlich vernehmen, sie wollten die Bischöfe ausrotten und *Bisthümer austheilen*. Weiter rühmen sie sich auch, man wolle Ew. Kurfürstl. Gnaden an sich ziehen. Nun habe ich nicht Zweifel, Ew. Kurfürstl. Gnaden haben gründliches Wissen von diesen Händeln, werden auch selbst betrachten, was zu thun sei. Doch kann ich nicht unterlassen, Ew. Kurfürstl. Gnaden meine getreue Sorgfältigkeit anzuzeigen. Wiewol der Kaiser billig halten soll, was er Er. Kurfürstl. Gnaden, Landgrafen selber zugesagt, so ist dennoch zu betrachten, ob ein solcher Krieg mit ungewissen und

sehr gefährlichen Leuten, welcher Zerstörung des ganzen Reichs bringen möchte, zu erregen sei. Und erstlich von den großen Potentaten zu reden, zeigt die Erfahrung, daß Frankreich oft die deutschen Fürsten wider ihren ordentlichen Potentaten erregt hat, und hat sie hernach verlassen, und denk ich in meinem kurzen Leben viel Exempel, als Pfalz, Wirtemberg, Lübeck. So weiß ich, daß König Franz die Briefe dem Kaiser selbst zugestellt hat, die ihm der Herzog Johann Friedrich und der Landgraf vertraulich im Einverständniß geschrieben hatten. Zum Andern so ist sonderlich solches zu dieser Zeit mit Frankreich beschwerlich, daß es den Türken an sich hängt. Ferner, sobald Frankreich merkt, daß die Leute in Deutschland den Bischofsstand vertilgen wollen, so ist kein Zweifel, Papst, Kaiser und Frankreich werden bald wieder Eintracht machen. Denn Frankreich ist es unmöglich, daß der Bischofsstand zu Boden gestoßen werde. So ist dieser Leute, die da gedenken, die Bisthümer auszutheilen, Vornehmen gewißlich Aufruhr und ungerechte Gewalt, dazu Gott nicht Glück giebt." So und noch weiter ermahnt der fromme Reformator seinen weltlichen Gebieter, festzuhalten an Pflicht und Treue zu Kaiser und Vaterland.

Zu spät! das Werk des Verraths war zu Stande, und Heinrich zögerte nicht die Früchte zu sammeln. Da er ein Messias der bedrängten deutschen Freiheit erschien, schickte er ein Manifest als frohe Botschaft seines Kommens voraus.

Dieser Sendbrief ist von Fontainebleau datirt, an die Kurfürsten und Fürsten, Städte und Stände des heiligen römischen Reichs deutscher Nation gerichtet und in deutscher Sprache abgefaßt. Auf dem Titelblatt steht ein Hut zwischen zwei Dolchen als das Sinnbild der Freiheit, darunter ein wallendes Band mit dem Worte „Libertas". Unter solchem liest man den lateinischen Titel des Königs von Frankreich, worin er sich ganz unaufgefordert unter Anderm auch „vindex libertatis germanicae et principum captivorum", einen Rächer der deutschen Freiheit und der gefangenen Fürsten, nennt. König Heinrich sagt in dem

Sendschreiben: „wie er von Jugend an nichts mehr sich gebürend erachtet, als nach Erhaltung der wahren christlichen Religion solche Dinge vorzunehmen, welche vielen Leuten und besonders seinen guten Freunden nützlich sein möchten. In dieser Absicht habe er gleich nach seinem Regierungsantritt das Königreich der Schotten in den vorigen Stand gebracht, die alten Bündnisse mit den Eidgenossen erneuert, Boulogne der Krone Frankreich zurückerworben und mit dem König von England Frieden geschlossen. Solches Bündniß aufzulösen, habe der Kaiser Karl V. durch allerlei geschwinde Praktiken versucht, und zuerst Widerwillen und Feindschaft, dann einen schweren Krieg zwischen den zwei Königreichen erregt, der zu großem Schaden beider lange Zeit gewährt habe. Nach Beendigung desselben habe ihm der Kaiser durch Fortsetzung der geheimen Praktiken und durch gewaltsame Handlung mehr als einmal Ursache zum Krieg gegeben; der König habe jedoch mehr auf den göttlichen Befehl und auf das Glück seiner Unterthanen, als auf die Rache und Ehre, die Andere durch Krieg suchen, gesehn, und sich erst vorgenommen, sein Königreich mit löblichen Satzungen und Gerechtigkeiten zu regieren. Diese Friedfertigkeit hätten seine Gegner als Furcht ausgelegt. Unterdeß seien allerlei schwere Klagen vieler Kurfürsten, Fürsten und andrer trefflicher Leute deutscher Nation vor ihn gekommen, daß sie mit unerträglicher Tyrannei und Knechtschaft vom Kaiser unterdrückt, und unter dem Vorwand, die Religion zu vergleichen und Rebellen zum Gehorsam zu bringen, auch der Gewalt der Türken zu widerstehen, in ewige Dienstbarkeit und Verderben geführt würden; ferner, daß die deutschen Fürsten und Stände durch arglistige und expraktizirte Uneinigkeit und Faction von einander getrennt und ihrer Macht und ihres Grades dergestalt entblößt würden, daß daraus nichts Gewisseres folgen könne, als daß mit ewigem Verlust der deutschen Nationalfreiheit und vieler Leute Untergang, dem Kaiser und dem Hause Oestreich eine Monarchie aufgerichtet und erbaut würde. Dies zu vernehmen, sei

dem König höchst beschwerlich gewesen, nicht allein darum, weil er mit den Deutschen gemeinsamen Ursprung habe, indem seine Vorfahren auch Deutsche gewesen, sondern auch wegen der Bündnisse und althergebrachten Freundschaft, welche wegen Gleichheit der Sitten zwischen beiden Nationen jederzeit unverbrüchlich, außer den jetzigen Praktiken des Kaisers, gehalten worden, was zu Nutzen und Wohlfahrt, so wie zu mehrer Sicherheit der Krone Frankreich gereicht habe. Eine Veränderung der deutschen Freiheit, ewige Dienstbarkeit und das daraus fließende Verderben der deutschen Nation und des heiligen Reichs können daher nicht ohne Schaden der Krone Frankreichs geschehn, da die deutsche Nation eine feste Vorburg sei, nicht allein Frankreichs, sondern auch der ganzen Christenheit. Der König habe deshalb jederzeit gehofft, diese beiden stärksten Nationen der Christenheit würden einmal ihre Waffen zusammensetzen, so daß sie von den Ungläubigen und andern Feinden ganz und gar Nichts mehr zu befürchten hätten. Da aber bisher keine solche Einmüthigkeit der Fürsten vorhanden gewesen, aus welcher eine Vereinigung der deutschen Nation hätte gehofft werden können, und bald dieser, bald jener seine Hülfe gesucht, habe der König nicht gewußt, auf welchem Wege er dem also zerstreuten Reiche seine Hand bieten solle. Da habe der allmächtige, ewige Gott, der allein ein gerechter Herr sei, es also geordnet, daß der Herzog Octavio zu Parma und Piacenza vom Kaiser und vom Papst ungerechterweise angegriffen worden sei, und des Königs Schutz für sich und den Grafen von Mirandola nachgesucht habe. In Folge dessen sei dem König das Begehr so vieler großer Fürsten und Stände des heiligen Reichs um ein christliches Verständniß mit ihnen zur Errettung der deutschen Freiheit angezeigt worden. Die nothwendigen Ursachen, aus welchen diese Fürsten den Krieg anfingen, könne man aus dem eigenen Ausschreiben derselben ersehen. Der Kaiser und dessen Bruder, der römische König, habe das Reich, anstatt es zu mehren, gemindert, indem sie große Stifter, Fürstenthümer, Städte und Communen ganz und gar

gefressen. In welchen Händen fand man die Stifter Utrecht, Lüttich, Kammerich? Desgleichen Geldern, Konstanz und viele andre Städte; wie nahe grasen die Burgunder dem Stifte Trier, dem Herzog von Jülich, dem von Wirtemberg und andern; durch was tausenderlei Wege zerreiße er das Fürstenthum Hessen? Warum praktiziren diese beiden Brüder dahin, daß die französischen Gesandten, wider den alten Brauch, von den Reichstagen ausgeschlossen werden? warum verbiete er den Deutschen, daß sie Niemanden, als ihm dienen sollen, und, ihrer alten Freiheit entgegen, keinen andern Potentaten zuziehen dürften? wie viele ehrliche, redliche und tapfere Männer habe der Kaiser durch seine besonders hierzu bestellten Bluthunde jämmerlich verrathen und mit schmählichem Tode, nach grausamster Peinigung, hinrichten lassen, wie er denn selbst nicht weit von der Blutbank zu Augsburg gestanden, als man des Königs treuen Diener, den Vogelsberger, ermordet, auf daß er an deutschem Blute seine Augen weiden möge; was für schändliche offne Mandate lasse er ausgehn, mit Anbietung großer Summen Geldes, des Königs Diener und andre ehrliche Leute heimlich oder öffentlich umzubringen? Ein großes Buch würde nicht Alles fassen, wie abenteuerlich der Kaiser alle Sachen durch die Kammergerichtspersonen und durch diejenigen, die er und sein Bruder in den Reichsrath einschieben, zu seinem Vortheil handeln lasse, so, daß wol zu sagen wäre, dasselbige Gesinde, und sonderlich des Kammergerichts, sei die Ursache alles Unheils. — Aus diesen Gründen habe der König den deutschen Fürsten und Ständen seine Hülfe nicht versagen wollen, sondern mit ihnen aus göttlichem Eingeben und Antriebe einen Bund aufgerichtet, und den festen Entschluß gefaßt, alle seine Macht, Freunde, auch eigne Person, mit denselben in Gemeinschaft aufzusetzen. Und weil er wegen solcher großen Wohlthat eine ewige Dankbarkeit, Verpflichtung und Gedächtniß zu erlangen hoffe, wolle er hiermit männlich kund thun und bei Gott dem Allmächtigen bezeugen, daß er aus diesem

mühseligen und schweren Vorhaben, großen Unkosten und Gefahr und Sorge für seine eigne Person, keinen andern Nutzen oder Gewinn suche und verhoffe, als daß er aus freiem königlichem Gemüthe die Freiheit der deutschen Nation und des heiligen Reiches zu fördern, die Fürsten aus der erbärmlichen Dienstbarkeit, in welche sie versetzt worden, zu befreien, den Herzog Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen ihres langwierigen Gefängnisses zu entledigen, und hierdurch einen unsterblichen Namen, wie vordem dem Flamiius in Griechenland zu Theil geworden, zu erlangen gedenke. Niemand solle einiger Gewalt sich befürchten, da er diesen Krieg blos deshalb unternommen habe, um einem Jeden seine verlornen Gerechtigkeiten, Ehren, Güter und Freiheiten wieder zu verschaffen. Weit entfernt, daß er, der den Titel eines allerchristlichen Königs führe, wie seine Widersacher verbreitet haben, den Prälaten, Aebten und andern geistlichen Personen Schaden zufügen wolle, nehme er dieselben hiermit Alle in seinen Schutz und Schirm, wofern sie es nur mit ihm und seinen Bundesgenossen aufrichtig meinten, und sich darüber vorher gebürlicher Weise zur Nothdurft erklären würden, in der Hoffnung, die sich auf viele an ihn erlaßne Schreiben gründe, daß nach erlangter Freiheit des Reiches auch die Union der christlichen Kirche ohne Ehrsucht und Eigennutz, wie bisher Statt gefunden, gewißlich erfolgen werde, wozu er allen Fleiß anwenden wolle. Hieraus würden die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reichs ersehn, was ihn zu diesem Krieg bewogen und welchen Nutzen ein Jeder aus demselben zu hoffen habe. Sollte es aber, wider Verhoffen, irgend einen verruchten, aller Ehrbarkeit, dem Vaterlande und sich selbst feindseligen Menschen geben, der dies Vorhaben zu verhindern und dem Kaiser anzuhangen sich unterstehen würde, denselben gedenke er

mit Schwert und Feuer zu verfolgen, und, wiewol mit Schmerzen, als ein todtes Gliedmaß von einem gesunden Körper abzuschneiden, oder zum wenigsten dermaßen zu strafen, zu binden und zu züchtigen, daß er keinen weitern Schaden oder Verhinderung thun möge."

Das fromme Manifest des allerchristlichen Königs ging in vielen Exemplaren, als Evangelium seiner Ankunft voran. Auch Kaiser Karl V., „der böse Feind der deutschen Freiheit", bekam es in die Hände und ließ sich zu einer Widerlegung herab. „Diejenigen Reichsfürsten", sagte er, „welche nach Heinrichs Vorgeben unterdrückt würden, hätten sich erst an ihn, als die ordentliche Obrigkeit wenden sollen, und bevor der König die Waffen ergriffen, wäre es ihm wohl gestanden, sich erst durch Schriften und Gesandte erkundigen zu lassen, was er, der Kaiser, für ein Gemüth und Willen hege. Was er von dem Reich besitze, habe er mit rechtmäßigem guten Titel, dem Reich zu keinem Nachtheil an sich gebracht, erkenne es auch und thue mehr dafür, als seine Vorfahren je gethan. Von allen diesem finde von Seiten Frankreichs Nichts Statt. Zu Friedenszeiten habe man keine französischen Gesandten von den Reichstagen ausgeschlossen; wo aber die Franzosen vermeinen sollten, daß ihnen auch in Unfriedenszeiten müsse erlaubt werden, den Reichsversammlungen beizuwohnen, um ihre heimliche, untreue, geschwinde und gefährliche Praktiken zu treiben, so wäre das ein unverschämtes Suchen und Begehren, das sie in ihrem Land gewiß nicht zugeben würden. Die Execution gegen den Vogelsberger sei nicht anders, als mit vorgehendem Urtheil und Rechte geschehn; die Edicte seien erdichtet, indem er nichts Anderes gethan, als daß er Geld auf etliche seiner und des Reichs erklärte Aechter und Rebellen gesetzt, deren Leib, Hab und Gut ohnehin vermöge der gegen sie ergangene Achtserklärungen Jedermann erlaubt sei. Die Kammergerichtspersonen seien weder ihm, noch seinem Bruder Ferdinand, sondern allein dem Gericht und der Justiz zugethan und geschworen, und dermaßen gefreit, daß er ihnen gar kein Maß und Ordnung zu geben habe, als

was ihnen das Recht und des Reichs gemeine und des Kammergerichts besondere Ordnungen auferlegen; auch die Personen, die er in den Reichsrath brauche, seien nicht ihm, sondern den Fürsten und Ständen mit Pflichten zugethan."

Während die deutschen Fürsten den sorg- und ahnungslosen Kaiser in Insbruck überfielen und zur Flucht nach Villach nöthigten, begann auch Heinrich seine Kriegsoperationen. Er befahl dem Grafen von Nevers, Vaucouleurs zu befestigen und die Grenzstädte der Champagne behufs des Unterhalts der Truppen zu verproviantiren. Denn die Champagne bildete damals die französische Grenze gegen Deutschland und Niemand wußte von einer andern. Das Herzogthum Lothringen war die äußerste deutsche Provinz. Dies Land, früher ein Königreich, und von seinem König Lothar, Sohn des Kaisers Lothar, der 855 — 869 regierte, Lothringen benannt, war nach dessen Tode, wo es an Ludwig den Deutschen fiel, ein fortdauernder Gegenstand des Streites zwischen den fränkischen und deutschen Königen, bis endlich Otto I. es unter seine Gewalt brachte und dem Reiche als ein Lehn einverleibte. Das Königreich wurde in zwei Herzogthümer, Ober- und Niederlothringen, getrennt. Dies verschmolz bald mit angrenzenden Ländern und nahm andere Namen an, und jenes gestaltete sich zu einem besondern Staate als Herzogthum Lothringen, womit im Jahre 1048 Kaiser Heinrich den Grafen Gerhard von Elsaß belehnte, welcher die Krone in seiner Familie forterbte. Die lothringischen Herzoge waren deutsche Vasallen und Reichsfürsten und bei der Errichtung der Reichskreise von Maximilian wurde ihr Fürstenthum zum oberrheinischen Kreise gerechnet. Seine damaligen Grenzen gingen im Norden an Luxemburg und das Erzbisthum Trier, gegen Osten an den Elsaß und das Herzogthum Zweibrücken, gegen Süden an die Freigrafschaft, gegen Westen an die Champagne und das Herzogthum Bar. Die Hauptstadt war Nanzig (Nancy) und in den Bezirk gehörten auch die drei Bisthümer Metz, Tull und Verdun. Deren Bischöfe führten den Titel Fürsten des heiligen

römischen Reichs, die von Tull und Verdun nannten sich Grafen, und alle erhielten vom Kaiser die Investitur. Die Metropolitankirche war Trier. Die Herzoge von Lothringen hatten keine Souveränetät über diese Städte, nur über Tull übten sie eine Schirm- und Schutzgerechtigkeit aus, womit sie sich von den Kaisern belehnen ließen und wofür die Stadt 1000 barische Franken jährlich zahlte. Sonst waren die Städte freie deutsche Reichsstädte, die allein die Oberherrschaft des Kaisers und in Rechtssachen die Competenz der kaiserlichen Kammer in Speier anerkannten. Tull hieß im Lande die Heilige, weil es Bischöfe gehabt, die sich durch ihre Heiligkeit hervorgethan, Verdun die Edle, weil dieser Bischofsitz seit undenklicher Zeit fast beständig von Prinzen, oder doch von sonderlich angesehenen Prälaten besessen worden, und Metz die Reiche, weil es große Einkünfte bezog. Ueberhaupt war Metz schon der Größe nach die bedeutendste Stadt und als Grenzfestung von doppelter Wichtigkeit. Die deutschen Kaiser lebten immer viel in Metz, besonders Karl IV., der hier im Jahre 1356 den Reichstag hielt, auf welchem die berühmte goldne Bulle zu Ende gebracht und öffentlich bekannt gemacht wurde. Dies geschah im schönsten Gepränge der alten Kaiserpracht und Majestät. Die Bürgerschaft zeigte immer gute deutsche Gesinnung und viele Anhänglichkeit an Gebräuche und Sprache des Vaterlandes. Wenn sie unterlag und uns verloren ging, so gelang es allein der List und Uebermacht des Feindes und unsrer Schwäche und Nachgiebigkeit.

Die französische Armee betrug 25,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reiter, und stand unter dem Befehl des Connetable von Montmorency, des Herzogs von Aumale und des Herrn von Coligny. Am 13. März 1552 rückten die Truppen in Lothringen ein, und bereits den 13. April hielt der König in Tull, das durch Abgeordnete, gleichwie Verdun, Unterwerfung angetragen hatte, seinen Einzug. Er ließ eine Besatzung von 500 Mann zurück und begab sich nach Nanzig, der Hauptstadt Lothringens,

wo die verwitwete Herzogin Christine, geborne Prinzessin von Dänemark, Nichte Kaiser Karl's V. residirte.

Heinrich II., der Rächer deutscher Freiheit, fing, kaum daß er das deutsche Gebiet betreten, mit Gewaltthat und Treulosigkeit sein uneigennütziges Werk der Befreiung an; er brach die beschwornen Verträge mit den Fürsten. Nur ein Recht des einstweiligen Besitzes auf die drei Bisthümer war ihm zugestanden, allein das schöne Lothringen lag so bequem am Wege, das kleine Land war so unvermögend zum Widerstand, die Regentin eine Verwandte seines Feindes, daß sein Ehrgeiz der Gewissenhaftigkeit unmöglich das große Opfer bringen konnte. Was er bezweckte, offenbarte sich schnell. Im Rath des Königs wurde die Absetzung der Herzogin beschlossen. Karl, ihr neunjähriger Sohn, sollte nach Paris geschickt, mit einer königlichen Prinzessin verheirathet werden, bis zu dessen Volljährigkeit die Regierung des Landes an den Prinz Niklas von Lothringen, als Herzog von Mercoeur und Graf von Vaudemont, einen ergebnen Diener Frankreichs, übergehn, Nanzig eine starke Garnison bekommen und dem Herzog Treue schwören, die zum großen Theil deutsche und dem Kaiser unterthänige Dienerschaft unverzüglich entlassen und durch französische ersetzt werden. Die Vollstreckung ließ nicht lange warten. Der Herzogin Mutter wurde, ungeachtet ihrer Protestation, die Regierung entzogen und dem Prinzen Niklas übergeben, der junge Herzog Karl nach Paris abgeführt und in Nanzig eine Besatzung von 6000 Mann gelegt. Also kam Lothringen ganz in Abhängigkeit von Frankreich, — wo aber blieb die deutsche Freiheit?

Heinrich begab sich nunmehr zu seinem Heere, das in einer weiten Ebene vor Metz lagerte. Diese Stadt, schon aus alter Zeit her ein fester Platz, woran mancher Angriff gescheitert war, bedurfte nur einer guten Vertheidigung, um sich bei der damals noch üblichen Kriegsführung längere Zeit auch gegen einen so zahlreichen Feind zu halten. Die Bürgerschaft zeigte trotz der nahen Gefahr und der Entfernung von jeder Hülfe viele Entschlossenheit

zu ernsthaftem Widerstand. Französischer Seits mochte man denselben fürchten, und wiewol an der Spitze einer Armee von 35,000 Mann, zog der König vor, statt über Blut und Leichen sich über Verrath und Hinterlist eine Brücke in die Stadt zu bauen. Cardinal Robert von Lenancourt, für den Cardinalshut und den noch zukünftigen Lohn der Bestechung ein unterwürfiger Knecht Frankreichs, saß damals auf dem Bischofsstuhl in Metz. Wie er selbst Creatur in fremdem Solde, entschädigte er sich für eignen Sklavendienst durch die Gönnerschaft, welche er in gleicher Weise auf Untergebne übte. So gewann er zwei angesehene Patrizier Robert und Caspar von Heu für seine Pläne. Ihr Einfluß, unterstützt durch französisches Gold, machte mehre obrigkeitliche Personen in ihren Pflichten wankend und der Sache des Vaterlandes abtrünnig.

Während dergestalt verderbliche Spaltungen in der Stadt entstanden, indem die eine, zwar geringe, aber einflußreiche Partei sich für den König, die andre, zahlreiche, aber unangesehne Partei sich für den Kaiser erklärte, wurde beschlossen eine Gesandtschaft an den Oberbefehlshaber der französischen Truppen, den Connetable von Montmorency, abzuschicken. Dieselbe überbrachte ihm das Anerbieten der Bürgerschaft, seinen Soldaten Lebensmittel zu liefern und sogar der Person des Königs mit einigen aus seinem Gefolge, wohlverstanden, wenn diese Begleitung gering sei, den Durchzug durch ihre Stadt zu gestatten. Der Connetable antwortete: „ihre Anerbieten seien so unzuläßig, daß er sich scheue, sie nur dem König vorzutragen; übrigens kenne er wohl den Zustand ihrer Stadt und das, was sie für den Kaiser gethan hätten; der König führe die Schlüssel zu den Oertern bei sich, in welche er Eingang sich verschaffen wolle; es sei ihre Sorge, ihre Stadt wohl zu schützen." Etwas eingeschüchtert durch diese drohende Sprache, kehrten die Gesandten zurück.

Darauf rückte der Connetable hart vor die Thore der Stadt. Man glaubte, er würde die Belagerung beginnen, oder einen Sturm auf die Mauern wagen. Statt dessen sandte er zwei

Hauptleute, Bourdillon und Tavannes, an den Magistrat mit der Anzeige, daß er gekommen sei, um die Armee des Königs durch die Stadt zu führen, in der Absicht, sie, ohne dieselbe darin einzuquartieren, auf einer Wiese, welche jenseits lag, ein Lager beziehen zu lassen. Zugleich bat er, man möge dem König mit seiner gewöhnlichen Garde Quartier in der Stadt geben, damit er daselbst seine Anordnungen über die Vertheilung der Lebensmittel treffe.

Diesem Antrag zu willfahren, wie die französische Partei auf der Stelle verlangte, widersetzte sich der größte Theil der Bürgerschaft. Man suchte Zeit zu gewinnen, um Truppen herbeizuziehn und die Stadt in bessern Vertheidigungszustand zu setzen, bis daß der Kaiser Hülfe schickte. Die Abgesandten wurden mit einer unbestimmten Erklärung hingehalten.

Endlich vereinigten sich auf Anstiften des Cardinals und Bischofs von Lenancourt mehre von den bestochnen Patriziern und gingen, ohne Auftrag und Wissen der übrigen Bürgerschaft, zum Connetable, einleitende Verabredung mit ihm zu treffen. Dieser, ohne lange ihre Rede abzuwarten, empfing sie wie die besten Freunde, wie Boten der Obrigkeit, welche ihm die Genehmigung seines Antrags überbrachten. Er bewies ihnen mit vieler Artigkeit, allein könne er doch unmöglich seinen Einzug halten, aber er wolle sich nur von einem Fähnlein der Garde und den Cavalieren seines Stabs begleiten lassen.

Und wirklich ließ der ehrliche Mann nur ein Fähnlein aufsitzen, — aber ein Fähnlein ganz eigner Art, ein Fähnlein, wie er es sich zu dieser Heldenthat auserlesen. Aus fünfen eins zu machen, war ihm ein Leichtes, und die einfältiglichen Metzer bemerkten solch arithmetischen Fehler nicht früher, als bis sie die Rechnung schon bezahlt hatten. 1500 Corcelets d'elite rückten, und zwar ohne Schlachtlinie, um ihre feindliche Absicht und ihre Zahl zu verstecken, vor die sorglose Stadt, welche keine Ahnung hatte, daß ihre vielhundertjährige Freiheit ohne Schwertstreich dem fremden Feinde zum Opfer falle. Selbst den verrätherischen Abgeordneten dünkte dies Verfahren allzu eigenmächtig und

gewaltsam; sie bestanden darauf, zuvor der Obrigkeit Antwort zu bringen und sie wenigstens vorzubereiten. Doch der Connetable, der für solche Einreden außerordentlich schwer hörte, unterließ nicht, sie mit den schönsten Schmeichelworten ihrer loyalen Bürgerpflicht zu überhäufen, freute sich, in ihrer Gesellschaft nach Metz zu kommen, und stellte ihnen vor, wie viel Muße sie unterwegs hätten, sich über ihre Angelegenheiten zu besprechen. Die Pferde wurden vorgeführt, der Connetable bestieg das seine und lud die Herren mit höflicher Verneigung zur Begleitung ein. Sie mußten, ob freiwillig oder unfreiwillig.

Als sie nun bis an die Thore gelangten, wohin sich seltsamerweise ein großer Theil des Heeres nachgedrängt hatte, erstaunte der Connetable ganz über solchen Zudrang und bewies erschrecklichen Unwillen. Er machte sogar Miene, als wolle er, mit Ausnahme der Garde, Allen befehlen, sich augenblicklich zurückzuziehen. Während dieser Komödie schlichen mehre Cavaliere wie Katzen durch die halboffne Pforte und ihnen nach die Soldaten der Garde. Mit Blitzesschnelle war das Thor von den Franzosen besetzt. Zuletzt, ganz wie aus den Wolken gefallen, erschien der Herr von Paloux, an der Spitze seiner 2000 leichten Reiter. Der Connetable, der sich unterdeß von der Entrüstung erholt hatte, sagte, als er bei dem Anblick des Ritters die Ueberraschung der Abgeordneten wahrnahm: „Meine Herren, Sie können diese Leute recht wohl mit uns eintreten lassen, ich werde Sorge tragen, daß sie sich augenblicklich wieder entfernen, um dem König über den Stand Ihrer Magazine Nachricht zu geben.“ Nach diesem Vorfall fielen alle Schranken; soweit sie zulangte, drang die ganze Armee wie in eine eroberte Stadt hinein, und was nicht Platz fand, quartierte sich in die umliegenden Dörfer.

So fiel Metz, eine der stärksten Grenzfestungen Deutschlands ohne einen Tropfen Blut, ohne einen Schuß Pulver. Ueber den Antheil der Schuld des Magistrats lauten die Angaben verschieden, in jedem Fall aber waren seine Gesinnungen bestochen und sein Benehmen äußerst zweideutig. Die Chronik von Metz erklärt

ihn geradezu im Einverständniß mit den Franzosen und erzählt, daß er zur Zeit, als der Connetable in die Thore einzog, den Bürgern befohlen habe, sich in ihre Häuser einzuschließen. Auf der andern Seite zeigt die Art und Weise, wie man die Abgeordneten im feindlichen Feldlager empfing, eben kein festes Vertrauen auf die neue Freundschaft; wenigstens fragte der französische Befehlshaber sie bei den treulosen Anordnungen, womit er sich den Einzug erzwang, nicht erst um ihre Beistimmung, die er so artig war, unbedingt vorauszusetzen.

Der Connetable, nunmehr unumschränkter Herr der Stadt, belohnte die Demuth und Unterwürfigkeit durchaus nicht mit Milde und Schonung. Sein nächstes Vorhaben war, den misgünstigen Theil des Magistrats zu entfernen. Zu diesem Zweck legte er sich plötzlich auf das Krankenbett, indem er das bedenklichste Gichtleiden vorgab, das ihn nöthige, an den Tod und sein Testament zu denken, und berief als Zeugen dazu die Magistratspersonen zu sich, welche man ihm als feindselig bezeichnet hatte. Sobald sie versammelt waren, sprang er vom Bette und durchbohrte den Schöffenältesten. Zugleich stürzten sich seine Garden über die Uebrigen und mordeten sie.

Mit diesen fiel der letzte Widerspruch gegen das neue Regiment, die starke Armee hielt die Bürgerschaft in Zaum und Zügel, der beim Leben gebliebene Magistrat war ein williger Sklave, und die Fehlenden wurden aus der Partei des Herrn von Lenancourt ersetzt. In der Stadt lag eine schwache Anzahl Truppen, die man auf den Fall einer Vertheidigung angeworben hatte. Der Connetable verlangte deren schleunige Entlassung „seine Soldaten könnten leicht mit ihnen in Händel gerathen, es sei unnütz, mit so großen Kosten ihren Unterhalt zu bestreiten, und zudem sei er ja da, mächtig genug, um die Stadt bis zur Ankunft des Königs zu bewahren, welcher alsdann, was ferner geschehen müsse, kund geben werde."

Alles dies ereignete sich, während der König Heinrich von Nanzig unterwegs nach Metz war. Am 18. April 1552 kam er

daselbst an und fand die Stadt bereits in der Gewalt seines Feldherrn. Er musterte die Armee und hielt darauf im glänzenden Siegesornate triumphirenden Einzug. Die Schöffen der Stadt trugen über ihn den Baldachin. Dem Magistrat, der ihn bat, er möge ihre Freiheiten und Privilegien bewahren, antwortete er: „ich werde euch wie die Meinigen behandeln.“ Darauf begab er sich in die Kathedrale, wo ein feierliches Hochamt gehalten wurde, und von da in den bischöflichen Palast, wo er seine Wohnung nahm.

Der König verweilte nur drei Tage in Metz. Dagegen blieb eine Besatzung von 5000 Mann unter dem Befehl Arthur's von Costey, Bruder des Marschall von Brissac, zurück. Die Bürgerschaft wurde entwaffnet und mußte der Krone Frankreich Treue und Gehorsam schwören. Man bemächtigte sich der Munition, des Geschützes und des Proviantes, die Festungswerke wurden ausgebessert und verstärkt, zuletzt die ganze alte Obrigkeit abgesetzt und eine neue gewählt.

Es sind jetzt drei Jahrhunderte, daß die Franzosen diesen leichten Raub auf Kosten der deutschen Freiheit innehaben. Die Freiheit der Stände gegen die kaiserlichen Eingriffe zu schützen, war der trügerische Wahlspruch des allerchristlichsten Königs, des Rächers „der deutschen Freiheit“, und kaum daß er seinen Fuß auf unsern Boden setzte, vernichtete er mit einem Schlage die ältesten Freiheiten und Privilegien. Es war die unumschränkte königliche Gewalt von Frankreich, die von nun an in den Bisthümern ohne Concurrenz befahl. Der Besitz galt dem König mehr als das Recht; dies hat er uns Deutschen als einen todten Schatz willig zurückgelassen.

H. Scherer.

(Fr. v. Raumers histor. Taschenbuch v. 1842.)

2.

Feldzüge und Friedensunterhandlungen der Franzosen in Deutschland gegen Ende des dreißigjährigen Krieges.

So manchen glücklichen Streifzug die Franzosen und die Schweden nach dem Innersten der ihnen noch Widerstand leistenden deutschen Gebiete auch ausgeführt hatten, so war es doch immer dabei geblieben, daß sie sich für ihre Quartiere auf das linke Rheinufer, einige niedersächsische Bezirke und Thüringen angewiesen sahen, Landschaften, die schon völlig ausgesogen wenig Hülfsquellen darboten, während ihre Gegner, Kaiserliche und Bayern, den schwäbischen, fränkischen und baierischen Kreis behaupteten, die sich in einem verhältnißmäßig noch erträglichen Zustand befanden.

Unaufhörlich machten nun die Franzosen, entweder allein oder mit ihren Verbündeten, bald vom Main, bald von ihren festen Plätzen am Oberrhein her, den Versuch in jenen Kreisen Fuß zu fassen, in Baiern einzudringen. Aber um so nachdrücklicher setzte sich ihnen Kurfürst Maximilian entgegen. Im Jahr 1643 stellte er 27 eigene Regimenter ins Feld, denen sich lothringische und kaiserliche Schaaren anschlossen. Ein Paar Führer großen Namens standen an ihrer Spitze. Längst kannten die Franzosen den einen derselben, Johann von Werth, der jetzt

frei geworden ihnen mit der alten unverwüstlichen Lebenskraft und rastlosen Verwegenheit begegnete; jetzt lernten sie auch den andern kennen, einen Mann von eben so großer Auszeichnung durch entgegengesetzte Eigenschaften, Umsicht und Ueberlegung, den Feldmarschall Mercy, von dem sie selbst gesagt haben, er handle immer so, als habe er in ihrem Rathe gesessen.

Die Baiern ergänzten aus den Trümmern der feindlichen Armee ihre eignen Reihen und faßten den Gedanken, die Franzosen aus der beherrschenden Stellung, die sie am Oberrhein genommen, wieder herauszutreiben. Sie belagerten Freiburg und bedrohten dadurch Breisach.

Da setzte ihnen Mazarin Turenne entgegen und der Prinz von Enghien, der hauptsächlich von den Truppen seines Hauses umgeben in jenen Gegenden zu einer neuen Unternehmung schreiten wollte, ließ sich durch die Gründe und Zusagen Mazarins bewegen, seine Waffen nach dem Oberrhein zu wenden. Die beiden großen Heerführer, deren Wettstreit später die Welt mit dem Ruhm ihres Namens erfüllen sollte, vereinigten sich gegen die bairische Kriegsmacht, welche die zweitstärkste war, die noch gegen sie im Felde stand.

Anfang August 1644 kam es bei Freiburg zu einer Schlacht, die in unvergänglichem Andenken geblieben ist. Plötzlich in seinen Verschanzungen angefallen, hielt es Mercy, nachdem er diese mit tapferer Anstrengung behauptet hatte, doch für rathsam, sich auf nahe Anhöhen, die ihm eine stärkere Stellung darboten, zurückzuziehen. Eben darin bestand sein Talent, die Vortheile des Bodens zu benutzen, sich der Beschaffenheit desselben gemäß rasch und geschickt zur Gegenwehr zu rüsten. Unverzüglich suchten ihn die Franzosen hier auf, und zwar unter den Augen eines Prinzen von Geblüt, der ihnen das Beispiel des Kriegsmuthes gab mit verdoppeltem Eifer. Wohl konnte sich Mercy der Ueberzahl des Feindes gegenüber auf die Länge nicht behaupten; die Franzosen konnten nicht verhindert werden, gleich darauf Philippsburg und selbst Mainz, unter Connivenz des Domcapitels zu besetzen: in

prächtigen Worten rühmten sie ihre Erfolge, durch die der Rhein seine alten Beherrscher wieder gefunden habe; — aber es war immer etwas, Freiburg beschützt, den mächtigen Feind bestanden, den Ruhm der deutschen und bayrischen Waffen aufrecht erhalten zu haben.

Etwas besser gelangen den Franzosen ihre Angriffe im Jahre 1645. Turenne erlitt abermals einen Verlust, — bei Mergentheim — abermals kam ihm Enghien zu Hülfe: bei Allersheim unfern Nördlingen ward hierauf die Schlacht von Freiburg gleichsam fortgesetzt. Auch da hat sich Mercy auf das geschickteste aufgestellt und gut befestigt; wäre er nicht gleich im Anfang des Treffens gefallen, so würde die Schlacht einen andern Ausgang gewonnen haben. So war es hauptsächlich die Tapferkeit der Weimar'schen Veteranen und einiger hessischen Schwadronen, was den Tag zu Gunsten der Franzosen entschied. Enghien hat oft bekannt, daß er den Deutschen die Rettung seines Lebens verdanke. Eine Entscheidung führte aber auch diese Bataille nicht herbei. In Kurzem verstärkten kaiserliche Hülfstruppen das bayrische Heer; die Franzosen sahen sich genöthigt, von Heilbronn, das sie belagerten, nach Philippsburg zurückzuweichen.

Indem nun aber die Bayern im Felde den Franzosen den tapfersten Widerstand leisteten, bahnte sich in der Unterhandlung eine nur allzunahe Verbindung zwischen beiden an. Im Jahr 1645 waren die beiden Friedenscongresse in Münster und Osnabrück eröffnet worden: in Münster, wo die Abgeordneten der katholischen Mächte sich versammelten, war der Herzog von Longueville, der mit der Schwester Enghiens vermählt war und so zu der damals vorwaltenden Familienverbindung gehörte, in der Eigenschaft eines ersten französischen Bevollmächtigten eingetroffen: man ging endlich mit Ernst an die Unterhandlung; in den letzten Monaten dieses Jahres und den ersten des folgenden wurden die entscheidenden Vorschläge ausgetauscht. Sie konnten nach so vielen Fortschritten der Franzosen nicht anders als diesen sehr günstig sein.

Wie oft war früher den Franzosen in Erinnerung gebracht, daß ihnen kein Recht auf die drei Bisthümer zustehe. Der kaiserliche Bevollmächtigte Trautmannsdorf bot ihnen jetzt an, daß diese Plätze und Landschaften mit allen Rechten der Souveränetät an Frankreich überlassen werden sollten.

Aber die Franzosen erklärten, daß sie sich die Behauptung alter erworbener Besitzthümer nicht in Anrechnung bringen lassen würden: sie traten mit der unerwarteten, weitaussehenden Forderung auf, daß ihnen, wenn sie anders die in der Pfalz und in den Gebieten der übrigen rheinischen Kurfürsten eingenommenen Plätze herausgeben sollten, das österreichische Elsaß sammt Breisach überlassen werden müsse. Die Landgrafschaft von Ober- und Niederelsaß, sowie die Landvogtei über die zehn Reichsstädte gehörte damals nicht dem Kaiser Ferdinand selbst, sondern der in Tyrol abgezweigten leopoldinischen Linie, den Kindern der Erzherzogin Claudia in Insbruck; aber das gewann den Franzosen keinerlei Rücksicht ab; sie erachteten das Haus Oesterreich für solidarisch, zumal so lange es das Kaiserthum besaß. Die kaiserlichen Bevollmächligten führten aus, daß Oesterreich sich in den letzten Jahrzehnten sogar Verdienste um die französische Krone erworben habe, — und in der That möchten die Würfel anders gefallen sein, wenn der Kaiser, so lange Rochelle noch unüberwunden und Rohan noch im Felde war, dazu geschritten wäre, die alten Rechte des Reiches in Geltung zu bringen, was er aus Rücksicht auf die Religion nicht gethan hatte — daß ferner die eigenen Erklärungen der Franzosen, ihre Verabredungen mit ihren Verbündeten mit diesen Ansprüchen in Widerspruch seien: aber diese Mahnungen an alte Verhältnisse und Zusagen machten den seitdem eingetretenen Veränderungen gegenüber keinen Eindruck; Mazarin zog nur den gegenwärtigen Zustand in Betracht, und fand ihn so angethan, daß die Abtretung, wie übermäßig sie auch den Gegnern erscheine, auf die Länge nicht werde verweigert werden können. Denn der Kaiser, so sagte er, sei nun einmal in einer absoluten Nothwendigkeit, Frieden zu machen;

von allen deutschen Fürsten werde er durch unaufhörliche Protestationen dahin gedrängt; der Versuch, einen besondern Vertrag mit anderen Feinden zu schließen, sei ihm mißlungen: er beauftragte den Bevollmächtigten, fest zu halten, und sich um keine Einwendungen zu kümmern.

Was ihm nun dabei die größte Zuversicht einflößte, war eben die Uebereinstimmung mit dem Kurfürsten Maximilian von Bayern, deren er durch einen ihm in die Hände gerathenen Brief desselben vollkommen sicher war. Der Grund davon lag in folgendem Moment. Im letzten Jahre hatten die Schweden gegen die österreichischen Heere noch entschiedenere Erfolge gehabt, als die Franzosen gegen die Bayern: sie hatten Brünn belagert und Wien bedroht: der Kaiser mußte ihnen selbst und ihren deutschen Bundesgenossen große Zugeständnisse in Aussicht stellen; alle die geistlichen Stifter, auf deren Herstellung man anderthalb Jahrzehnte früher die Katholisirung von Norddeutschland hatte gründen wollen, wurden dazu bestimmt, Bestandtheile der protestantischen Territorien zu werden. In diesem Wachsthum der protestantischen Macht sah nun aber Maximilian eine Gefahr für sich selbst: um sich behaupten zu können, trat er den Feinden näher, mit denen er am härtesten kämpfte. Die Franzosen versprachen, ihn in seiner kurfürstlichen Würde zu schützen: er dagegen sagte zu, ihnen die Schadloshaltung, die sie in Anspruch nahmen, im Elsaß zu verschaffen: sie wurden durch das gemeinschaftliche katholische Interesse mit einander verbunden. Die Franzosen wünschten einen vierten katholischen Kurfürsten im Reiche zu haben: Kurfürst Maximilian fand es nützlich, daß das Elsaß in den Händen einer starken katholischen Macht sei. Auf diese Weise meinten sie das Gleichgewicht der Religionen im Reiche zu erhalten.

Auf das eifrigste verwandte sich nun zunächst der Kurfürst für die Annahme der französischen Vorschläge. Er drohte dem Kaiser, ihn sonst zu verlassen, worauf das Reich in zwei Hälften zerfallen werde, eine protestantische unter den Schweden, und eine

katholische unter den Franzosen, ohne alle Autorität der kaiserlichen Krone. Seine Anmahnungen wurden durch die überaus mißliche Lage der Dinge unterstützt; die kaiserlichen Bevollmächtigten fanden sich im April und Mai 1646 wirklich bewogen, auf die Forderungen der Franzosen, so unannehmbar sie anfangs erschienen waren, dennoch einzugehen.

Aber damit war doch der Friede nicht zu Stande gebracht. Der Kaiser machte die Ausführung seiner Zugeständnisse allezeit von dem Abschluß zwischen den Franzosen und Spaniern abhängig, der in weiter Ferne lag; er forderte die Herstellung des Herzogs von Lothringen, von der die Franzosen nichts hören wollten. So lange aber der Krieg dauerte, hielt es auch Kurfürst Maximilian weder für weise, sich von dem Kaiser zu trennen, noch fand er dies mit seiner politischen Ehre vereinbar: er war über die Gewaltthätigkeiten, welche die französischen Truppen in dem Gebiete seines Bruders, des Kurfürsten von Köln, ausübten, ohnehin aufgebracht: nachdem er den Franzosen die Abtretungen, nach welchen sie hauptsächlich verlangten, verschafft hatte, ließ er doch seine Truppen wieder zu den Kaiserlichen stoßen. Eine Politik, für die sich bei jedem einzelnen Schritte etwas sagen ließ, die aber in schreienden Widerspruch mit sich selbst gerieth und bei der unzuverlässigen Beweglichkeit der Gegner verderblich werden mußte.

Nachdem der französische Hof aus Rücksicht auf die Unterhandlungen eine Zeit lang gezögert hatte, den Eroberungsplan Turenne's zu billigen, genehmigte er denselben zuletzt aus Rücksicht auf diese militairische Haltung. Im August 1646 vereinigten sich die Franzosen mit den Schweden, die jetzt von Wrangel geführt wurden, an der Lahn, fast vor den Augen des Erzherzogs Leopold Wilhelm und des bayrischen Feldmarschalls Gleen, welche sich bei Frankfurt aufgestellt hatten. Man erwartete einen abermaligen großen Schlachttag.

Aber nicht dahin ging die Absicht der fremden Generale. Ihr Sinn war vielmehr, diesem stattlichen Heere zum Trotz den schon so lange beabsichtigten Einbruch in Bayern auszuführen.

Mochte der Hof auch jetzt noch Bayern schonen wollen, Turenne hielt sich, da er nun einmal im Kriege begriffen war, zu keiner Rücksicht verpflichtet; die Schweden glühten von altem Haß. Weder der Erzherzog noch der Feldmarschall, auf welchen das Talent seines Vorgängers, die Pläne seiner Feinde zu durchschauen, nicht übergegangen war, hatten eine Ahnung von diesem Vorhaben: sie waren nur bemüht, sich in der eingenommenen Stellung zu befestigen. Aber indeß gelang es den beiden Fremden, sie in wohlberechneten Tagemärschen vorbeizugehn, sich zuerst zwischen ihrem Lager und dem Main aufzustellen und alsdann in ihrem Rücken den Fluß zu überschreiten. Dieser Eine Tag veränderte, wie Turenne sagt, die ganze Gestalt der Dinge. In zwei großen Zügen, Turenne zur Rechten, nur einen Tag bei Schorndorf aufgehalten, Wrangel zur Linken, über Würzburg und Nördlingen, so stürzten sie sich nach der obern Donau zu, die jener bei Lauingen, dieser bei Donauwörth überschritt: überall fanden sie Straßen und Brücken, und Lebensmittel vollauf. Mit vereinigten Kräften eroberten sie Rain, doch widerstand ihnen Augsburg so lange, bis die kaiserlich-bayersche Armee auf weitem Umwege ebenfalls am Lech anlangte. Noch wäre es dieser vielleicht möglich gewesen, den Feind nach Franken zurückzuwerfen, wenn sie es ernstlich unternommen hätte. Aber indem die Kaiserlichen sich vor Allem Schwabens zu versichern suchten und sich nach der Iller wandten, gaben sie dem Feinde Gelegenheit, den Lech hinaufziehend durch den Paß von Landsberg in Bayern einzubrechen. Franzosen und Schweden erschienen vor München, während man hier keine Nachrichten von den eigenen Truppen hatte, die den Kaiserlichen zur Seite fochten. Das Land ward der Verwüstung Preis gegeben, die in diesem Kriege dadurch so gräßlich wurde, daß jeder Theil den Boden, den er verließ, für den Gegner, der nach ihm kam, unwirthbar zu machen suchte. Um sein Land, wie er mit Recht sagt, von dem Untergange zu retten, entschloß sich Maximilian, nachdem er lange wegen eines allgemeinen Waffenstillstandes unterhandelt,

der aber an den Forderungen von Oesterreich scheiterte, zum Abschluß eines besonderen, den er bisher immer vermieden hatte. So viel erreichte er auch diesmal, daß seine kurfürstliche Würde ihm unangetastet blieb; vergebens suchten die Verbündeten der Franzosen einen das pfälzische Haus begünstigenden Artikel einzuflechten: die feindlichen Heere verließen Baiern: aber sie behielten die benachbarten festen Plätze, Heilbronn und Memmingen, und die Donauübergänge von Ulm bis Donauwörth in ihren Händen. Hierauf hat man wohl, denn mannigfaltig schwankte die Politik jener Tage, zuweilen von einem bayrisch-französischen Angriff auf Oesterreich, zuweilen im Gegentheil von einem schwedisch-österreichischen Bunde gegen Bayern und Frankreich gesprochen; zuletzt überwog nochmals das bisherige Verhältniß: Bayern schloß sich aufs neue an Oesterreich an, aber dadurch zog es auch wieder die gemeinschaftlichen Feindseligkeiten der Schweden und Franzosen über sich herein. Diese fanden jetzt in Schwaben und Franken entgegenkommende Aufnahme, bei ihrem Vordringen in Bayern keinen nachhaltigen Widerstand; sie überschritten den Lech und verwüsteten nun auch die seither noch nicht berührten Landschaften mit Feuer und Schwert. An den aufsteigenden Rauchwolken und dem vom Brande der Dörfer gerötheten Horizont konnte Maximilian, der anfangs nach Wasserburg geflüchtet war, das Unglück, das die Seinen traf, ermessen. Denn das war nun das Geschick von Deutschland, daß das kulturzerstörende Verderben keine Provinz verschonen sollte.

Unter dem Fortgang dieser unheilvollen Begebenheiten konnte den Franzosen keine ihrer Forderungen abgeschlagen werden. Am 17. September 1646 sandten die französischen Bevollmächtigten einen Courier an die Königin-Regentin, um sie zu benachrichtigen, daß ihr der obere und niedere Elsaß, sammt dem Sundgau, so wie Breisach und das Besatzungsrecht von Philippsburg zugestanden sei: sie priesen die Fürstin glücklich, daß sie unter ihrer Regentschaft die Gränzen von Frankreich weiter ausgedehnt habe, als jemals ein König.

In der Form, welche diese Bestimmungen damals erhalten haben, sind sie später dem Friedenstractat einverleibt worden. Von den Landschaften, welche Deutschland verlor, bemerkte man nicht mit Unrecht, sie seien einem halben Königreiche gleich. Der Gegensatz der Religion, welcher sie den Nachbarn zuerst überlieferte, hat auch ihre definitive Abtretung veranlaßt.

Noch war die Frage, ob die Abtretung mit dem Rechte der Souveränetät geschehen, oder ob die Landschaften ein Lehen des Reiches bleiben sollten. Von Seiten des Kaisers zog man von Anfang an das Erste vor: denn die regelmäßige Theilnahme einer benachbarten großen Macht an den Verhandlungen des Reiches hätte eine seiner Autorität sehr nachtheilige Wirkung entwickeln können. Von Seiten der Reichsstände ward das Zweite gewünscht, schon um die Integrität des Reiches im Allgemeinen zu erhalten, da ein Verhältniß des Lehens nicht eine volle Unabhängigkeit in sich schloß. Die Franzosen sahen auf beiden Seiten Vortheile. Zuletzt aber fanden sie es doch mit der Würde ihres Königs nicht vereinbar, daß er einmal in den Bann des Reichs erklärt werden könnte; dem beschränkten und vielleicht zurücknehmbaren zogen sie den unbedingten Besitz vor.

Leopold Ranke.
(Französische Geschichte, Bd. 3.)

3.
Verlust des Elsaß an Frankreich durch den westfälischen Friedensschluß und seine Folgen.

Der Friede, welcher den dreißigjährigen Krieg beendigte, wurde, zwischen Kaiser und Reich einerseits und der Krone Frankreich andrerseits, zu Münster 1648 geschlossen. Artikel 11 desselben heißt in seinen wesentlichen Sätzen:

„Die Oberherrschaft, die Landeshoheit und andre Rechte, die bisher das römische Reich auf die Bisthümer Metz, Tull, Verdun und deren Städte und Gebiete gehabt hat, sollen künftig auf eben die Weise der Krone Frankreich zustehen und ihr auf ewig einverleibt sein.

Es begeben sich der Kaiser für sich und das ganze Haus Oestreich, wie auch das römische Reich aller Rechte auf die Stadt Breisach, die Landgrafschaft Ober- und Niederelsaß, Sundgau, die Landvogtei der zehn im Elsaß gelegenen Reichsstädte, Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Kaisersberg, Obernheim, Roßheim, Münster im St. Gregoriusthal, Thüringheim und alle Dörfer, die zu derselben gehören, und übergeben sie dem allerchristlichsten König und der Krone Frankreich, so daß die genannte Stadt Breisach sammt den Dörfern Hochstedt, Niederrimsing, Harten und Acharren und dem ganzen Gebiete, soweit es sich von alten Zeiten erstreckt hat, nunmehr der Krone Frankreich gehören soll.

Ferner sollen die besagten beiden Elsaß und Sundgau, wie auch die zehn Städte mit allen dazu gehörigen Unterthanen,

Städten, Dörfern, Schlössern, Wäldern, Bergwerken, Gewässern, Weiden und sammt allen Rechten und ohne allen Vorbehalt, mit der Oberherrschaft von nun bis zu ewigen Tagen dem allerchristlichsten König und der Krone Frankreich zustehen, ohne daß der Kaiser, das Reich und das Haus Oestreich oder ein Andrer widersprechen könne, daß auch Keiner irgend ein Recht oder eine Gewalt in den genannten, dies- und jenseits des Rheins gelegenen Ländern je soll gebrauchen dürfen."

Die Zeitgenossen mögen diese Urkunde des westfälischen Friedens, wie keiner je die Würde einer großen Nation schimpflicher beleidigte, nur immer nach dem Wortlaute lesen, um den ganzen Umfang der Demüthigungen zu erkennen, welche das gebietende Frankreich schon damals vor zweihundert Jahren dem deutschen Reiche auferlegte.

Der Hauptzweck, den Frankreich durch den Frieden erreichen wollte, war doppelt. Einmal eine bedeutende Vergrößerung auf Kosten Deutschlands, die zugleich in demselben Maße die französische Grenze verstärkte, als sie die deutsche schwächte. Daher richtete Frankreich seine Augen nicht blos auf verschiedene Theile der ehemaligen burgundischen Erbschaft und Lothringen, sondern auch auf das Elsaß und die angrenzenden Landschaften, selbst auf den Breisgau, also schon auf Länder diesseits des Rheins. Um einen Schein des Rechts zu haben, wurde beständig der Grundsatz aufgestellt, daß, was in Deutschland erobert sei, dem französischen König vermöge eines Rechts zukomme, das er als sein Eigenthum und Erbe behalten müsse; es wurde sogar darauf angespielt, daß das Elsaß ein Theil des Königreichs Austrasien sei, daß es also nach der höchsten Billigkeit nur unter seinen eigentlichen Herrn zurückkehre, und daß überhaupt mehre andre Theile von Deutschland zu Frankreich gehört hätten, wie z. B. Trier, das mit Gallien verbunden gewesen sei.

Der zweite Zweck, den Frankreich im westfälischen Frieden zu erhalten suchte, war eine solche Auflösung der Einheit in Deutschland, eine solche Vernichtung aller alten Grundsätze und

Begriffe, die es ihm leicht machen mußte, immer den Meister im Reiche zu spielen und den lang genährten Entwurf zu verwirklichen, seinem König endlich die kaiserliche Krone zu verschaffen. Deswegen wurde der Grundsatz aufgestellt, daß alle deutschen Fürsten souverain seien, daß sie das Recht haben über das Leben, die Güter und die Ehre ihrer Unterthanen, daß sie zum Beistand fremder Mächte Truppen werben können, daß die Fürsten und selbst die Städte nach Belieben unterhandeln und Bündnisse schließen können (siehe den achten Artikel des Osnabrücker Friedens). „Durch solche heillose Grundsätze", sagt Rühs in seiner vortrefflichen Schrift über Frankreichs Einfluß auf Deutschland, „hoffte man zuerst die Fürsten selbst zu gewinnen; mit beiden Händen, glaubte man, würden sie zugreifen, um in ihrem Gebiete kleine Sultane zu werden, die Unterthanen ohne alle Scheu vor den Landständen, den Reichsgerichten, kaiserlichen Commissionen und Executionstruppen zu plagen und auszusaugen, oder, wie es seitdem in der feinen von Frankreich aufgebrachten Sprache diplomatischer Artigkeit lautete, nach allerhöchsteignen Ansichten zu beglücken. Sie würden, hoffte man, immer bereit sein, die schützende Hand anzunehmen, die Frankreich ihnen darbot; es sollte ihnen immer vorgehalten werden, sie hätten kein andres Interesse, als sich dicht an diese Macht anzuschließen, die nichts weiter wünsche, als im Stande zu sein, ihnen bei jeder Gelegenheit sogleich zu Hülfe zu kommen; es sei darum zum größten Vortheil Deutschlands, wenn Frankreich die deutschen Grenzlande besitze; es wären deswegen auch die Forderungen so äußerst mäßig; nur das Elsaß verlange man, nur die Waldstädte, nur Breisach und Philippsburg mit den umliegenden Gegenden."

Also entwickelte sich ein Zustand der Dinge, der das deutsche Reich seinem Wesen nach vernichtete, seine Kraft auflöste und in Stücke brach, und das heiligste Guf des deutschen Volkes, die freie ständische Verfassung, unwiederbringlich verloren machte. Frankreich konnte überall thätig sich stets eine bedeutende Partei erhalten. Daß diese Souverainetät lediglich nur die Macht

Deutschlands schwächen sollte, ward von den Franzosen mit der größten Klarheit erkannt. In Frankreich, heißt es in den Instructionen der zur westfälischen Friedensunterhandlung abgeordneten Gesandten, würde ein solches Verhältniß verrätherisch sein, in Deutschland aber wird es durch die Natur der Sache gerechtfertigt. Es wäre unverzeihlich, wenn ein französischer Prinz, im Fall er sich vom König beinträchtigt glaubt, bei andern Mächten Hülfe suchen wollte; aber die deutschen Fürsten, die den Kaiser wählen, deren Rechte und Freiheiten von ihm bestätigt werden, sind berechtigt, mit allen Potentaten der Christenheit Unterhandlungen anzuknüpfen und Verträge abzuschließen! Mit dem größten Nachdruck bestanden die Franzosen daher auf der Souverainetät für die deutschen Fürsten, worin sie eine vorzügliche Begünstigung ihrer Pläne wahrnahmen.

Während Frankreich für seine geringe Theilnahme am dreißigjährigen Kriege und für sein kleines Waffenglück unstreitig den ersten Siegespreis davontrug, kamen in Deutschland beide Religionsparteien um den ganzen Einsatz des blutigen Kriegsspieles, und hatten ein leeres Nachsehn. Den einzigen, auch nur illusorischen Gewinn machte das Hausinteresse der Fürsten auf Kosten des deutschen Reiches und Volkes. Letztere beide lagen in einer erbärmlichen Ohnmacht und mußten es noch als Vortheil erachten, daß das französische Cabinet im 12. Artikel des Münsterschen Friedens das Zugeständniß gelten ließ:

„Der allerchristlichste König soll gehalten sein, nicht allein die Bischöfe zu Straßburg und Basel mit der Stadt Straßburg, sondern auch die übrigen, durch die beiden Elsaß dem Reich unmittelbar unterworfenen Stände, die Abtei Murbach und Ludern, die Aebtissin zu Andlau, das Benedictinerkloster im St. Gregoriusthal, die Pfalzgrafen von Lützelstein, die Grafen und Barone von Hanau, Fleckenstein, Oberstein und des ganzen Elsasses Ritterschaft, ingleichen die genannten zehn Reichsstädte, die zum Amte Hagenau gehören, in der bisherigen Freiheit, der Unmittelbarkeit gegen das römische Reich zu erhalten, so daß er keine

königliche Hoheit an denselben fordern kann, sondern mit den Rechten zufrieden sein soll, welche dem Haus Oestreich zustanden und hiermit der Krone Frankreich übergeben werden. Jedoch soll durch diese Erklärung Nichts von der oben zugestandenen Oberherrschaft entzogen sein."

Im Ober- und Niederelsaß und der dazu gehörigen Grafschaft Sundgau gab es viele geistliche und weltliche Stände, die unmittelbar unter Kaiser und Reich gehörten, nur die Landgrafschaft, d. h. ursprünglich die höchste richterliche Gewalt im Elsaß, womit zugleich bedeutende Lehne und Einkünfte verknüpft waren, und die ebenfalls einträgliche Landvoigtei über die zehn Reichsstädte, deren Freiheit aber dadurch nicht beeinträchtigt war, besaß das östreichische Haus. Alle diese Stände und die zahlreiche Ritterschaft des Elsasses sollten also fortdauernd Glieder des Reichs bleiben und an den allgemeinen Leistungen Theil nehmen.

Diese Bestimmungen sind wol deutlich genug; auf das, was das östreichische Haus nicht besessen hatte, konnte Frankreich durchaus keine Ansprüche machen. Dessenungeachtet aber traten die Franzosen bald mit den allerwillkürlichsten Erklärungen auf, um die gewaltsamsten Eingriffe in die Rechte der Stände zu beschönigen.

Die Abneigung gegen die Franzosen wurde, in Folge ihrer Anmaßungen und Rechtskränkungen immer allgemeiner, und das Unglück und eine herbe Erfahrung schienen endlich den deutschen Ständen die Augen aufzuschließen, daß nur durch ihren festen Verband dem fremden Einfluß ein Damm entgegenzustellen sei. Natürlich waren die französischen Agenten überall, auf allen Zusammenkünften und auf jede Weise thätig. Der zu der Vollziehung des Friedens bevollmächtigte Gesandte Vautorte suchte mit glatten Worten auf der Zunge und mit Geld in der Hand alles Ehr-, Rechts- und Nationalgefühl in Schlaf zu wiegen. Der Kaiser selbst wollte von dem Elsaß am liebsten gar Nichts mehr hören und Jeden seine Sache für sich selbst ausmachen

lassen, denn ihm baugte vor dem Schreckbild, daß Frankreich, wenn ihm das Elsaß nicht uneingeschränkt überlassen werde, dasselbe zum Lehn vom Reiche tragen wolle, unter der Bedingung, auf dem Reichstage Sitz und Stimme einzunehmen. Dieser Nebenbuhlerschaft der Majestät abzuhelfen, mochte er gern Gewalt und Unrecht nachsehen. In der Versammlung der Reichsstände sprachen sich verschiedene Ansichten aus. Die einen wollten die Klagen der elsassischen Stände auf sich beruhen lassen und nach der beliebten Methode des Zuwartens die Hülfe dem Himmel übergeben, die andern rafften ihr patriotisches Gewissen noch einigermaßen auf und riethen zu energischen Maßregeln gegen solche Verletzungen der Friedensverträge. „Wenn das Reich", sagten sie, „gleichgültig die gerechten Klagen seiner Stände, die Hartes erdulden, ansieht, so wird ein völliger Bruch zwischen den Gliedern des deutschen Staatskörpers nicht lange anstehen, und wir mögen immer den ganzen Oberrhein verloren geben, wenn man ihn mit der eiteln Hoffnung vertröstet, man werde in der Folge vielleicht das Mittel finden, ihm zu helfen. Der Bischof von Speier ist aufs Aeußerste gekränkt, den Bischof von Basel hat man mit Gewalt gezwungen, sein Land gegen die Franzosen offen zu legen, die zehn elsassischen Städte sehen sich einem Präfecten unterworfen, welchen Frankreich aus seinen Creaturen ernannt hat — wahrlich, will man solche Klagen überhören, dann erwarte man doch nicht, daß diese Stände ihr Contingent dem Reiche stellen, noch daß sie ferner den Beistand Derer nachsuchen, von welchen sie sich so schmählich verlassen sehen. Es wäre Schmach, vor eingebildeten Schwierigkeiten zurückzuweichen, und eine große Schwäche, der Gerechtigkeitsliebe des französischen Königs Stände zu überweisen, welche alles Recht haben, von uns zu verlangen, daß wir sie aus der Knechtschaft befreien, und es hieße Frankreich unverantwortlich schonen, wenn man nicht wagen wollte, es zur getreuen gewissenhaften Vollziehung der Verträge zu nöthigen."

Allein, wie es eben damals auf den Reichstagen zuging, die Patrioten wurden in Stich gelassen, die antinationale Partei

gewann das Uebergewicht, und wo man mit Thaten hätte reden sollen, machte man papierne Schanzen voll leeren, unerquicklichen Wortgepränges. Die Klagen der elsassischen Stände blieben unberücksichtigt und dem König von Frankreich wurde eine unterthänige Denkschrift überreicht, worin man zu seiner Großmuth das Vertrauen aussprach, er werde Niemanden in seinen Rechten kränken. Anfangs stellte sich der König, als wolle er nachgeben, hernach aber erklärte er, daß er den deutschen Fürsten keineswegs eine Entscheidung, nur eine gütliche Vermittelung zugestehe.

Der unerwartete Tod Kaiser Ferdinand's III. (23. Mai 1657) eröffnete der französischen Politik einen ganz neuen Spielraum. Es sollte der Versuch wiederholt werden, dem östreichischen Hause die kaiserliche Krone zu entziehen und sie wo möglich dem König von Frankreich zuzuwenden. Eine ebenso glänzende Gesandtschaft, wie einst nach Münster, wurde für den Wahltag nach Frankfurt abgesandt und Wagen voll Geld folgten ihr auf dem Fuße. „Siehe, so viel will ich dir geben, wenn du vor mir niederfällst und mich anbetest", diese Worte sagte der Gesandte, Marschall von Grammont, von dem einen zu dem andern der deutschen Fürsten. Mit 110,000 Reichsthalern und einem Jahrgeld von 40,000 Reichsthalern auf drei Jahre wurde zuerst der neue Kurfürst von der Pfalz erkauft und versprach dafür Alles zu thun, was die Gesandten von ihm im Namen des Königs verlangen würden. Ebenso war der Kurfürst von Köln ein Mann ganz nach dem Herzen der Franzosen. Auch der Kurfürst von Mainz, dessen Vorfahren sonst stets treu am Vaterland gehangen und den glänzendsten Versuchungen unzugänglich geblieben waren, wankte in seiner Pflicht. Bayern stand wie immer auf der französischen Seite.

Allein so tief auch die Würde der Nation bereits gesunken war, der Gedanke eines französischen Kaisers empörte doch die Gemüther. Daher sollte die Wahl auf den Diener fallen, wenn der Herr sie nicht annehmen konnte. Allein der Kurfürst von Bayern, der dazu auserlesen war, zeigte wenig Neigung und

noch weniger seine Minister, die ihn beherrschten. Also geringen Werth hatte noch die heilige Krone des großen Karl! Mazarin erbot sich sogar, dem Kurfürsten jährlich einen Zuschuß von vier Millionen Gulden zu geben, damit er die kaiserliche Würde behaupten könne; aber dieser Antrag — ein deutscher Kaiser von Frankreich besoldet — scheint auf den Kurfürsten, der das Entehrende fühlte, vollends den ungünstigsten Eindruck hervorgebracht zu haben, denn er erklärte dem Marschall geradezu, daß er keine Lust habe, sich in Frankreichs eigennützige Entwürfe zu fügen. Ebenso wenig glückten die Insinuationen bei dem Kurfürsten von Brandenburg; alle Bemühungen der französischen Unterhändler scheiterten und Leopold, der zweite Sohn Ferdinand's III., wurde (18. Juli 1658) zum deutschen Kaiser erkoren.

Mußten die Franzosen ihre Hauptabsicht freilich aufgeben, so hatten sie doch in der Wahlcapitulation Bedingungen eingeführt, die ganz zu ihrem Vortheil gereichten, ihnen ununterbrochenen Einfluß in die Angelegenheiten Deutschlands sicherten und beständigen Vorwand gaben, das Reich zu verwirren. Der 13. Artikel verpflichtete den Kaiser ausdrücklich, daß er ohne Wissen und Genehmigung der Fürsten keinen Krieg anfangen und keinem Heere erlauben solle, in Deutschland einzurücken. Namentlich mußte er versprechen, den jetzigen und künftigen Feinden der Krone Frankreich, unter welchem Vorwand es auch sei, keine Hülfe zu leisten und keinen Truppen Winterquartiere im Reich zu gestatten; er übernahm die Verpflichtung, in den Ländern der Kurfürsten keine neuen Festungen zu bauen und die alten nicht herzustellen; auch machte er sich verbindlich, während des jetzigen Kriegs keine Hülfe nach Burgund und nach Italien zu schicken; dagegen ward es der französischen Krone ausdrücklich vorbehalten, *deutschen Reichsständen, die um ihre Hülfe anhalten würden, Beistand zu leisten.*

Um diesen französischen Einfluß desto besser zu begründen und zu legalisiren, wurde insbesondere durch die thätige Vermittlung des Kurfürsten von Mainz am 18. August 1658 der

sogenannte **rheinische Bund** geschlossen. Die drei geistlichen Kurfürsten, der Bischof von Münster, der König von Schweden, als Herzog von Bremen und Verden, der Herzog von Neuburg, die Häuser Braunschweig und der Landgraf von Hessen verbanden sich mit dem Könige von Frankreich zur Erhaltung des westfälischen Friedens und zu gegenseitiger Vertheidigung; namentlich machten die verbündeten Fürsten sich anheischig, daß keine Truppen gegen Frankreich durch ihre Länder ziehen sollten, und der König verpflichtete sich, dem Reich mit 16,000 Mann beizustehn. Das bei dem Bunde sowol als bei der ganzen französischen Politik zu Grunde liegende System schildert ein Schriftsteller der damaligen Zeiten mit treffenden Worten: „Anstatt offenbar Gewalt zu gebrauchen, wie während des 30jährigen Kriegs, schien dem König von Frankreich ein kürzerer Weg zu sein, einige deutsche und besonders solche Fürsten, die dem Rhein nahe waren, durch einen Bund und, wie man sagte, auch durch einen jährlichen Sold an sich zu ketten, überhaupt den Schein anzunehmen, als wäre er für Deutschland äußerst besorgt, in den Streitigkeiten der Fürsten gern den Friedensstifter zu machen, denjenigen, die es verlangen, mit Geld und Soldaten ohne Verzug beizustehn und sich überhaupt so zu betragen, daß die, so eine Hülfe nöthig haben, sich überzeugt halten müssen, die Freundschaft Frankreichs gewähre ihnen zuverlässigeren Schutz, als der Kaiser und die Gesetze des Reichs. Daß auf diese Weise der gerade Weg zum Umsturz der deutschen Freiheit gebahnt werde, besonders, wenn einst der Mannesstamm in Oestreich ausgehen sollte, muß Jedermann einsehen, wer nicht seinen Verstand verloren hat.“ In der That, dieser **erste** rheinische Bund ist offenbar das Vorspiel der Unterjochung Deutschlands durch Napoleon, der diesem ersten Abfall deutscher Fürsten von der Sache ihres Vaterlandes sogar den Namen abborgte; er beweist, wie weit die Franzosen in ihren stillen, aber rastlosen Bemühungen, das deutsche Reich aufzulösen, bereits gekommen waren, denn ein Bund in einem Bunde ist lauterer Widerspruch. War auch eine Verbindung der Art zu

unnatürlich, um lange bestehen zu können, und löste sich der Bund, obgleich 1660 erneuert, nach einigen Jahren auf, so blieben doch die moralischen Nachtheile von um so größerer Wirkung.

Als nach des Cardinals Mazarin Tod (1661) Ludwig XIV. mit selbsteigner Hand die Zügel seines Reiches ergriff, ließ die Lage Europas einen dauerhaften Ruhestand erwarten. Aber solche Hoffnungen wurden vereitelt durch Ludwig's XIV. nimmersatten Ehrgeiz. Durch ihn versank Europa, kaum sich erholend von der Kriegsverwüstung, in neuen funfzigjährigen Krieg. So lange Zeit währte sein vorherrschender Einfluß, so lange Zeit blieb er Mittelpunkt, Bewegkraft oder Gegenstand fast aller Politik und fast aller Waffen.

Die weitstrebenden Entwürfe, welche die Seele des jugendlichen Herrschers schwellten, wurden gar nicht verheimlicht. Aubery, Advocat beim Parlament zu Paris und königlicher Rath, ließ im Jahr 1662 eine Schrift über die Vorzüge des Königs von Frankreich vor dem Kaiser und dem König von Spanien drucken und widmete Ludwig selbst einige Jahre später eine andere Staatsschrift „über die gerechten Ansprüche des Königs auf das Reich", worin er darzuthun bemüht war, daß der größte Theil Deutschlands das alte Erbtheil der französischen Könige sei. Auch die Neigung wortführender deutscher Gelehrten wurde mit glänzenden Pensionen für Frankreich gewonnen. Zum Theil waren es edlere Gründe, welche diese Neigung beförderten, denn viele Deutsche erblickten in Ludwig XIV. einen neuen Karl den Großen. Menzel sagt: „Die Beschaffenheit des deutschen Staatswesens war so elend und die Nationalrepräsentation zu Regensburg ließ so wenig als die Sinnesart des Kaisers und die Staatsweisheit seiner Räthe Besseres hoffen, daß lebhafte Geister, auch ohne bestochen zu sein, auf den Gedanken fallen konnten, der Beschützer und Retter, dessen Deutschland bei der aus dem Osten drohenden Gefahr bedürfe, müsse anderswo gesucht werden. Aus ähnlichem Unmuth über die Herrschaft der Schwäche und Rathlosigkeit inmitten der drohendsten Verhängnisse haben

sich im neunzehnten Jahrhundert viele Deutsche für einen französischen Imperator begeistert, der die deutsche Nation mit Füßen trat und seinen Lobrednern weder Gunst, noch Aufmerksamkeit zu Theil werden ließ. Um wie verzeihlicher war es, wenn Deutsche des siebzehnten Jahrhunderts, ehe Ludwig XIV. den wahren Charakter seiner Politik enthüllt hatte, in ihm den als Träger und Begründer eines neuen Zeitalters wiederkehrenden Karl den Großen erblickten!" Man sieht, die äußere Freiheit wollte schon damals ohne die innere nicht gedeihen.

Um auf die Geschichte des Elsaß zurückzukommen, so hatte der pyrenäische Friede, worin der König von Spanien die ganze vom Hause Oestreich geschehene Abtretung der Landgrafschaften und der Landvogtei Hagenau anerkannte, dieselben der französischen Gewalt unmittelbar unterworfen. Man hatte bis zu dieser Epoche die Rechte und Privilegien der zehn Reichsstädte geachtet, wie auch der Graf von Harcourt bei dem Antritt der hagenauer Landvogtei eidlich versprochen hatte, sie auf keinerlei Weise in deren Uebung zu stören. Aber als der Herzog von Mazarin der Nachfolger des Grafen wurde, so versammelte er die Abgeordneten der zehn Städte und verlangte von ihnen, sie sollten dem König von Frankreich, als ihrem Souverain, und seinem Landvogt den Eid des Gehorsams und der Treue schwören. Sie widerstanden anfangs fest und beriefen sich auf ihre Eigenschaft als unmittelbare Glieder des deutschen Reichs, die ihnen verbiete, ohne Eintrag ihrer Rechte und Pflichten den zugemutheten Schwur zu leisten. Endlich nach einer Weigerung, die nicht länger als zweiundzwanzig Tage dauerte, legte man den Abgeordneten der Stadt Hagenau eine Eidesformel vor und erlangte durch die üblichen Bestechungskünste ihre Annahme. Die übrigen Städte, wenn gleich mit Trauer, folgten dem schlimmen Beispiel aus Furcht vor der Ungnade des Königs. Also wurde am 10. Januar 1662 von den zehn Reichsstädten der Hagenauer Landvogtei dem König von Frankreich der Eid der Treue geschworen und die Reversalien gegenseitig auch von den französischen Commissarien unterschrieben.

Es bedurfte eben keiner großen Uebung des politischen Scharfblicks, um vorauszusehen, daß in kurzer Zeit der Ländersucht Ludwig's XIV. die noch übrigen schwachen Reichsstädte des Elsasses als nächste Beute anheimfallen mußten. Nicht mehr ihr Schirmherr, ihr unumschränkter Gebieter wollte der König sein. Klagen der zehn Städte über die erduldete Gewalt verschollen in „dem Saal der verlorenen Worte" zu Regensburg wie in einer Wüste, und mit der Fixirung des Reichstages zu einer immerwährenden Versammlung war die Ohnmacht Deutschlands durch seine eigene oberste Behörde gewissermaßen legitimirt. Mit Unwillen im Herzen und Schamröthe im Gesicht überblickt der deutsche Patriot diese Geschichte des Regensburger Reichstages, das demüthigende Schauspiel seiner glänzenden Erbärmlichkeit, seiner Unbehülflichkeit und Indolenz in allen großen und Nationalsachen, seines feierlichen Ernstes, seiner unverdrossenen Mühe in Erörterungen von Lappalien, zumal von Formalitäten und schnödem Rangstreit.

Der Tod Philipp's IV. von Spanien veranlaßte den König von Frankreich, die Niederlande als das Erbe seiner Gemahlin zu fordern, ungeachtet sie allen Ansprüchen auf das Feierlichste entsagt hatte. Man weiß, zu welchen traurigen und erbärmlichen Gründen die französischen Publicisten ihre Zuflucht nehmen mußten, um das schamlose Verfahren Ludwig's zu beschönigen. Mit gewaltiger Uebermacht fiel er in die wehrlosen Provinzen ein und eroberte in Monatsfrist das ganze Land bis zur Schelde und die Freigrafschaft Burgund, das alte Lehn des deutschen Reichs. Deutschland und Spanien sahen müssig diesem Raube zu; nur England, Holland und Schweden schlossen die sogenannte Tripelallianz, welche den Frieden von Aachen (2. Mai 1668) herbeiführte. Dieser Friede, der an Frankreich beträchtlichen Zuwachs von Gebiet brachte, war die erste Handlung der willkürlichen Politik, welche Ludwig XIV. durch einen gefährlichen Erfolg lehrte, daß es hinreiche stark zu sein, um die grundlosesten Anmaßungen durchzusetzen. Er sprach dem öffentlichen Recht und

jedem Besitzstand Hohn und riß die letzten Rechtsgarantien weg. Völker und Staaten blieben preisgegeben der Waffenmacht oder dem Glück des Eroberers.

Durch den Aachener Frieden hatte Ludwig seine Absichten auf die Niederlande keineswegs aufgegeben, sondern nur suspendirt. Deutschland aber als Gesammtstaat konnte den Uebergang dieser Provinzen unter französische Herrschaft nicht gestatten, ohne sich selbst, nach Maßgabe der räumlichen Beziehungen, der Herrschaft Frankreichs zu unterwerfen. Es kam darauf an, ob Deutschland durch den Fall der Niederlande in die politisch-militairische Unterwürfigkeit Frankreichs gerathen sollte, und die Entscheidung dieser Frage hing an dem Umstande, ob Deutschland einen Fürsten habe, der dasselbe als Staat oder als Reich gegen die Uebermacht Frankreichs zu vertreten im Stande wäre.

Um dies zu verhindern, hatte Ludwig alle Staatskünste in Bewegung gesetzt. Fürst Lobkowitz, der erste Minister des Kaisers Leopold, war ganz im Einverständniß mit Frankreich; durch goldene Ketten, sagte Ludwig selbst, ist bei den Ministern in Wien Alles auszurichten. Am 1. November 1671 wurde sogar ein geheimes Bündniß mit Frankreich geschlossen, worin beide Mächte sich anheischig machten, die Feinde der anderen nicht zu unterstützen; alle Streitigkeiten sollten friedlich ausgeglichen werden und der Kaiser versprach sich nicht einzumischen, wenn außerhalb Deutschland über den Aachener Frieden ein Krieg entstehen sollte. Dabei behandelte Ludwig den Kaiser absichtlich mit der größten Geringschätzung und nöthigte ihn, die Landgrafschaft Elsaß, sowie den Zusatz: Oberhaupt der Christenheit aus seinem Titel fortzulassen. Zugleich negocirte Frankreich an den kleinen deutschen Höfen mit gewohntem guten Erfolg. Die Bischöfe von Köln und Münster, der Herzog Johann Friedrich von Hannover und sein Bruder, der Bischof von Osnabrück traten in förmliches Bündniß, Sachsen, Bayern und Mainz versprachen strenge Neutralität. Die Unterhändler von diesen Landesverrathen waren die Fürsten Wilhelm, Hermann und Egon von Für-

stenberg. Was Vergessen aller Pflicht und Ehre gegen Vaterland, Kaiser und Nation zu leisten vermag, davon haben sich die genannten Fürsten ein trauriges Denkmal in der deutschen Geschichte aufgebaut. So war ganz Deutschland durch das französische Gold untergraben, die letzte Liebe zum Vaterlande in schnöden Eigennutz umgewandelt; nur wenige, meist unbeträchtliche Höfe waren von der allgemeinen Ansteckung nicht ergriffen. Ludwig, mit dem halben Europa verbunden, eröffnete im Sommer 1672 den Krieg gegen das kleine, schwache Holland. In wenig Wochen war das meiste Land erobert, bereits stand der Feind vor den Thoren von Amsterdam; fiel dieses, dann hatte der freie Staat der Niederlande aufgehört. Wilhelm III. von Oranien, der Held dieser Periode und das Gegengewicht der Freiheit zur Tyrannei Ludwig's, wurde ihr Retter. Zum Statthalter ernannt, hob er durch das siegreiche Gedächtniß seines Stammes und durch die auserwählten Gaben seines Geistes den Muth der verzagenden Nation wieder auf, rief die europäischen Höfe zur Erkenntniß ihrer heillosen Politik auf und entflammte zur That den noch lebenskräftigen Nationalgeist seines Volkes. Von Verzweiflung getrieben, durchstach es die Dämme; das Land wurde zum weiten Meer, seine Fluten hemmten den erstaunten Feind. Endlich erkannte der Kaiser den Abgrund, der Deutschland zu verschlingen drohte, allmälig begann das Ansehn des Fürsten von Lobkowitz zu sinken, man sah die Nothwendigkeit, den Holländern Hülfe zu bringen, und Rüstungen wurden befohlen.

Den 30. August 1673 kam ein förmliches Bündniß des Kaisers und Spaniens mit der Republik zu Stande. Auch der Herzog von Lothringen, welchem Ludwig schon vor Ausbruch des Krieges sein Land gewaltsam weggenommen, trat in den Bund; das deutsche Reich folgte nach (31. März 1674). Ebenso traten der Kurfürst von Brandenburg und Dänemark bei (Juli 1674), wogegen Schweden für Frankreich die Waffen ergriff.

Also wurde der Krieg ein allgemeiner und Holland, dessen größern Theil die Franzosen jetzt verließen, mehr sein unter-

geordneter Schauplatz. Der Hauptkampf zog sich an die deutschen Grenzen, gegen den Nieder- und Oberrhein und in die spanischen Niederlande. Die französischen Heere verübten die entsetzlichsten Mordbrennereien, ungeheuere Erpressungen, schändliche Gewaltthätigkeiten. Im Elsaß, in der Pfalz und überall lagen eine Menge Städte und Dörfer in Asche und Trümmern. Das Verfahren in der eigenen Provinz des Elsasses läßt sich nur erklären, wenn man annimmt, daß sie die noch freien Stände zwingen wollten, sich unbedingt dem König in die Arme zu werfen, um dadurch der Grausamkeit seiner Kriegsschaaren zu entgehen. Die Franzosen wurden bald völlig Meister des Rheins, denn die Gegenanstalten der Oestreicher und Deutschen waren durchaus unzusammenhängend, matt, schwerfällig und von Verräthern geleitet.

Es ist eine rühmenswerthe Erscheinung, daß in jener Zeit des Verrathes, wo insbesondere die deutschen Fürsten sich vor dem Erbfeinde der Nation zu schmachvollem Dienst erniedrigten, die treue Liebe zum Vaterland noch in den Reichsstädten bei dem Bürgerthum Schutz und Zuflucht fand. Wir sehen dies bei Strasburg, das, losgetrennt von seiner Provinz und von Kaiser und Reich, bereits als verlorener Posten betrachtet, rings um seine Mauern das französische Feldzeichen sah und dennoch in der überwiegenden Mehrheit seiner Bürger bis zuletzt, wo Verrath und Gewalt seine Freiheit zu Grunde richteten, bei deutschnationaler Gesinnung fest ausgehalten.

H. Scherer.

(Fr. v. Raumers histor. Taschenbuch v. 1843.)

4.

Der Raub Strasburgs.

So umfassend und empfindlich die Verluste waren, welche das Reich durch den Frieden von Münster erlitt, so lag doch noch fast ein größerer Nachtheil in den Verwickelungen, in die es dadurch mit Frankreich gerieth. Einen von größerem Unheil schwangeren hat es nie geschlossen. Eben aus diesen Verhältnissen sind anderthalb Jahrhunderte später die Irrungen hervorgegangen, welche den Krieg mit dem in der Revolution begriffenen Frankreich hervorgerufen, und dadurch den Umsturz des Reichs selbst veranlaßt haben. Aber auch schon die Feindseligkeiten zwischen dem Frankreich und dem Deutschland des siebzehnten Jahrhunderts nährten sich an ihnen.

Ludwig XIV. glaubte eine neue politische Grundlage für seine militairischen Entwürfe gewonnen zu haben; eben das war sein Ehrgeiz, alle seine Ansprüche, so zweifelhaft sie auch sein mochten, jedem Anderen zum Trotz zur Geltung zu bringen. Indem die Welt der Herstellung der allgemeinen Ruhe sich zu freuen erwartete, schritt er, dieselbe durchbrechend, zu den Unternehmungen, die er sich vorgenommen hatte, fort, ohne alle Rücksicht auf die Rechte der Anderen. Er wendete vielmehr eine lediglich der französischen Ordnung der Dinge entsprechende Form auf diese an. Sein Verfahren war folgendes:

Die Bischöfe von Metz, Toul und Verdun, ohnehin Geschöpfe von Ludwigs Hand, wurden aufgefordert, die zu ihren Bisthümern gehörigen Besitzungen und Rechte, wie einst von dem Kaiser, so jetzt von dem König zu Lehen zu nehmen. Sie antworteten, davon sei so viel abgekommen und ihnen entrissen, daß sie es nicht einmal anzugeben vermöchten: sie baten um einen Gerichtshof, vor welchem die im Laufe der Zeit geschehenen Usurpationen untersucht werden könnten. Hierauf ward in dem Parlamente zu Metz eine besondere Abtheilung zu diesem Zwecke gebildet; die Bischöfe legten ein langes Verzeichniß von Inhabern solcher Güter, die ihren Kirchen entrissen, und von Vasallen, die ihrer Lehenspflicht nicht eingedenk seien, vor. Gleich als sei ein französisches Parlament ein allgemein europäischer Gerichtshof, wurden nun die ersteren von Seiten des Gerichts zur Verantwortung vorgeladen, die zweiten aber, welches auch übrigens ihre Stellung sein mochte, aufgefordert, keinen anderen Souverain anzuerkennen, als den König, noch einen anderen Gerichtshof, als das Parlament zu Metz. Auf den Grund, daß die Rechte des Reiches in den Bisthümern sämmtlich an ihn übergegangen seien, stellte sich Ludwig als Oberlehnsherr aller derer auf, welche ihm als Vasallen der Bisthümer bezeichnet wurden. Was ihm dies bedeutete, sieht man daraus, daß er unter anderen Nomeny in Anspruch nahm, worauf die Reichsstandschaft der Herzoge von Lothringen beruhte. Aber auch noch andere Reichsfürsten von uraltem Ansehen, den Pfalzgrafen von Veldenz und Lützelstein, den Herzog Friedrich Ludwig von Zweibrücken, — die Grafen von Salm und von Saarbrück — meinte er als Unterthanen der französischen Krone betrachten zu können, und forderte sie auf, ihm zu huldigen.

Folgerechter Weise ward auch Georg von Würtemberg, Graf von Montbelliard, welches zu der Franche-Comté gehört, als Vasall von Frankreich in Anspruch genommen.

Was schon an sich eine Vergewaltigung war, ward durch die Verschiedenheit der staatsrechtlichen Begriffe in beiden Län-

dern vollends unerträglich. Das Wort Souverainetät, das in Deutschland nur eine Unabhängigkeit von der Reichsgewalt und den Reichsgerichten bezeichnete, sollte förmliche Oberherrlichkeit in einer Ausdehnung und einem Umfang, von der dort Niemand einen Begriff hatte, bedeuten. Das Provinzialgericht in Breisach, vor Kurzem zu einem obersten inappellablen Gerichtshof nach der Weise der französischen Parlamente erhoben, machte es recht zu seinem Geschäfte, denselben auszubilden. Wohl waren in dem Münsterschen Frieden die Reichsunmittelbaren auf völlig unzweideutige Weise von der Uebertragung der obersten Autorität ausgenommen worden, aber wer war reichsunmittelbar? Die Intendantur des Elsaß stieß in den dortigen Archiven auf Nachrichten von einer Zusammenkunft in Schlettstadt, bei der sich eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Unmittelbaren um den Erzherzog Leopold gesammelt hatten: der Gerichtshof schloß daraus, daß diese alle von dem Erzherzog abhängig gewesen und nun eben so von Frankreich abhängig geworden seien. Auf diesen Grund hin wurden die im Elsaß angesessenen Reichsunmittelbaren, Fürsten, Aemter, Stände, Ritterschaft für Vasallen des Königs erklärt. Aller Orten wurde das französische Wappen angeschlagen, der Eid der Treue, nach französischem Gebrauch, von den Unterthanen wie von den Herren gefordert. Vor der drohenden Nähe einer schonungslosen Gewalt beugten sich die meisten. Der Bischof von Strasburg, die Grafen von Hanau, die Herren von Fleckenstein erschienen nun in dem Verzeichniß der französischen Vasallen; die elsassische Ritterschaft schickte in den ersten Monaten des Jahres 1681 eine Deputation nach Paris, der der König die Erhaltung der unter Kaiser und Reich hergebrachten Privilegien und gewisse Ehrenrechte zusicherte.

Die Entfernteren, namentlich die mächtigen Reichsglieder, welche von diesen Maßregeln betroffen wurden, widerstrebten, aber ihre Beamten wurden verjagt, ihre Archive verschlossen, ihre Renten vorenthalten; wendeten sie sich an den französischen Hof, so wurden sie an die Gerichtshöfe von Metz oder von Breisach

gewiesen: die Minister versagten jede Rücksprache und Unterhandlung, denn in dem, wozu er kundbar berechtigt sei, könne nun der König sich einmal die Hand nicht binden; sie verweigerten selbst schriftlichen Bescheid. Am härtesten scheint der Erzbischof von Trier wie in der Ausübung seiner geistlichen Rechte, so in seinem weltlichen Besitz und seinen Lehensherrlichkeiten bedrängt worden zu sein. Ludwig XIV. hat drei Ortschaften an der Maas in Anspruch genommen, weil König Pipin, der sie dem Stifte geschenkt hatte, sich dabei königliche Macht und Schutz darüber vorbehalten habe. Oberstein, das dem Erzbisthum seit einem halben Jahrtausend angehörte, ward jetzt von französischen Truppen besetzt; ebenso Homburg und Bitsch. Gegen das kurpfälzische Schloß Falkenburg wurde schweres Geschütz in Anwendung gebracht, um es zu unterwerfen.

Kaiser und Reich verfehlten nicht, sich der Bedrängten anzunehmen, auch erklärte sich der König bereit, auf eine Conferenz einzugehen, und sobald diese begonnen sei, von allen weiteren Besitzergreifungen abzulassen; aber in demselben Augenblick schritt er noch erst zu der unerwartetsten, bedeutendsten von allen, und zwar mit der unbefangensten Miene von der Welt.

Gegen Ende September war ein Aufenthalt des Hofes in Chambord angesagt, und Graf St. Aignan bereits dahin abgegangen, um Einiges für die Vergnügungen, Comödie und Musik vorzubereiten, als der König plötzlich zu erkennen gab, er werde sich nicht nach Chambord, sondern nach Metz und in das Elsaß begeben. Wenn gefragt ward, in welcher Absicht, so machte man selbst dem kaiserlichen Gesandten keinen Hehl daraus. Der König wolle, sagte man ihm, die ihm im westfälischen Frieden abgetretenen Rechte vollends zur Ausführung bringen: er wolle die Huldigung der Stadt Strasburg einnehmen. Die Huldigung einer freien Stadt, die seit unvordenklicher Zeit ihre Freiheit unter dem Schutze des deutschen Reichs genossen hatte!

Auch das war aber schon vorbereitet. Indem das Elsaß sich unterwarf, hat man auch der Stadt Strasburg schon gegen

Ende des Jahrs 1680 angemuthet, sich von dem Reiche freiwillig zu trennen und fortan im Besitz ihrer alten Freiheit unter der Protection von Frankreich zu leben. Da sie darauf nicht einging, so beschloß man, sie mit Gewalt zu unterwerfen.

Sich zu vertheidigen, war Strasburg damals nicht fähig. Die kaiserliche Besatzung, die es zuletzt aufgenommen, war auf Andringen des französischen Hofes abgezogen; der größte Theil der städtischen und schweizerischen entlassen; man zählte etwa 400 Kriegsleute von Gewerbe im Dienste der Stadt, von den vierzehn Bastionen der Befestigungen hätte kaum eine gehörig besetzt werden können. Wohl war die Bürgerschaft kaiserlich und von ganzem Herzen deutsch gesinnt, aber auch eine französische Partei gab es, deren Mittelpunkt die Domherren bildeten; der Rath der Stadt selbst nahm eine zweifelhafte Haltung an. Man hat gesagt, einige Mitglieder desselben seien mit Geld bestochen worden. Bewiesen ist es nicht, und kaum sollte man glauben, daß Magistrate einer alten freien Stadt sich so tief hätten wegwerfen können. Wenn aber Kaiser und Reich den Muth des Widerstandes nicht besaßen, woher sollten sie ihn nehmen? Von der deutschen Seite hülflos gelassen, auf eine Rettung ihrer Stadt vor dem von Frankreich angedrohten Verderben und zugleich auf eine Sicherstellung ihrer Person Bedacht nehmend, mögen einige Rathsherren sich zu Schritten haben hinreißen lassen, bei denen sie ihre Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland aus den Augen verloren. Noch immer sind ihre Verhandlungen mit dem französischen Hofe in Dunkel begraben. Sehr unterrichtete, diesem Hofe nahestehende Männer hielten sich überzeugt, und es ist in der That wahrscheinlich, daß sie schon im Voraus eine Capitulation, durch welche die Freiheiten und Rechte ihrer Stadt gesichert werden sollten, mit Louvois verabredet hatten. Genug, mit so gut wie vollkommener Gewißheit des Gelingens ward die Unterwerfung von Strasburg unternommen. Doch wurden schon deshalb, um nicht eine Gegenwirkung von Deutschland her zu veranlassen, die Vorbereitungen dazu im

tiefsten Geheimniß getroffen. Früh am Morgen des 28. September — es war eines Sonntags — nahmen zuerst ein Paar Tausend französische Dragoner die Rheinschanze in Besitz; dann erschienen eine Anzahl Regimenter und besetzten rings umher die Zugänge der Stadt. Sie hatten in der Stille um Freiburg und Breisach her gelagert und wurden plötzlich herangezogen. Des andern Tages traf Louvois in dem Hauptquartiere zu Illkirch ein. Auf den Grund des Ausspruches der Kammer zu Breisach, welcher das Recht der Souverainität über das Elsaß dem König zuerkannt habe, forderte er die Stadt auf, sich demselben ebenfalls zu unterwerfen, jede Unterhandlung darüber wies er von der Hand; würde die Stadt sich der königlichen Gnade würdig machen, so sei er ermächtigt, ihr die Erhaltung ihrer Privilegien zuzusichern; sollte sie widerstehen, so sei er stark genug, sie der Verwüstung preiszugeben, und werde die Bürger als Rebellen gegen ihren rechtmäßigen Herrn behandeln. Nur der entschlossenste Heldenmuth hätte eine Vertheidigung wagen können: einem eben in Belagerungen geübten Feinde gegenüber, wie dieser war — auch Vauban war bereits in die Nähe gekommen — hatte ein solcher Versuch keinerlei Aussicht auf Erfolg; das Zeitalter, wo streitbare Bürgerschaften auf eigene Kraft sich mit mächtigen Fürsten messen konnten, und damit die Epoche der städtischen Freiheit, war längst vorbei. Der Magistrat hat keinen Augenblick an Widerstand gedacht. Absichtlich ließ er die Kanonen auf den Wällen ohne Munition, damit nicht der Unbedacht der Bürger einen Conflict veranlassen möge; mit einer Art von Bedauern über die demokratische Verfassung, die das nothwendig mache, bat er Louvois um ein Paar Stunden länger Bedenkzeit, auf so lange, bis die Bürgerschaft zu derselben Gesinnung gebracht sei, welche er selber hegte. Die Schöffen der Zünfte wurden zusammenberufen; als diese überzeugt waren, daß der Widerstand ins Verderben führen müßte, ward ihre Meinung den Bürgern, die auf den Wällen und unter den Waffen standen, kundgethan. Tausendmal lieber hätten sie sich zur Wehre

gesetzt; sie verwünschten den Rath, aber sie unterwarfen sich der Nothwendigkeit. Die Capitulation, die man nun von beiden Seiten unterschrieb, sicherte der Stadt ihre Verfassungen, Rechte, Besitzthümer und die Ausübung ihrer Religion; nur den Münster hatte sie dem Bischof, und das Zeughaus dem Könige zu überliefern; Privatgerechtsame konnte sie retten, die politische und religiöse Autonomie, welche sie beim deutschen Reiche von jeher behauptet hatte, war auf immer verloren. Die französische Regierung, wo Alles der großen Einheit unterthan war, konnte eine solche ihrer Natur nach nicht gestatten.

Vierzehn Tage darauf hielt der König einen prächtigen Einzug in Strasburg. Sein erster Besuch galt dem Platze, auf welchem Vauban die neu zu errichtende Citadelle bereits abgesteckt hatte. Die vorhandenen Fortificationen wurden besichtigt, der Entwurf zu denen gemacht, welche, um den Rhein zu sichern, hinzugefügt werden sollten. Ludwig XIV. verschaffte es nun auch unter den Deutschen eine gewisse persönliche Bewunderung, daß er überall selbst zur Stelle war und die Anordnungen traf, zu deren Ausführung des andern Tags geschritten ward. Die aus der Umgegend aufgebotenen Landleute sah man auch Sonntags an den Schanzen arbeiten. Fünftausend Mann lagerten in der Nähe und hielten Wache an der gewonnenen großen Grenzfeste.

Leopold Ranke.
(Französische Geschichte. Bd. 3.)

5.

Ludwig's XIV. Zerstörungskrieg am Rhein.

Die Erhebung Wilhelm's III. auf den englischen Thron verlieh den steten Bemühungen dieses Fürsten, der Gewaltthätigkeit des französischen Despoten Schranken zu setzen, neues Gewicht. Wilhelm's Bemühungen waren bisher nur darauf gerichtet gewesen, allerlei Bündnisse zu bilden, um Spanien und die deutschen Fürsten im Interesse Hollands gegen Frankreich gebrauchen zu können. Der erste dieser Bundesverträge, im Jahr 1684 geschlossen, bewirkte einen Waffenstillstand auf zwanzig Jahre; es wurden aber für die Dauer desselben dem Könige von Frankreich die Städte und Landschaften überlassen, welche dieser unter dem Namen von Reunionen in Besitz genommen hatte. In den nächsten Jahren wurden zwischen den einzelnen Mächten andere Bündnisse geschlossen, welche insgesammt auf Ludwig's Anmaßungen Bezug hatten, bis es endlich 1686 den Bemühungen Wilhelm's und seiner Freunde gelang, den sogenannten großen Augsburger Bund zu stiften. Er bestand aus dem Kaiser als solchem und als Beherrscher von Oestreich, dem spanischen Könige als Beherrscher des burgundischen Kreises (Belgiens), dem Könige von Schweden für seine deutschen Länder, dem Kurfürsten von Bayern für sich und im Namen des bayerischen Kreises, allen Fürsten des sächsischen Hauses und den auf dem rechten Rhein-Ufer

gelegenen Staaten des oberrheinischen Kreises. Der Bund war blos zur Aufrechthaltung der Ruhe und des Nymwegener und westfälischen Friedens, sowie des Waffenstillstandes von 1684 geschlossen worden; Ludwig XIV. durchschaute aber die Absichten Wilhelm's, des eigentlichen Stifters dieses Bundes. Er ließ daher Kaiser und Reich auffordern, den Waffenstillstand von 1684 in einen Frieden zu verwandeln, oder mit anderen Worten die ihm blos für eine bestimmte Zeit überlassenen Eroberungen für immer abzutreten.

Als dies abgelehnt wurde und Wilhelm III. mit einem holländischen Heere nach England zog, beschloß Ludwig XIV., anstatt seinem Freunde Jacob II. Heer und Flotte zu Hülfe zu schicken, sich gegen die Augsburger Verbündeten zu wenden, und, während Wilhelm noch in England beschäftigt sei, einen Krieg in Deutschland anzufangen. Da die Verbündeten ein sehr großes Heer am Rhein und in den Niederlanden aufstellen wollten, so kam das französische Cabinet auf den Gedanken, ihnen die Kriegführung am Rhein unmöglich zu machen, und zu diesem Behufe die dort gelegenen deutschen Provinzen völlig ausplündern und durch Contributionen alles baaren Geldes berauben, ja sogar alle Städte und Dörfer in denselben zerstören zu lassen. Die Ausführung des kannibalischen Planes wurde, nachdem man 1688 die Pfalz besetzt und erst im October dieses Jahres den Krieg erklärt hatte, im Januar 1689 mit der Zerstörung von Heidelberg begonnen. Der Commandant dieser Stadt wollte sie gegen die Franzosen vertheidigen, wurde aber von den Bürgern daran gehindert. Am 18. Januar begannen daher die französischen Truppen die Vollziehung des ihnen von ihrem Ministerium ertheilten Auftrages. Sie sprengten einen Theil der Stadtmauern, der Schloßthürme und anderer Gebäude, und verheerten die Gärten, Weinberge und Pflanzungen rund um die Stadt herum. Am 27. und 28. galt es dem benachbarten Rohrbach und allen Orten der Bergstraße nach Weinheim hin. Städte und Dörfer wurden dort niedergebrannt, über siebenhundert Gebäude vernichtet,

die Bewohner nicht nur am Retten und Löschen gehindert, sondern auch erschossen und nackt der größten Kälte preisgegeben, so daß die Straßen mit Leichnamen von erfrorenen oder getödteten Bürgern und Bauern bedeckt waren. Als in der Gegend von Weinheim die Vortruppen der Sachsen sich zeigten, zog Melac, der dies Alles im Namen des Marschalls Düras leitete, nach Heidelberg zurück. Er beschloß, auch diese Hauptstadt trotz der mit ihren Bewohnern abgeschlossenen Capitulation auszuplündern und zu verbrennen, und leitete selbst von dem Marktplatze aus ganz kaltblütig das Werk der Zerstörung. Der französische General Tessé wußte jedoch die wild wüthenden Soldaten zu täuschen, welche auch alle Privathäuser zerstören sollten und sie deshalb mit Stroh hatten anfüllen müssen. Tessé hatte nämlich absichtlich nasses Stroh nehmen lassen. Dagegen wurden alle öffentlichen Gebäude, sowie auch dreißig Privathäuser niedergebrannt. Als im März die Bayern und Sachsen erschienen, wurde am 3. März Mannheim zerstört, nachdem man vorher Alles, was von Metall oder irgend sonst von Werth war, den Einwohnern geraubt hatte. Ganze Reihen von Häusern wurden niedergerissen, und als die sächsischen Dragoner sich der Stadt Mannheim näherten, begann man auch dort zu brennen, und zwar auf eine solche Weise, daß nachher, als die Einwohner zurückkehrten, viele von ihnen Mühe hatten, ihre eigenen Häuser wieder zu erkennen. Darmstadt wurde durch die Sachsen nur mit Mühe vor demselben Schicksale bewahrt.

Als die Deutschen das rechte Rhein-Ufer besetzt hatten, begannen die Franzosen ihre Zerstörungen auf dem linken Ufer. Aus Speier schleppten sie im April 1689 Geschütz, Gelder, kurz Alles, was einigen Werth hatte, in den Elsaß. Auch die Acten des Reichs-Kammergerichtes, welches zu jener Zeit noch in Speier seinen Sitz hatte und in Folge der Zerstörung dieser Stadt damals nach Wetzlar verlegt wurde, ließen die Franzosen in den Elsaß bringen. Am 23. Mai wurde der Bürgerschaft, ohne ihr jedoch zu sagen, daß die Stadt verbrannt werden solle,

der Befehl ertheilt, ihre besten Habseligkeiten auf vierhundert bereit gehaltene Wagen zu bringen. Nachdem dies geschehen war, wurde die Stadt in Brand gesteckt und jene Wagen theils geplündert, theils verbrannt. Um auch den Dom zerstören zu können, hatte man den Bürgern gerathen, alle ihre hölzernen Geräthschaften dadurch gegen das Feuer zu schützen, daß sie dieselben in den Dom brächten. Am 30. Mai ward die Stadt Worms angesteckt. Sie brannte bis zum 2. Juni, und es wurden außer dem Dom und einigen anderen Kirchen alle öffentlichen Gebäude, sowie eine große Zahl von Privathäusern vernichtet. Auch alles das, was die unglücklichen Bürger in den Dom gerettet hatten, wurde geraubt oder verbrannt. Wir haben über die gegen Worms und Speier verübten Gräuel den officiellen Bericht der beiden Städte an den Reichstag. Auf dieselbe Weise, wie in Speier und Worms, ward in der Haardt und im Badischen verfahren. Als die Brandenburger unter dem tapferen General Schöning von Köln her vordrangen, um sich mit den anderen Reichstruppen zu verbinden, begannen die Franzosen auch aus dem Erzbisthum Trier eine Einöde zu machen. Im folgenden Jahre (1690), als sie erkannten, daß sie die von ihnen besetzte weite Strecke gegen die Uebermacht nicht würden behaupten können, wurden die Länder von Köln, Trier und Jülich ebenso, wie vorher die Pfalz, verwüstet und die Bauern sogar genöthigt, ihr eigenes im Felde stehendes Getreide unterzupflügen. Schon war über die Stadt Trier, deren Mauern längst gesprengt worden waren, ein ähnliches Schicksal verhängt, wie über Worms und Speier, und die Einwohner hatten bereits Befehl erhalten, ihre Habe nach Metz und Luxemburg zu bringen, als König Ludwig das Vorhaben seines Ministers Louvois, auch Trier zu verbrennen, mißbilligte, und ihm gebot, augenblicklich einen Courier abzuschicken, um den von ihm erlassenen Befehl, der jedoch noch nicht abgegangen war, zu widerrufen.

Dies Alles schien die deutsche Nation endlich einmal aus ihrem Schlafe aufzurütteln. Ein allgemeiner Unwillen begann

sich zu verbreiten. Leider ward aber auch diesmal nach deutscher Sitte nur in Worten und auf dem Papiere getobt, und alles rasche Handeln von den Fürsten und ihren Beamten gehemmt. Man verbot von Reichs wegen das Reisen nach Paris, und erließ den Befehl, daß alle französischen Waaren, die nicht innerhalb drei Monaten verkauft wären, confiscirt, alle Franzosen, die nicht schon mindestens zwanzig Jahre in Deutschland ansässig wären, ausgewiesen, und alle Deutschen, welche von den Franzosen einen Sold oder eine Pension bezögen oder ihnen Pferde, Waffen und Kriegsbedürfnisse lieferten, nicht länger im Reiche geduldet werden sollten.

Vom deutschen Heere kamen zuerst vierzehntausend Mann Sachsen an den Rhein. Hierauf besetzte der Graf von der Lippe Königstein und Höchst, und das damals als befestigt geltende Frankfurt nahm Hessen und Hannoveraner in seinen Mauern auf. Die Bayern lagen lange Zeit ruhig bei Bruchsal. Erst im Juli 1689 kam einige Bewegung in das Reichsheer, nachdem man durch das leidige Rathschlagen viele Zeit verloren hatte. Der Kurfürst von Bayern hatte sich, als er mit seinen elftausend Mann bis Stollhofen gezogen war, nach Frankfurt begeben, um mit Herzog Karl IV. von Lothringen, welcher dort an der Spitze eines ansehnlichen Heeres von Kaiserlichen stand, und mit den Anführern der Sachsen Plane zu entwerfen. Nachher war Mainz, welches der Kurfürst selbst, also der Erzkanzler und Primas des Reiches, den mordenden und raubenden Franzosen verrathen hatte, lange belagert worden, während die Franzosen vom Elsaß aus neue Verwüstungen übten. Da die französische Besatzung in Mainz, an deren Spitze der Marschall Düras stand, sehr schwach war und keine Verstärkung erhielt, so war sie schon im Juli genöthigt, zu capituliren. Bonn, welches die Franzosen ebenfalls besetzt hatten, behauptete sich gegen die Brandenburger bis in den October hinein. Philippsburg weigerten sich die Bayern und Sachsen noch in dem Jahre 1689 zu belagern.

Nachher setzte **Wilhelm** III. den neuen Eroberungen Ludwig's XIV. dadurch Schranken, daß er ein neues Bündniß zu Stande brachte. Dieses unter dem Namen **der großen Allianz** geschlossene Bündniß vereinigte fast ganz Europa gegen Frankreich. Die Grundlage desselben war der am 12. Mai 1689 zu Wien zwischen Kaiser Leopold und den Generalstaaten geschlossene Vertrag. Diesem trat am 20. December vermittelst einer in Hamptoncourt ausgestellten Erklärung Wilhelm III. für England, sowie am 6. Juni 1690 König Karl II. für Spanien bei. Man machte sich verbindlich, den Krieg gegen Frankreich mit vereinten Kräften zu führen und keinen Frieden zu schließen, bis Alles auf den Fuß des westfälischen und pyrenäischen Friedens zurückgebracht sei. Auch sollte, damit Frankreich künftig nicht aufs neue den Frieden stören könne, der Bund immerdauernd sein.

Von dem Antheile der Deutschen an diesem Kriege zu reden, ist betrübend für jedes patriotische Herz, weil zu den Nationalfehlern des Ueberlegens und Schreibens, des Disputirens und Streitens über Kleinigkeiten, des Knauserns und Sparens an der unrechten Stelle und der Erbärmlichkeit der Junker und kleinen Fürsten noch ewige Zwietracht der Anführer hinzukam. Im Jahre 1691 ward wegen der steten Zänkereien, welche der kaiserliche General **Caprara** und der brandenburgische Feldmarschall **Schöning** mit einander hatten, nichts Bedeutendes ausgeführt. **De Lorges** machte vielmehr einen Raubzug bis tief in Schwaben hinein, und nährte, bekleidete und bezahlte, wie Ludwig ihm befohlen hatte, sein Heer auf Unkosten der Deutschen. Er wurde freilich zuletzt nach St. Louis zurückgetrieben; dies war aber auch Alles, was 1691 geschah. Als im folgenden Jahre Caprara aus Verdruß abdankte, und Markgraf **Christian Ernst von Baireuth** den Oberbefehl erhielt, ging es noch schlimmer; denn vor lauter politischen Kabalen wurde der Krieg ganz vernachlässigt. Diese Kabalen gingen großentheils vom kursächsischen Hofe und von dem General

Schöning aus. Schöning war früher in brandenburgischen Diensten gewesen und hatte sich um den großen Kurfürsten und dessen Heer sehr verdient gemacht. Im Jahre 1689 hatte ihn Friedrich III. zum ersten Befehlshaber beim rheinischen Heere ernannt. Er war aber ein stolzer, herrschsüchtiger Mann, und lebte mit einem anderen brandenburgischen General, dem groben Barfuß, welcher zehn Dienstjahre mehr hatte als er, in steter Zwietracht. Dieser Streit artete, als Barfuß von Bonn nach Mainz beordert worden war, in einen ärgerlichen Scandal aus. Die beiden Generale schlugen einst, als sie vom Kurfürsten herauskamen, mit den Stöcken nach einander und zogen den Degen. Schöning wurde hierauf verhaftet, Barfuß dagegen nicht. Darüber ward der Erstere so erbittert, daß er seinen Abschied nahm. Das verbündete Heer verlor dadurch seinen besten General, was den größten Einfluß auf die Kriegsunternehmungen am Rhein hatte. Schöning trat in sächsische Dienste, und ward 1692 an die Spitze des sächsischen Heeres gestellt. Er hatte bei dem Kurfürsten Johann Georg III. viel gegolten, und vermochte Alles über dessen Sohn, Johann Georg IV., welcher 1691 Kurfürst geworden war. Der Letztere ließ sich von Schöning unbedingt leiten, und der Kaiser beschuldigte ihn, daß er zu denen gehöre, welche damals neben der östreichischen und französischen Partei eine sogenannte dritte Partei im Reiche bilden wollten. Da Schöning intriguant war und viele Feinde hatte, so schrieb der Kaiser es ihm zu, daß Johann Georg seine Truppen eine Zeitlang vom kaiserlichen Heere weggezogen hatte, wodurch es den Franzosen unter de Lorges möglich geworden war, über den Rhein zu gehen, das Land bis nach Franken hin zu verwüsten und besonders im Würtembergischen schwere Contributionen zu erheben. Der Kaiser ließ daher den General Schöning aufheben und gefangen setzen. Dadurch ward das Verhältniß vollends gestört, und die Sachsen zogen vom Reichsheere ab. Johann Georg mußte jedoch wegen seiner Geliebten die Gunst des Kaisers zu erhalten suchen, die er zur Gräfin

von Rochlitz gemacht hatte und durch den Kaiser in den Fürstenstand erhoben zu sehen wünschte. Er überließ also Schöning seinem Schicksale, trat endlich der großen Allianz bei, und führte 1693 selbst zwölftausend Sachsen an den Rhein. Schöning mußte, um die Freiheit wieder zu erhalten, einem kaiserlichen Minister dreißigtausend Thaler zahlen.

Johann Georg kam mit seinen Truppen zu spät, um der Barbarei vorzubeugen, welche die Franzosen 1693 aufs neue gegen die Stadt Heidelberg übten. De Lorges griff diese Stadt an, während der Markgraf Ludwig von Baden, welcher nach seinen glänzenden Siegen in Ungarn an die Spitze des deutschen Heeres gestellt worden war, in einem festen Lager bei Eßlingen stand. Heidelberg und sein Schloß waren wieder in Vertheidigungszustand gesetzt worden, und hatten eine Besatzung von vier Regimentern. Die Stadt hätte also gegen die Erneuerung der Gräuel, welche die Franzosen 1689 geübt hatten, geschützt werden können. Auch hatte Markgraf Ludwig dem Commandanten, dem kaiserlichen General Feldmarschall-Lieutenant Georg Eberhard von Heidersdorf, ausdrücklich befohlen, die Stadt auf keinen Fall zu übergeben, sondern bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, weil er selbst ganz gewiß zum Entsatze erscheinen werde. Dessenungeachtet machte der feige und unfähige Commandant nicht einmal den Versuch einer Vertheidigung, sondern öffnete den Franzosen sogleich die Thore. Als die Franzosen eingezogen waren, wurde das, was 1689 verschont geblieben war, völlig zerstört und die Stadt noch einmal in Brand gesteckt (Mai 1693). Die Wälle und Mauern wurden niedergerissen, Keller, Privathäuser, Brunnen, das ganze Schloß und die Kirchen gesprengt, sogar die Gräber geöffnet und entweiht, und das Meisterstück der italiänischen Baukunst des sechszehnten Jahrhunderts, der Otto-Heinrichs-Bau, zum zweiten Male arg mitgenommen.

Auch in dem ganzen Landstriche von Stuttgart an bis nach Darmstadt raubten, mordeten und brannten die Franzosen, da

das Reichsheer gegen die mit dem Heere des Dauphin vereinigten Truppen des Marschalls de Lorges nicht stark genug war. Der Letztere wurde endlich, als er das Lager des Markgrafen Ludwig bei Heilbronn stürmend angriff, mit großem Verluste zurückgeschlagen, und mußte über den Rhein zurückgehen. Im folgenden Jahre (1694) wiederholte er seinen Angriff auf den Markgrafen Ludwig; er wurde aber aufs neue mit Verlust zurückgeschlagen, und Ludwig folgte ihm dann über den Rhein nach. Unglücklicher Weise war jedoch im April 1694 Johann Georg IV. gestorben, und der sächsische Simson, Johann Georg's Bruder, Friedrich August I., ein Fürst ohne Herz und Gemüth, sowie ohne Sinn für Recht und Vaterland, war ihm nachgefolgt. Die Sachsen durften also im September die Franzosen nicht weiter verfolgen, und der Markgraf mußte sich in sein befestigtes Lager bei Heilbronn zurückziehen.

F. C. Schlosser.
(Weltgeschichte für das deutsche Volk. Bd. 15.)

6.

Die Franzosen an den deutschen Höfen.

Frankreichs Einfluß auf Deutschland war während der Zeit Ludwig's XIV. immer größer geworden, und mit außerordentlicher Schlauheit wurden alle ersinnliche Mittel aufgeboten, um ihn tiefer zu begründen und zu erweitern. Zuerst erstreckte er sich auf die höheren Kreise der Gesellschaft, auf die Fürsten und ihre Umgebungen; in ihrer ganzen Lebensweise verrieth sich immer mehr die Bekanntschaft mit Frankreichs Ueppigkeit und Lastern. Häufig reisten deutsche Fürsten nach Paris, um hier Welt, Staatsklugheit und feine Sitten zu lernen; schon 1630 besuchten die jungen Herzöge von Würtemberg Frankreich, und 1636 machte Herzog Ulrich eine zweite Reise; als Prinz Georg Wilhelm von Braunschweig-Calenberg das Carneval in Paris besuchen wollte, schrieb Vautorte sogleich an den Hof, ihn doch recht artig zu behandeln, damit er möglichst zufrieden mit Frankreich nach Deutschland zurückkehre; dem Herzoge Christian von Mecklenburg-Schwerin gefiel's schon so wohl an der Seine, daß er Paris gar nicht wieder verlassen mochte. Wie leicht und wie herrlich schien's nun, ein großer König zu sein, wenn's auf nichts weiter ankam, als was sie dort sahen: Maitressen halten, Schlösser bauen, Komödien aufführen lassen, die Unterthanen aussaugen, das Geld vergeuden, das, meinten sie, ließe sich am

Neckar und an der Elbe ebenso gut thun, als in Paris oder Versailles. Sie lernten das ganze steife Ceremoniell, die leere, geisttödtende Etikette, wohinter sich die herzlose Nichtigkeit, die Ludwig's XIV. ganzes Leben bezeichnet, verkroch; französische Schnörkel führten sie ins ehrenfeste Vaterland zurück: die Treuherzigkeit, die liebevolle Würde, die das Verhältniß zwischen unseren alten Fürsten und ihren Unterthanen so anziehend macht, verschwand; das schöne Band der Neigung und Ergebenheit, das gestärkt im Sturm der Schlacht und bei den Bechern des Mahls sie verknüpfte, ward aufgelöst, und eine läppische, bettelstolze Feierlichkeit trat an die Stelle jener freien und innigen Vertraulichkeit: an den deutschen Höfen ward nicht mehr so viel getrunken, was den Franzosen immer ein Anstoß gewesen war, aber andere, schändlichere Laster wurden nun die Tagesordnung.

Der König von Frankreich behandelte die deutschen Fürsten, sobald er nicht irgend eine besondere Ursache zur Unzufriedenheit hatte, als unumschränkte, gebietende Herren, und nannte sie seine Vettern, Cousins, wodurch sie sich ungemein geschmeichelt fühlten; Herzog Eberhard von Würtemberg bat auch 1660 den König und die Königin von Frankreich zu Gevattern und nannte seinen Sohn Ludwig. Der Begriff von ihrer Souverainität wurzelte bei den deutschen Fürsten selbst immer tiefer, und auch die Gelehrten fingen an, ihn geschickter auszubilden; sie ward das Feldgeschrei fast aller deutschen Publicisten, die ganz und gar vergaßen, daß die Souverainität in dem französischen Sinne niemals in Deutschland Statt gehabt hatte, und nothwendig den Untergang der ganzen ehrwürdigen Verfassung mit sich führen mußte. Die deutschen Fürsten waren dem Kaiser offenbar so weit unterworfen, als durch ihn die Idee eines deutschen Reichs, eines deutschen Gesammtwesens dargestellt und ausgedrückt ward, das zugleich die Rechte und Ansprüche des Volks begründete und verbürgte.

Vorzüglich suchte der französische Hof Verbindungen zwischen deutschen Fürsten und Französinnen und umgekehrt anzuknüpfen

und auf alle mögliche Weise zu befördern; nichts schien die große Absicht, die Fürsten und Großen an das französische Interesse zu ziehen, mehr zu begünstigen. „Man pflegt im Sprichwort zu sagen," schreibt ein deutscher Patriot jener Zeit, „wo der Teufel nicht hinkommt, da braucht er ein altes Weib; die Franzosen greifen es subtiler an, als der Teufel selbst, denn was der König durch sich oder seine Residenten nicht ausrichten kann, dazu braucht er nicht alte, sondern junge französische Weiber, die er bald diesem, bald jenem Könige oder Fürsten an den Hals hängt, um die Consilia zu penetriren oder zu verwirren, Factiones zu machen, Alles in Unruh zu setzen, oder wenigstens, wenn es wohl abgeht, durch französische Pracht und Muthwillen die Landkammern auszuleeren." Schon 1648 hatte Herzog Georg von Würtemberg-Mömpelgard Anna von Coligny geheirathet; der Herzog Christian von Mecklenburg vermählte sich noch bei Lebzeiten seiner ersten Gemahlin, der verwittweten Herzogin von Lauenburg, von der er sich scheiden ließ, mit Isabelle Angelique von Montmorency-Boutteville, verwittweten Herzogin von Chatillon, einer Schwester des Herzogs von Luxemburg; Herzog Maximilian Philipp von Bayern hatte Mauritia Febronia de la Tour, eine Tochter des Herzogs von Bouillon, zur Gemahlin. Die Königin Mutter hätte dem Kurfürsten von Brandenburg nach dem Tode seiner ersten Gemahlin (1667) gar zu gern die verrufene Prinzessin von Montpensier aufgeschwatzt; doch meinte Ludwig XIV. selbst, der ihr bekanntlich nicht wohl wollte, der Kurfürst würde schwerlich Lust haben, einen Dragoner zu heiraten. Herzog Johann Friedrich's von Hannover Gemahlin, Tochter des Pfalzgrafen Eduard und der Herzogin Johanna Gonzaga von Nevers, war am französischen Hofe erzogen; ihre ältere Schwester war mit dem Prinzen von Conde vermählt. Elisabeth Charlotte von der Pfalz ward 1671 mit dem Bruder Ludwig's, dem Herzog von Orleans, wider ihren Willen verbunden; „so bin ich", rief sie aus, „das politische Lamm, das hier dem Staate und Lande soll geopfert werden; Gott gebe,

daß es wohl anschlage"; es ist eine der edelsten Frauen ihrer Zeit, die durch ihren deutschen Hausverstand, ihren unverdorbenen Sinn und ihren innern Adel mitten unter den Niederträchtigkeiten und der schmutzigen Schande des sittenlosesten Hofes eine Würde behauptete, die selbst die freche Witzelei und die Verläumdung ehren mußten; sie ist ein Beweis, wie leer und nichtsbedeutend aller Puppenglanz höfischer Eitelkeit gegen eine edle und wahre Natur ist, wie ein gediegener Charakter auch den glattesten Höfling zur Ehrerbietung zwingt; selbst eine Sevigné, ein St. Simon huldigten dieser Festigkeit, dieser Deutschheit. Nie hat sie das Vaterland verläugnet: "ich habe nie französische Manieren gehabt," schreibt sie, „noch annehmen können, denn ich habe es jederzeit für eine Ehre gehalten, eine Deutsche zu sein und die deutschen Maximen zu behalten, die hier selten gefallen."

Bald wimmelten alle Höfe von französischen Kammerherren, Kammerdienern, Kammerfrauen, Aufwärterinnen, Köchen, Glücksuchern und irrenden Rittern; die Erziehung der vornehmen Welt erhielt einen ganz französischen Anstrich, und die deutschen Köpfe wurden von französischen Gouverneurs und Gouvernanten durchaus verschroben; die Söhne und Töchter deutscher Fürsten, die innig mit ihrem Volke verschmolzen, demselben in aller Tugend und Trefflichkeit voranleuchten sollten, plapperten von der Wiege an in einer fremden Zunge; an Geist und Körper geschwächt und verweichlicht wurden sie Fremdlinge in ihrem Vaterlande und unter ihren Landsleuten. Ausschweifungen, französische Hofkabalen, Schändlichkeiten und Thorheiten aller Art verdrängten die gute alte Sitte; das Verderben verbreitete sich von den Höfen auf die Hauptstädte, von diesen auf das Land, und je kleiner ein Gebiet war, desto allgemeiner war das Verderben. Der Hofstaat ward ins Unendliche vermehrt, denn Versailles war das Muster, das Allen vor Augen stand.

Hiermit hing genau das Gesandtschaftswesen zusammen; an allen großen und kleinen Höfen, sogar in den Reichsstädten, wo

früher sich niemals ein Franzose hatte sehen lassen, wurden jetzt beständige französische Gesandten und Residenten nach einer ordentlichen Abstufung als ehrenvolle Werkzeuge französischer Intrigue gehalten; nachdem es genug war, französisch zu schwatzen und zu schreiben, um als ein Gestirn erster Größe am diplomatischen Himmel zu glänzen, war jeder Elende dazu tauglich. Bei der Auswahl verfuhr man jedoch mit großer Schlauheit: für Deutschland wurden absichtlich starke, dauerhafte Leute auserlesen, welche den Wein vertragen und sich bei den fürstlichen Tafeln beliebt machen konnten, denn die Franzosen hatten bald bemerkt, daß die deutsche Treuherzigkeit sich nur zu gewöhnlich verrieth, wenn die Freude des Mahls die Brust erweiterte; nach den Niederlanden hingegen ward gewöhnlich ein starker Plauderer geschickt, um die Weiber zu beschwatzen. War der Charakter der gewöhnlichen Residenten irgendwo zu bekannt, so schickte man einen heiligen Mann oder einen Bischof, um das Glück der Welt unter französischer Hoheit recht lebhaft zu verkündigen. Wo aber auch dieses Mittel unanwendbar war und man keinen gebornen Franzosen mehr glauben wollte, bediente sich die französische List umgetaufter Landsleute, betrogener und verlogener Landläufer, Verderber ihres Vaterlandes, die sich nicht scheuten, die heimatliche Erde fremder Knechtschaft zu unterwerfen; die eignen angebornen Kinder wurden erkauft, Deutschland zu hintergehen und ins Verderben zu stürzen. Den Gesandten wurden oft noch besondere Späher zugesellt, denn ein großer Theil der Glücksritter, die schaarenweise an den deutschen Höfen zusammenströmten, und gemeiniglich vorgaben, wegen eines unglücklichen Zweikampfs Frankreich verlassen zu haben, dienten zu Spionen, die desto unverdächtiger die Absichten ihres Herrn und Meisters befördern konnten.

Die eigentliche Bestimmung dieser Abgesandten und Sendlinge war, Verbindungen anzuknüpfen, die Entwürfe der verschiedenen Höfe auszuspähen, Kenntniß von der Stärke und Schwäche der Länder, ihren Einkünften, ihrem Kriegsstand,

ihren Verfassungen einzuziehen, die Gemüther zu beobachten und Alles sorgfältig einzuberichten, was dem französischen Cabinette zur Richtschnur seiner Maßregeln dienen könnte; Uneinigkeit aller Art zu stiften, das Vereinigte zu theilen und das französische Interesse dazwischen zu säen; sie waren immer bereit, die Unterthanen fremder Mächte aufzuwiegeln, zur Empörung anzureizen und sie unter dem Vorwande, daß das allgemeine Recht der Menschheit sich der unschuldig Unterdrückten anzunehmen gebiete, mit Rath und That zu unterstützen. Sie gingen darauf aus, die Fürsten und ihre Diener mit Geld oder mit Versprechungen zu gewinnen und zu bestechen; freilich theilten sie oft nur falsches Gold und falsche Edelsteine aus, mit Recht, denn auf falsche Treue gehört falscher Lohn. Auch mit den Verheißungen war es ihnen kein Ernst: dem Herzoge Johann Friedrich von Hannover hatten sie z. B. versprochen, daß sie ihm Bremen von den Schweden verschaffen wollten; als diese die Sache erfuhren und sich darüber beschwerten, ward ihnen erwiedert, man habe dem Herzoge eine recht reizende und unwiderstehliche Lockspeise anbieten müssen, die Erfüllung sei ihnen nie in den Sinn gekommen.

Wollte irgend ein Minister, der sich einmal den Franzosen ergeben hatte, nicht sogleich Alles thun, was ihm befohlen ward, so drohten sie ihm, daß sie ihn bei seinem Herrn angeben würden. Um das Ansehen der gewonnenen Staatsmänner desto mehr zu erhöhen, wurden ihnen bisweilen einige französische Geheimnisse mitgetheilt, von denen sie als den Früchten ihrer Klugheit und ihres Scharfsinns Gebrauch machen mußten; wenn der Ausgang, was sie vorhergesagt hatten, bewährte, kam ihre ungemeine Weisheit zu desto höhern Ehren, und sie konnten den Franzosen desto ersprießlichere Dienste leisten. Treue Minister, die nicht französisch gesinnt waren und auf die keine Anerbietungen einen Eindruck machten, suchte man durch geheime Vorspiegelungen und Klätschereien zu stürzen. Die französischen Abgeordneten betrugen sich überall, besonders aber an den kleinen deutschen Höfen, mit einem Hochmuth, der sich Alles erlaubte.

Wie vielen Verdruß machten nicht die Anmaßungen Bougeanville's in Stuttgart dem Herzoge; er hinderte selbst die Verhandlungen auf den Kreistagen. Zugleich behauptete er, der Beschützer aller Katholiken zu sein; in dieser Eigenschaft verlangte er, daß sein Caplan das Kind eines französischen Tanzmeisters in herzoglichen Diensten im Schlosse taufen sollte; da sich der Herzog einer so unstatthaften Forderung widersetzte, ward der Botschafter höchst ergrimmt und behauptete, er sei nur bevollmächtigt, den Deutschen Gesetze vorzuschreiben. Mit nicht geringeren Ansprüchen trat sein Nachfolger de Juvigny auf; es ist unverkennbar, daß ihnen ein solches übermüthiges und anmaßendes Betragen vorgeschrieben war, um die Größe des Königs recht fühlbar zu machen, und zu versuchen, was die Geduld der Deutschen ertragen konnte. Eine Katholikin ließ auf ihrem Todtenbette einen protestantischen Geistlichen rufen; Juvigny schickte, als er es erfuhr, seinen Caplan, der auf Befehl seines Vorgesetzten so lange bleiben mußte, bis der Herzog ihn mit Gewalt fortbringen ließ; der Gesandte drohte, es solle ihn gereuen; er habe es mit einem Könige zu thun, der schon ganz andere Fürsten seinen Zorn habe fühlen lassen. Der Herzog beschwerte sich freilich in Versailles, erhielt aber nur eine nichtssagende, kahle Entschuldigung. Aehnliche Auftritte fielen auch an anderen Höfen vor. Die französischen Gesandten suchten sich überall mit der größten Unverschämtheit einzudrängen. Der Botschafter in Berlin, Brejus, ehemals Corrector in einer Buchdruckerei in Amsterdam, kam ganz ungeladen in eine Gesellschaft, die der niederländische Gesandte den brandenburgischen Hoffrauen zu Ehren veranstaltete; allein der Holländer verstand den französischen Scherz nicht und ließ den zudringlichen Gast fortweisen.

Diese Gesandten waren recht darauf ausgelernt, auch den allerelendesten Händeln einen Anstrich und einen Schein zu geben; das, worin ihnen nach ihrer Meinung auch nur im Geringsten zu nahe geschehen war, nahmen sie aufs allerhöchste auf, vergrößerten und steigerten es bis zur himmelschreienden Sünde; was

sie selbst hingegen Andern zu Schimpf und Schaden thaten, war Kleinigkeit, und sie wunderten sich, wie man darüber so viel Aufhebens machen könne; verlor man nur ein Wort über ihre Anmaßungen, so erstaunten sie über die unhöflichen Deutschen, die es für möglich hielten, daß ihr großer König irgend etwas Unziemliches begehen könne; es war nach ihrer Ansicht ihnen vollkommen erlaubt, mitten im Frieden durch Kriegslist und Verrätherei feste Plätze zu überrumpeln und ganze Länder ihren rechtmäßigen Besitzern zu nehmen; es geschah nur aus bloßer nachbarlicher Liebe und Sympathie. Ein Hauptgeschäft der Botschafter war, zwischen den verschiedenen deutschen Fürsten und Staaten Mißtrauen und Eifersucht zu erregen, bei dem einen die Absichten des andern verdächtig zu machen; so wurde Bayern gegen Oestreich, Oestreich gegen Brandenburg, sämmtliche niedersächsische Stände gegen Brandenburg u. s. w. aufgehetzt, und über jeden noch so kleinen Zuwachs an Grundgebiet oder Macht, den irgend ein Staat erlangte, ward der andere durch die gehässigsten Vorstellungen beunruhigt, der Neid, der Argwohn wurden auf alle ersinnliche Art geweckt.

Um noch mehr auf die öffentliche Meinung zu wirken und das Volk zu verwirren, wurden auch angesehene deutsche Gelehrte, besonders Publicisten, mit Pensionen erfreut, um in vorkommenden Fällen staatsrechtliche Fragen zum Vortheil Frankreichs zu beantworten. Unter denselben muß besonders Hermann Conring zu Helmstädt genannt werden, der ganz von den Mode-Ideen über die deutsche Verfassung angesteckt, sehr viele Irrthümer in Umlauf setzte, und immer bereit war, dem Meistbietenden mit Deductionen zu dienen; er erhielt 1664 von Ludwig XIV. einen Jahrgehalt, der ihm auch bis auf die Zeit des holländischen Krieges ausgezahlt wurde; seitdem geriethen zu Conring's tiefster Trauer die Zahlungen ins Stocken, doch bemühte er sich auf alle mögliche Weise, das Geld wieder zu erhalten; er unterhielt einen ununterbrochenen Briefwechsel mit Brejus, der gewöhnlich die Zahlung besorgte. Er bat um die

Erlaubniß, dem Dauphin sein Buch über die Pflichten und Rechte der weltlichen Macht in Hinsicht auf die Religion zu widmen, und erbot sich, wenn der König seine alte Gnade gegen ihn erneuern wollte, ihm sogleich mit einigen Rathschlägen aufzuwarten, die sein Bestes befördern sollten. Er hat auch nicht wenig zur Ausbildung der Lehre vom Königreich Austrasien beigetragen, und schrieb eine Abhandlung von der Herrschaft des allerchristlichsten Königs über das mittelländische Meer.

Immer allgemeiner mußten unter diesen Umständen französische Sprache, Sitten und Moden in Deutschland überhand nehmen; seitdem Colbert an der Spitze der Staatsverwaltung stand, wurden die fremden Kaufleute, die französische Waaren ausführten, sehr begünstigt; schon damals gab es in Wien vornehme Frauen, die keine andere Schuhe als aus Paris trugen, sie wurden auf der Post geschickt und das Paar kostete 12 Rthlr.; man verfertigte sie in Wien eben so gut und besser, aber so verdreht waren bereits die weiblichen Köpfe, daß sie nur die in Wien gemachten Schuhe, wenn sie ihnen als französische von der Post zugeschickt wurden, gebrauchten. Mit den französischen Kleidern und Modethorheiten führte man auch französische Launen und Neigungen ein: deutsche Redlichkeit, deutsches Silber und Gold wurden immer seltener, und das Vaterland ward seiner edelsten Kräfte beraubt.

Man erkannte sehr gut, daß diese Nachahmung fremder Sitten und Thorheiten nicht etwas Gleichgültiges und Unbedeutendes sei, sondern höchst nachtheilig auf den Charakter einwirke. „Wir wollen," sagt ein Zeitgenosse, „durch die Waffen Städte und Länder wider die Angriffe Frankreichs schützen; inzwischen sind wir und unsere Gemüther schon längst von Frankreich bezwungen und eingenommen, angesehen unsere Sitten, Sprache, Kleidung, ja so zu reden, unser Inwendiges und Auswendiges französisch ist, und dennoch wollen wir die Franzosen für unsere Feinde halten und verfolgen? Kein Verständiger kann in Abrede sein, daß, wo die Gemüther erstlich eingenommen und fremd

gesinnt sind, hernach die Wenigsten mit rechtem Ernst für die Freiheit, den Glauben und das Vaterland streiten werden; Viele verlangen nichts mehr, als daß sie hernach unter eine andere Herrschaft kommen mögen."

Bei solchen Erfolgen des französischen Einflusses im Frieden wie im Kriege, der sich selbst durch die geringsten der deutschen Höfe immer mehr auf die Gebildeten der ganzen Nation verbreitete, darf man sich nicht wundern, wenn der Dünkel der Franzosen und ihre Geringschätzung der Deutschen sich immer unverhohlener aussprach. „So siegte Ludwig XIV." — heißt es in den Memoiren des Herzogs von Richelieu — „durch seine Weisheit und die Geschicklichkeit seiner Unterhändler über ganz Europa. Frankreich ist gleichsam der Mittelpunkt der gebildeten Welt, es ist abwechselnd von Land und von Meeren umgeben; es kann sich nach allen Seiten wenden, sich auf alle Art vertheidigen und wenn sein inneres Verfahren verständig ist, hat es die Natur bestimmt, Europa zu beherrschen."

Friedr. Rühs.
(Ueber den Einfluß Frankreichs auf Deutschland.)

7.

Der Marschall von Richelieu im siebenjährigen Kriege.

In Frankreich hatte man (1757) die ernstlichsten Beschlüsse gefaßt, den Krieg gegen Friedrich II. mit Nachdruck anzufangen. Immer noch bestimmten hier die Privat-Leidenschaften die Politik. Die durch die Kaiserin Theresia geschmeichelte Pompadour, der auf die Ausdehnung seiner Autorität eifersüchtige Kriegs-Minister Argenson, und endlich der auf Friedrich's Größe neidische König Ludwig selbst, alle stimmten dahin, durch Aufbietung der ganzen französischen Macht den preußischen Monarchen zu stürzen. Der Neid Ludwig's war überdem durch einige ihn betreffende Witzworte Friedrich's mit Haß gepaart worden. Hierzu kam das äußerst contrastirende Leben zwischen dem Sardanapal in Versailles und dem Weisen in Sanssouci, und nun wurden keine Staatsgründe mehr angehört, die der dem Krieg abgeneigte Cardinal Bernis mit so viel Klugheit als Beredtsamkeit vortrug. Vergebens bezog er sich auf die unleugbarsten Dinge: auf die durch eine lange Erfahrung bewährten weisen Maximen des Hofes in Ansehung der auswärtigen Angelegenheiten, auf die politischen Verhältnisse in Deutschland, auf den schlechten Zustand der französischen Finanzen, und auf den Mangel an Feldherren. Man setzte diesen Gründen die mächtigen Bundesgenossen und die dadurch unbezweifelte Leichtigkeit und Geschwindigkeit des Sieges entgegen; dabei bezog man sich auf die gewisse Hoffnung, das dem englischen Monarchen so theure Kurfürstenthum Hannover in wenig Monaten zu erobern, sodann durch dessen Rückgabe alle Friedens-Bedin-

gungen zu erzwingen, und auf diese Weise zugleich über Groß-Britannien und Preußen den Stab zu brechen.

Ein großes französisches Heer setzte sich nun in Bewegung. Der Anführer desselben war der Marschall d'Etrées, ein Enkel des unter Ludwig XIV. berühmten Ministers Louvois. Er hatte sich durch militairische Talente in den Niederlanden ausgezeichnet und wurde damals von dem großen Marschall von Sachsen für den besten französischen General gehalten. Er zeigte sich auch dieses Ruhms nicht unwürdig. Er ging über den Rhein und die Weser, nahm die von den Preußen verlassene Festung Wesel, die Herzogthümer Cleve und Ostfriesland in Besitz, durchstrich ganz Westfalen, eroberte die von Truppen entblößten Casselschen Länder, und setzte Hannover in Contribution.

Man war hier zum Widerstand nur unvollkommen vorbereitet. Es hatte sich zwar schon im Frühling eine Observations-Armee zusammengezogen, die aus Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern und einigen Bataillons Gothaer und Bückeburger Truppen bestand, wozu noch einige Tausend Preußen stießen; allein diese vereinigten Truppen formirten nur ein Heer von 40,000 Mann und waren folglich zu schwach, der über 100,000 Mann starken französischen Macht die Spitze zu bieten. Was diese nachtheilige Lage der deutschen Krieger vermehrte, war ihr Anführer, der Herzog von Cumberland; ein Prinz, der geringe Kriegs-Talente besaß, und den man wegen seines Sieges bei Culloden gegen die schottischen Rebellen mit Unrecht für einen erfahrenen Feldherrn hielt. Das hannoversche Ministerium hatte ohne alle Kriegskenntniß einen ganz zweckwidrigen Operations-Plan entworfen, womit der Herzog von Cumberland einstimmte, der den König von Preußen nicht liebte. Vergebens sandte Friedrich dem britischen Monarchen seinen tief durchdachten und für die gemeinschaftliche Sache auffallend vorheilhaften Plan. Die hannoverschen Minister blieben ihrem Plane getreu, betrogen durch die Versprechungen der Franzosen, die den Preis der Neutralität auf ihre Unthätigkeit gesetzt hatten.

Der von den Franzosen gedrängte Herzog von Cumberland zog sich mit seiner Armee immer zurück. Endlich kam es am 26. Julius bei dem Dorfe Hastenbeck ohnweit Hameln zwischen beiden Heeren zu einem Treffen. Die alliirte Armee stand auf Anhöhen zwischen der Weser und einem Gehölze. Hier wurde sie von den Franzosen angegriffen, die nach einem sehr lebhaften Gefecht einige Batterien wegnahmen, und sich einer Anhöhe bemeisterten. Cumberland verlor die Besonnenheit; er verließ höchst übereilt das Schlachtfeld und zog sich nach Hameln zurück, als der Sieg wieder aufing sich auf seine Seite zu lenken; zu eben der Zeit, wo der Erbprinz von Braunschweig dem Feinde eine eroberte Haupt-Batterie wieder abgenommen, und wo der hannoversche Oberst Breitenbach die größten Vortheile errungen hatte, der auch den Wahlplatz bis in die Nacht behauptete, und sodann mit erbeuteten Kanonen und Fahnen zu dem geflohenen Herzog stieß.

Der Sieg war jedoch höchst unbedeutend und wäre von keinen erheblichen Folgen gewesen, wenn nicht die Besorgniß für das hannoversche Archiv und andere Dinge von Werth, die man nach Stade in Verwahrung gebracht, den Herzog zu dem entscheidenden Schritt vermocht hätte, sich, unerachtet aller Vorstellungen seiner Generale, mit seiner Armee nordwärts zu ziehn, um diese Stadt zu decken. Die Folgen dieses Rückzugs zeigten sich sehr bald: das mit einer Menge Proviant und Munition versehene Hameln ergab sich nach der ersten Aufforderung; Minden verlangte zu capituliren, und die Stadt Hannover schickte Abgeordnete, um die Contributionen zu reguliren; auch Friedrich rief seine Truppen von der alliirten Armee ab. Der betäubte Herzog von Cumberland wurde aber bald von den Franzosen eingeschlossen, von der Elbe abgeschnitten, sein Terrain immer mehr beschränkt, und überhaupt in eine Lage versetzt, wo ihm nichts als eine Capitulation übrig blieb. Diese wurde den 8. September bei Kloster-Seeven unter der Garantie des Königs von Dänemark geschlossen. Der Hauptartikel derselben war, daß

die an Hessen, an Braunschweig, an Gotha und an Bückeburg gehörigen Truppen auseinander gehen, die Hannoveraner aber in der Gegend von Stade verbleiben sollten.

Der dänische Gesandte, Graf Lynar, war Vermittler dieser sonderbaren Convention, bei welcher die Staatskunst des achtzehnten Jahrhunderts nicht sichtbar war; auch schrieb Lynar den Erfolg nicht seinen Staatskenntnissen, sondern einer himmlischen Eingebung zu. In einem bekannt gewordenen Briefe überließ er die Ehre dieses politischen Meisterwerks ganz dem heiligen Geist, der, seinem Ausdruck zufolge, ihm die Kraft gegeben hätte, die französische Armee aufzuhalten, so wie Josua einst die Sonne aufhielt.

Der Marschall d'Etrées hatte jedoch nicht die Ehre diese Capitulation zu erringen, denn kurz zuvor war ihm das Commando durch die Hof-Intriguen des Prinzen Soubise genommen worden. Dieser Prinz, nicht allein eine Creatur, sondern ein Günstling der Marquise von Pompadour, war vom Hofe ernannt, ein zwar vom Marschall abhängiges, aber von der Haupt-Armee abgesondertes Corps zu commandiren. Die Zwistigkeiten zwischen diesen beiden Feldherren blieben indeß nicht lange aus, und d'Etrées wurde davon das Opfer. Nur die Furcht, alle Marschälle wider sich zu empören, hielt die herrschende Maitresse ab, ihrem geliebten Soubise das Haupt-Commando zu übertragen. Sie ließ sich durch den Minister du Verney überreden, es dem Herzoge von Richelieu zu ertheilen, obgleich sie ihn haßte, der aber nun, um sie zu gewinnen, ihr die Ernennung aller Commissarien bei den Heeren zugestanden hatte; ein Antrag, der auch seine Wirkung that. Dieser Feldherr fand bei der Armee Alles zu seinem Triumph vorbereitet, und nichts war leichter als die von seinem Gegner auf dem Felde der Ehre angebauten und jetzt reifen Früchte zu genießen.

Richelieu zog also den Nutzen von den klugen Maßregeln seines Vorgängers, da er die bedrängten Alliirten zu der vorgedachten Capitulation nöthigte. Nie aber wurde ein so großer

Glücksstreich im Kriege schlechter benutzt. Der Vertrag von Kloster-Seeven, von den Mächtigern den Schwächern dictirt, der die Cabinette von London und Berlin erschütterte und die Minister in Hannover, in Cassel und in Braunschweig fast zur Verzweiflung brachte, gewährte ganz und gar keine Vortheile, die unbedeutenden des Augenblicks ausgenommen. Eine der ersten Operationen von Richelieu war nun, Braunschweig und Hannover in Besitz zu nehmen. Beide Länder hatten sich, sowie Hessen, unterworfen, und da die Franzosen die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel besetzten, so wurde dem Herzog zu seiner Residenz die Stadt Blankenburg überlassen, die man neutral erklärte.

Das Loosungswort des neuen französischen Feldherrn war: Erpressungen; nicht sowohl für den Dienst seines Königs, als für sich selbst. Geschützt durch die Königliche Maitresse, erlaubte er sich die unedelsten Handlungen, und ordnete nicht selten die Kriegs-Operationen so, wie es sein Privatnutzen erforderte. Von allen Heerführern, die in diesem Kriege commandirten, bereicherte sich auch keiner von irgend einer Nation so, wie Richelieu. Er verbarg es auch so wenig, daß er sich noch vor geendigtem Kriege in Frankreichs Hauptstadt einen prächtigen Palast bauen ließ, den die Pariser le Pavillon d'Hanovre nannten.

Die Franzosen gaben König Georg II. selbst die beste Gelegenheit, die berüchtigte Convention von Kloster-Seeven zu brechen, die ohnehin weder von ihm, noch vom Könige von Frankreich ratificirt worden war. Man hatte sich nach diesem Vergleich in Hannover mit einer Art Neutralität geschmeichelt, allein man fand sich sehr betrogen. Das Land wurde ganz wie eine eroberte Provinz behandelt, und auch so in den französischen Edicten betitelt. Richelieu erpreßte nicht allein große Brandschatzungen und Lieferungen aller Art für seine Truppen, und ungeheure Summen für sich selbst, sondern man schickte sogar einen General-Pächter aus Paris, um das ganze Kurfürstenthum Hannover nach französischer Art in Pacht zu nehmen und

methodisch auszuplündern. Dieser Pächter war zugleich zum Pachtmeister der anderen deutschen Länder bestimmt, die man noch erobern würde. Ein sonderbares königliches französisches Edict vom 18. October 1757 zeigte diese Bestimmung an, der zu Folge der Franzose Gautier seine Pachtbude in Hannover aufschlug. Alle diese Vorfälle trieben die Hannoveraner fast zur Verzweiflung. Georg liebte sein Kurfürstenthum mehr, wie seine Königreiche; die Großmuth des britischen Parlaments kam ihm zu Hülfe, und nun wurden nachdrückliche Entschließungen genommen.

Man hatte immer in England die Convention als gebrochen betrachtet. Die Schlacht bei Roßbach gab der Sache vollends den Ausschlag. Die bisher zerstreuten hannoverschen Truppen wurden nun zusammengezogen, und der eine Zeitlang unschlüssig gewesene Landgraf von Hessen endlich vermocht, seine Armee zu ihnen stoßen zu lassen, da die Franzosen ihm zu außerordentlichen Beschwerden Anlaß gaben. Er wollte anfangs der Convention von Kloster-Seeven getreu bleiben, und rief seine Truppen zurück. Auch war ihre Marsch-Route schon angeordnet, allein Richelieu's Forderung veränderte seinen Entschluß. Er wollte nämlich diese Truppen durchaus entwaffnet wissen, und weigerte sich, ohne diese Bedingung, ihnen den Abzug zu gestatten. Vergebens berief sich der Landgraf darauf, daß seine Soldaten frei, bewaffnet, und mit Allem versehn, nicht als Kriegsgefangene zu betrachten wären, denen man ihre Waffen nach Willkür nehmen könnte. Der Herzog von Cumberland schrieb deshalb auch an den französischen Feldherrn, und der dänische Gesandte, Graf Lynar, unter dessen Vermittelung die besagte Convention geschlossen war, begab sich selbst ins französische Haupt-Quartier. Er schlug vor, daß zur Beruhigung des französischen Hofes die hessischen Truppen nach Holstein, als einem neutralen Lande, verlegt werden sollten. Der Landgraf war damit zufrieden, und Richelieu schrieb deshalb nach Versailles; allein die französischen Minister schlugen diese Auskunft rund ab und bestanden auf der Entwaffnung.

Der englische Hof machte diesem Streit durch die Erklärung ein Ende, daß er sich von dem ferneren Unterhalt der hessischen Truppen gänzlich lossagte, wenn der Landgraf sie nicht der Disposition des Königs von Groß-Britannien sofort überlassen wollte. Die Franzosen hoben endlich alle noch übrige Bedenklichkeiten, da sie die Weigerung, die hessischen Truppen zu entwaffnen, einen Bruch der Convention nannten; sie schrieben daher Contributionen in Hessen aus, und machten ein Inventarium von allen dem Landgrafen zugehörigen Palästen, Gebäuden, Landgütern, ja selbst von den Mobilien; ferner mußte ihnen ein Verzeichniß aller Landes-Einkünfte übergeben werden, wobei der Herzog von Ayen, als commandirender französischer General, ausdrücklich erklärte, daß man sich an keine Verträge weiter binden würde, und daß nichts als das Recht des Stärkern allein gelten sollte. Dieses Recht hatten die Franzosen hier längst ausgeübt, und dennoch trieb der in Marburg commandirende General, Graf Vauban, seinen Spott so weit, daß er in einer Erklärung unter dem 22. August sich der Worte bediente: „Die Hessen haben Ursache, mit der Art, wie man mit dem Lande zu verfahren gütig genug ist, zufrieden zu sein.“ Die demüthigsten Vorstellungen von Seiten der Regierung erbitterten diesen General so sehr, daß er erklärte, er müsse die Minister in Cassel als Rebellen seines Königs betrachten; ja er nannte sie in seinen gedruckten Erklärungen höchst strafwürdig, weil sie am heiligen Ludwigs-Feste ihm keine Abgeordneten zum Glückwunsch geschickt hatten.

Der Landgraf zögerte nun nicht lange, er überließ seine 12,000 Hessen Georgs Willkür, und stellte sich dadurch ganz der Wuth der Franzosen bloß. Es wurde ein Courier aus dem französischen Haupt-Quartier mit den fürchterlichsten Drohungen an ihn abgeschickt, die man erfüllen wollte, wenn die Zurückziehung nicht sogleich erfolgte. Es hieß: „das Residenz-Schloß in Cassel sollte in die Luft gesprengt, die Stadt in Brand gesteckt, und das ganze Land mit Feuer und Schwert so ver-

wüstet werden, daß es Jahrhunderte lang eine Einöde darstellen würde." Der Landgraf verachtete diese Drohungen und entfernte sich, und nun nahmen die entsetzlichen Erpressungen ihren Anfang. Es wurden sogar Befehle gegeben, daß Jedermann innerhalb vierundzwanzig Stunden alles im Besitz habende gemünzte Gold und Silber ausliefern sollte. Die Zeughäuser wurden ausgeräumt, und die darin befindlichen Fahnen, Pauken und andere Siegeszeichen, die die braven Hessen in ihren mannichfaltigen Kriegen unter so vielen Himmelsstrichen erbeutet hatten, zu Asche verbrannt.

Die Convention von Kloster-Seeven, die nur zehn Wochen gedauert hatte, wurde nun förmlich für nichtig erklärt. Indessen formirte sich die alliirte Armee. Zu den Hannoveranern und Hessen waren nun auch braunschweigische Truppen gekommen. Da die Reiterei mit dem Fußvolk in keinem rechten Verhältniß stand, so stießen noch einige Regimenter preußischer Cavallerie dazu. Friedrich konnte nur wenige Soldaten zu dieser Armee hergeben, allein er gab ihr einen Anführer, der ein ganzes Heer werth war. Dies war der Herzog Ferdinand von Braunschweig, einer von den außerordentlichen Menschen, die erhabene Talente, Größe des Geistes und Edelmuth des Herzens in einem seltenen Grade vereinigen.

Die durch ihn alsbald bewirkte Auferstehung einer fast vernichteten Armee war den Franzosen höchst unerwartet. Die bisher genossene Ruhe hörte auf einmal auf. Vergebens drohte Richelieu, ganz Hannover in einen Schutthaufen zu verwandeln, und selbst die königlichen Paläste zu verheeren, wenn man den geringsten feindseligen Schritt unternehmen würde. Ferdinand antwortete sehr laconisch, daß er die Folgen erwarten und an der Spitze seiner Armee ihm nähere Erläuterung geben würde. Die Operationen der Alliirten nahmen gleich darauf ihren Anfang. Einige französische Corps wurden sogleich zurückgetrieben, Lüneburg besetzt, und Harburg nach einer tapferen Gegenwehr erobert. Richelieu ward wüthend, und befahl die Stadt Celle zu plündern und

die Vorstädte in Brand zu stecken. Man flehete um Verschonung des Waisenhauses, umsonst! es wurde mit in Asche verwandelt. Die Strenge der Jahreszeit nöthigte endlich beide Theile die Winter-Quartiere zu beziehn.

Schon im Anfange des Jahres 1758 wurde Richelieu zurückberufen und mußte das Ober-Commando der französischen Truppen dem Grafen von Clermont abtreten. Dieser auserkorene Befehlshaber war ein Geistlicher, und hatte nie ein Armee, selbst nicht einmal bei einer Musterung, versammelt gesehen. Die Marquisin von Pompadour aber, die damals, als Königliche Maitresse, Ludwig XV. und die Franzosen unumschränkt beherrschte, war von seinen Hoftalenten eingenommen. Diese zu belohnen, schuf sie ihn zum Feldherrn, und sandte ihn nach Deutschland, um Frankreichs Ehre gegen einen großen Heerführer zu behaupten. Die Wahl setzte alle Welt in Erstaunen, und Friedrich sagte bei der Nachricht: „Ich hoffe, daß ihn nächstens der Erzbischof von Paris ablösen wird."

Vor Richelieu's Abreise erhielt Halberstadt von den Franzosen noch einen sehr bösen Besuch. Dieser Heerführer hatte die Stadt und das ganze Fürstenthum am Tage nach der Roßbacher Schlacht verlassen, nachdem er in dieser aus zehn Städten und hundert Dörfern bestehenden Provinz innerhalb sechs Wochen über anderthalb Millionen Reichsthaler erpreßt hatte. Er allein hatte für Sauve-Garden oder Schutzbriefe 40,000 Reichsthaler erhalten. Eine Summe von 200,000 Reichsthalern war noch von der versprochenen Brandschatzung unbezahlt geblieben; da sich nun 3000 Mann preußischer Truppen im Lande befanden, so verweigerten die ohnehin ganz entkräfteten Halberstädter auf Befehl ihres Königs diesen Rest. Richelieu beschloß sie dafür zu bestrafen. Ein 12,000 Mann starkes im Braunschweigischen postirtes Corps rückte unter Anführung des Marquis von Voyer im Januar auf Halberstadt los. Man wollte die hier befindlichen Preußen aufheben, die sich aber ohne Verlust zurückzogen. Nun wurden die Erpressungen mit verdoppelter Härte erneuert, und mit der Drohung,

daß diejenigen Häuser, worin man man bei der Durchsuchung mehr als vier Reichsthaler an Geld, und mehr als drei Scheffel Getreide antreffen würde, geplündert und angezündet werden sollten; dabei wurden die Pechkränze in Bereitschaft gehalten. Auf die beweglichsten Vorstellungen ertheilte Boyer immer die kurze Antwort: „Geld und Korn, oder Feuer!“ Durch diese Drohung vermocht brachten die Einwohner 4000 Scheffel Getreide und 121,000 Reichsthaler an Geld und Silberzeug zusammen, die Armen mit Thränen zu sechszehn und acht Groschen; für das übrige gaben sie Wechsel. Dennoch geschah die militairische Durchsuchung der Häuser, wobei man schrecklich plünderte. Nun wurden die Stadtthore verbrannt, die Pfeiler abgeworfen und die Mauern niedergerissen. Der letzte Antrag dieser Feinde war, daß die Einwohner von Halberstadt sich anheischig machen sollten, jedesmal, wenn preußische Truppen in ihre Stadt einrücken würden, als Strafe dafür 100,000 Reichsthaler zu bezahlen. Die Abgeordneten weigerten sich jedoch standhaft, diese unanständige Forderung einzugehn. Endlich zogen die Franzosen ab, und nahmen sechs Geißeln mit sich. Quedlinburg, woselbst der Graf Turpin commandirte, hatte ein ganz anderes Schicksal als Halberstadt. Man erwartete große Contributions-Forderungen; allein dieser großmüthige Befehlshaber, der keine tyrannische Aufträge hatte oder sie nicht ausführen wollte, sagte, daß er nichts weiter als den nöthigen Unterhalt für seine Truppen und eine Anzahl Wagen verlange, mit welchen er von Segenswünschen begleitet abzog.

J. W. v. Archenholtz.
(Geschichte des siebenjährigen Krieges, Erster Theil.)

8.

Einnahme von Mainz im Jahre 1792.

In dem Augenblick wo die deutschen Heere den traurigen Rückzug aus der Champagne antraten, hatte die Revolution ihren ersten glücklichen Angriff auf Deutschland selbst ausgeführt. Mit einem raschen Handstreich war sie auf die wundeste Stelle des alten Reichs gefallen, warf die hülflose Ohnmacht geistlicher und weltlicher Kleinstaaterei am Rhein ohne Mühe über den Haufen und feierte nun gerade an der Stelle ihre demokratischen Triumphe, wo drei Monate vorher die Fürsten und adeligen Herren sich zur Heerfahrt gegen die Revolution versammelt hatten. Dasselbe Mainz, wo im Juli Kaiser und König ihren Kriegsrath über die Unterwerfung Frankreichs gepflogen, wo sich damals die Siegeszuversicht der Fürsten, der Uebermuth des Emigrantenadels, die sorglose Sicherheit der geistlichen und weltlichen Feudalherren in glänzenden Festen berauschte, dasselbe Mainz sah jetzt eine blasse Copie der Pariser Jakobiner in seinen Mauern erstehen.

Ein solch wunderlicher Wechsel des Schicksals war noch selten gesehen worden; selbst der unverhoffte Ausgang des Champagne-Feldzugs — was wollte er bedeuten gegen diese Misère deutscher Reichszustände? War es doch schwer zu sagen, was schmachvoller war für die Nation und ihre Häupter: ob die kopflose Angst der fürstlichen Herren, ob die Massendesertion des

prahlerischen Lehnsadels, oder die eilfertige Unterwürfigkeit der Regierungen, deren jüngst noch so contrerevolutionairer Muth jetzt vor einer Handvoll Franzosen Chamade schlug und von Landau an bis Mannheim, Darmstadt, Wetzlar und Koblenz sich in lächerlichen Handlungen der Feigheit wetteifernd überbot? Ein solches Regiment war freilich nicht dazu angethan, die Schule des Gemeinsinnes und einer stolzen vaterländischen Gesinnung zu werden; die Unmündigkeit der Massen und der kurzsichtige Eifer der exaltirten Einzelnen, die schwerfällige Unreife der bürgerlichen Classen und die kosmopolitische Verschliffenheit der Gebildeten und Gelehrten, beides war die Folge desselben ungesunden politischen Zustandes und beides hat sich denn auch mit dem Regiment, wie es war, in die Schmach jener Tage getheilt.

Es war eine seltsame Unvorsichtigkeit der so überaus vorsichtigen Kriegführung von 1792, daß sie keine Sorge dafür trug, die deutschen Rheinlande vor einem Ueberfall der Franzosen von Landau und Straßburg her sicherzustellen. Im August stand zwar noch ein östreichisches Corps von etwa 7000 Mann unter Graf Erbach bei Speyer; ihn verstärkte dann der brauchbare Theil des Mainzer Contingents um 2000 Mann, indessen die Reichsfestung selbst nur von kurmainzischen Invaliden und Rekruten und einigen Hundert bunt zusammengewürfelter Soldaten der nassauischen, wormsischen und fuldischen Contingente gedeckt blieb. Zu Anfang September ward der größte Theil des Erbach'schen Corps zur Belagerung von Thionville gezogen; das Mainzer Regiment und einige Hundert Oestreicher blieben unter dem mainzischen Oberst Winkelmann in Speyer zurück; die Sicherheit von Mainz war also auf den Widerstand gestellt, den dies kleine Häuflein und die bunte Schaar von Fuldaer, Weilburger und Usinger Reichs- und Kreissoldaten zu leisten vermochte.

Eine fähige und wachsame Regierung, die sich auf einen gesunden Zustand des Landes und Volkes stützte, wäre indessen auch mit diesen bescheidenen Kräften im Stande gewesen, wenigstens den ersten Anprall abzuwehren, aber das Unglück wollte,

daß die Grenzwacht Deutschlands dem pfälzer Beamtenthum und den geistlichen Regierungen in Speyer, Worms und Mainz überlassen war. Was von dem allgemeinen Zustand der geistlichen Gebiete, das galt in vollem Maße von Kurmainz: ein sorgloses und schlaffes Regiment, ein zum Theil landfremder Adel, der den Staat ausbeutete, ohne mit ihm innerlich verwachsen zu sein, das Volk in dumpfer Schwerfälligkeit erhalten und höchstens durch platten Sinnengenuß angeregt, kein selbstthätiger durch Arbeit erworbener Wohlstand, wohl aber überall geistlicher Müßiggang, vornehmer und geringer Bettel war dort an der Tagesordnung. Selbst sehr ehrenwerthe und tüchtige Persönlichkeiten, deren das geistliche Fürstenthum im achtzehnten Jahrhundert eine ziemliche Reihe aufzuweisen hat, vermochten höchstens den ungesunden Zustand des geistlichen Staatenthums vorübergehend zu mildern, nicht die Wurzeln des Uebels abzuschneiden. Der letzte Mainzer Kurfürst aber hielt schon in den Augen der Zeitgenossen mit den besseren geistlichen Herren, z. B. seinem trefflichen Vorgänger Emmerich Joseph oder seinem hochverdienten Bruder Franz Ludwig in Würzburg-Bamberg, keinen Vergleich aus. Ein rechter Repräsentant der Verweltlichung im hohen Clerus, französisch gebildet und gesittet, auch von einem starken Anflug der vornehmen Modeaufklärung der Zeit beherrscht, von intriguanten Weibern und Höflingen geleitet, und durch seinen Ehrgeiz, in der großen Politik die Hand im Spiel zu haben, bald von dieser, bald von jener Seite geködert, kein Bischof mehr und auch kein weltlicher Regent, so veranschaulichte Kurfürst Friedrich Carl recht bezeichnend das widerspruchsvolle Dasein dieser geistlichen Fürstenthümer. Daß ein Firniß Voltaire'scher Aufklärung den Hof umgab, eine Anzahl literarischer Berühmtheiten, wie Müller, Forster, Heinse, zum Zierrath beigeholt waren und man sich viel auf die tolerante Freisinnigkeit zu Gute that, die in Mainz wie an vielen anderen Höfen zum Modeton gehörte, das hinderte gleichwol nicht, daß im Großen und Ganzen der Staat eben doch nur für den stiftsfähigen Adel, für Priester und Mönche geschaffen schien.

Die Haltung, welche das kurmainzer Regiment der Revolution gegenüber einnahm, zeugte von einer merkwürdigen Kurzsichtigkeit. Statt eine verständige Nachgiebigkeit an das Billige und Unvermeidliche zu bethätigen und jeden Anlaß zu meiden, der die bedenkliche Berührung mit der Revolution herausfordern konnte, verstockte man sich blinder als je in den Mißbräuchen des alten Zustandes und hatte hier so wenig Bedenken, wie in Trier, der Revolution den erwünschten Vorwand zur Beschwerde zu geben. Wohl gehörte auch Mainz zu den durch die Revolution beeinträchtigten Reichsständen, aber weniger dies erlittene Unrecht als die Eitelkeit des Kurfürsten, eine Rolle in der großen Politik zu spielen, verflocht ihn mit den Emigranten viel tiefer, als es einem geistlichen Fürsten dicht an den Grenzen Frankreichs die Klugheit rathen konnte. Die Ausgewanderten erhielten aus dem Zeughaus des Kurfürsten ihre Waffen, bildeten in Worms ein Feldlager und belästigten die Einwohner durch die freche Anmaßung, womit sie über die Reisenden Aufsicht übten, Leute arretirten und verhörten, ja sogar Mißliebige ins Gefängniß warfen. Außer Koblenz gab es keine Stadt in Deutschland, wo das schmarotzende Emigrantenthum sich so übermüthig und ausgelassen geberdete, wie in Mainz und Worms; hier wie dort war die Wirkung auf die Bevölkerung die gleiche, der Eindruck dieses leeren und frivolen Treibens gab von dem altmonarchischen Frankreich schlechte Begriffe und lehrte über die Revolution milder denken. In Mainz wie in Kurtrier beachtete man gegen den Gesandten Frankreichs auch nicht einmal die Regeln diplomatischen Anstandes; die kindischen Prahlereien des landesflüchtigen französischen Adels fanden bei der Regierung dieselbe aufmunternde Unterstützung, wie in Koblenz. Und der eigene Mainzer Stiftsadel, der sich nachher nur durch die Schnelligkeit seiner Flucht bemerkbar machte, stimmte jubelnd ein in die unsinnigen Prahlreden der fremden Flüchtlinge; in den Salons dieser Herren sprach man mit Zuversicht davon, demnächst über Constitutionelle und Republikaner, über Lafayette und Marat das große Straf-

gericht zu verhängen, und die Frage schien nur die, ob das Hängen oder Köpfen vorzuziehen sei. „Pendables“, des Hängens werth, schienen aber dort Alle, welche seit Juli 1789 nicht durch schnelles Ausreißen ihren unbefleckten Royalismus bethätigt hatten.

Es kamen die Ereignisse von 1792: die Vorbereitungen zum Einfall in Frankreich, die Manifeste der Coalition, das Vordringen über die Grenzen Frankreichs. Außer den Mächten, deren Heere jetzt nach der Champagne zogen, außer Oestreich, Preußen und Hessen-Cassel, hat damals kein deutscher Reichsfürst seine Feindseligkeit gegen Frankreich so unverhohlen bethätigt, wie der Kurfürst von Mainz. Er wartete die Kriegserklärung des Reichs nicht ab, er ließ in dem Augenblick, wo die verbündeten Monarchen sich Mainz näherten, dem französischen Gesandten seine Pässe geben, er rüstete sein kleines Contingent, um an den erwarteten Triumphen über die Franzosen selber Theil zu nehmen. Die Truppen selbst erhielten eine neue Organisation, die vollends allen überlieferten Zusammenhang zerstörte; dazu kam denn der offene Zwiespalt zwischen den einflußreichsten militairischen Persönlichkeiten, General von Gymnich und Graf Hatzfeld, von denen bald der Eine, bald der Andere seinen Willen bei dem Kurfürsten durchsetzte. Was war aber überhaupt von einer Kriegsleitung zu erwarten, die sich jetzt vor dem Ausbruch des Krieges durch das denkwürdige Rescript verewigte: „allen Officieren, die dazu die Kräfte nicht fühlten oder deren häusliche Verhältnisse es nicht gestatteten, solle es freistehen, ihrer Ehre unbeschadet, nicht mit ins Feld zu gehen!“ Mainz selbst, die Grenzfeste des Reichs, bot ein sehr friedliches Aussehen. Seit Jahren bepflanzte der Commandant die Gräben mit Rebengeländen und Küchenkräutern und auf den Schanzen und Glacis waren Gärten und Lusthäuser angelegt. Der Kurfürst selbst hatte zwar in Wien und Berlin Schritte gethan, damit die Verbesserung der Werke von Reichswegen erfolge, aber er war es auch gewesen, der an wichtigen Stellen englische Gärten schuf, zur Verschönerung seines Sommerpallastes Schanzen verwüstete und zur Herstellung von

Spaziergängen Batterien demolirte. Jetzt wie der Krieg kam, ward eine Kriegscasse von einigen hunderttausend Gulden gebildet, der Kurfürst verkaufte an diesen Fonds aus seinen Waldungen die nöthigen Pallisaden, gewann dabei ein hübsches Stück Geld, und ließ ein Paar Monate an der Restauration der verfallenen Festungswerke arbeiten. Schon im Juli 1792, gleich nachdem das Hauptquartier der Verbündeten Mainz verließ, wurden die Arbeiten eingestellt, man schien nach einem so kräftigen Manifeste, wie es in Mainz geschmiedet worden, weitere Vertheidigungsmaßregeln für überflüssig zu halten.

Die große Armee der Verbündeten stand in der Champagne, das Corps, das Speyer gedeckt, war nach Thionville abgezogen, der Schutz des Mainzer Kurstaats beschränkte sich also auf das Häuflein Mainzer Truppen, die in Speyer zurückgeblieben, und auf die Invaliden, Rekruten und die kläglichen kleinen Contingente, die als Besatzung nach Mainz beordert waren. Es lag demnach die Gefahr sehr nahe, daß die Franzosen von Landau und Strasburg ein Corps den Rhein heraufschoben und mit mäßigen Kräften die ganze Gruppe geistlicher Staaten am Rhein durch einen Handstreich vor sich aufrollten. In der That setzte sich Custine mit ungefähr 18,000 Mann in den letzten Tagen des September von Landau aus in Bewegung und erschien am 30. vor Speyer. Die Unfähigkeit des mainzischen Oberst Winkelmann, der seine kleine Schaar von etwas über 3000 Mann, in einzelne Colonnen zersplittert, im freien Felde aufstellte, erleichterte den Sieg; sie wurden geworfen, zur Capitulation genöthigt, Speyer mit seinen reichen Magazinen genommen, Worms besetzt und beide Städte gebrandschatzt.

Es war kaum zu zweifeln, daß, wenn Custine jetzt ohne Säumen gegen Mainz aufbrach, der erste geistliche Kurstaat Deutschlands, dessen Kriegsmacht man eben am Rhein abgefangen, so rasch und widerstandslos überwältigt ward, wie die Bisthümer Speyer und Worms. Schon die erste verworrene Kunde von dem Ueberfall in Speyer machte einen unbeschreiblichen

Eindruck; wäre der Feind bereits vor den Thoren gestanden, man hätte sich nicht komischer bestürzt und muthlos geberden können. Doch traf der Gouverneur noch Anstalten zur Vertheidigung. Er schickte die Bürgerschützen und Husaren zur Beobachtung des Feindes vor die Stadt hinaus, vertheilte die regulairen Truppen in die Außenwerke und besetzte die inneren Festungswerke mit den Bürgercompagnien. Das schwere Geschütz ward auf die Wälle gebracht, junge Handwerksleute sollten zur Bedienung der Kanonen unterrichtet, die akademische Jugend bewaffnet werden.

Wie die Stimmung in den höchsten Kreisen war, zeigt ein Brief, den der preußische Ministerresident von Stein an seinen Monarchen richtete. Mit den lebhaftesten Farben schildert er die verzweifelnde Angst, von der nun alle Franzosenfresser am Rhein ergriffen waren. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt — schreibt er — hat auf alle wiederholten Bitten, sich mit seinen Truppen in die Stadt zu werfen, keinen anderen Bescheid gegeben, als den: die Franzosen hätten bis jetzt seine Besitzungen im Elsaß gut behandelt, und er wolle sich mit ihnen nicht überwerfen. Der Landgraf sorgte dann für seine eigene Sicherheit und zog seine Truppen bis Gießen zurück, damit sie ja aus der französischen Schußweite kamen. Das geschah in demselben Darmstadt, wo die riesigen Kasernen und Exercierhäuser angelegt waren, wo der Vorgänger des regierenden Landgrafen seine ganze Regierungszeit in kostbarem Soldatenspiel vergeudet hatte!

Der Kurfürst von Mainz selbst hatte sich zuerst in Sicherheit gebracht und damit das erwünschte Beispiel einer unbeschreiblich eilfertigen Desertion des gesammten hohen Kurstaates gegeben. Was der durch vervielfältigte Zölle und adelige Privilegien gelähmte Handel nie vermocht hatte, — sagt Forster in seiner malerischen Schilderung der Flucht — das schuf in einem Augenblicke die Furcht: unser schöner ehrwürdiger Rhein gewährte zum ersten Male den erfreulichen Anblick des lebendigen Fleißes, wozu ihn die Natur so eigentlich hergegossen zu haben scheint.

Unzählige Fahrzeuge von allerlei Größe, mit Waaren tief beladen, Jachten und Nachen mit Hunderten von Passagieren fuhren unaufhörlich nach Koblenz hinunter. Man zahlte unglaubliche Summen für die Fracht der Personen und Güter, und die zuletzt Abgehenden schätzten sich glücklich, um zehnfach den Preis, den es die Ersten gekostet hatte, fortzukommen. Mehr als zweimalhunderttausend Gulden gingen zur Bestreitung dieser schleunigen Reise aus den Koffern der Fliehenden in die Hände der arbeitenden Classen, — und mit der Hälfte der Summe, jetzt noch dargeliehen, hätte man Mainz in einen Vertheidigungszustand gesetzt, der es vor dem Angriffe eines fliegenden Corps vollkommen sichern konnte! Die reichen, mit Edelsteinen und Perlen gestickten Infuln und Meßgewänder, die Bischofsstäbe, Altargeräthe, Heiligenbilder wurden nach Düsseldorf gebracht; eben dahin wanderte das Archiv des deutschen Reiches. Dem Kurfürsten ward nacherzählt, daß er bei der nächtlichen Flucht das Wappen an seinem Wagen habe auslöschen lassen; Thatsache ist es, daß die von ihm zurückgelassene Regierung zum größten Theil ihres Herrn an Muth und Entschlossenheit vollkommen werth war, und von allen den wilden Rufern zum Streit, die in Gedanken schon das ganze revolutionaire Frankreich am Galgen sahen, kein Einziger zurückblieb. Der Staatskanzler von Albini forderte in einer pathetischen Rede die Bürgerschaft mit der Anrede „liebe Brüder“ auf, die Stadt auf's Aeußerste zu vertheidigen; in demselben Augenblicke passirten aber seine Packwagen glücklich die Rheinbrücke. Und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, erschien in dem Momente, wo Adel und Klerisei das Ihrige in Sicherheit gebracht, ein strenges Verbot, das allen übrigen Einwohnern die Flucht bei schwerer Ahndung untersagte.

Alle Augenzeugen versichern übereinstimmend, daß wenn Custine in dem Augenblicke dieser allgemeinen Verwirrung auch nur mit einer Handvoll Leute vor den Wällen der Festung erschien, an Widerstand nicht zu denken war. Daß er von

Speyer und Worms aus seine Vortheile nicht weiter verfolgte, sondern Wochen lang zögerte, das allein gab noch eine Aussicht auf möglichen Widerstand. Nun waren wenigstens die zugänglichen Stellen besetzt und verpallisadirt, Kanonen aufgefahren, die Bauern der Umgegend beschäftigt, neue Brustwehren aufzuwerfen, Bürger und Studenten nothdürftig bewaffnet und zum Wachdienst aufgeboten. Schwerlich reichten diese Anstalten hin, einen energischen Angriff abzuhalten, aber sie deckten doch die Festung vor einem Handstreich. Wenn sich nur auf irgend einer Stelle des officiellen Mainz Muth und Einsicht zeigte, so war wenigstens die Ehre zu retten. Allein über der schmachvollen Flucht fast aller Derer, die zum Staat und zur Regierung zählten, wich auch der gute Wille der Bürger. Ein Staat von Bevorrechteten, den diese selber so muthlos im Stiche ließen, verdiente nicht, daß sich eine Hand für ihn erhob. Wohl war die Grenzfeste Deutschlands der Vertheidigung werth, nicht um den Kurfürsten von Mainz und seine Klerisei zu halten, sondern es galt zugleich höhere vaterländische Interessen; aber wie hätte sich das Bewußtsein davon in den geistlichen Kleinstaaten des alten Reichs entfalten sollen?

Gouverneur der Festung war der Freiherr von Gymnich, ein General, dessen muthlose Unentschlossenheit sich kaum greller zeichnen läßt, als er es selber in seiner Vertheidigungsschrift gethan hat. Obwol die Truppenzahl und die bewaffnete Bürgerschaft sich auf mehr als 5000 Köpfe belief, hielt er doch jeden Versuch einer Vertheidigung für vergeblich, und seine Taktik war die, welche er auch in seiner später veröffentlichten Darlegung verfolgt: die Streitkräfte der Franzosen übermäßig hoch anzuschlagen, die militairische Brauchbarkeit aller Truppengattungen der Besatzung noch tiefer herabzusetzen, als sie es verdienten. Ein Mann von Fähigkeit war der Oberstlieutenant Eickemeyer, den nachher die flüchtigen Herren vom Adel gern zum Sündenbock ihrer Mißgriffe gemacht und als den Verräther der Festung bezeichnet haben. Es bedurfte hier keines Verraths, wo so viel

Feigheit und Unverstand zusammenwirkte. Eickemeyer gehörte zu den bürgerlichen Talenten, die sich in dem geistlich-adeligen Mainz vereinsamt und unbehaglich fühlten: ohne Liebe für den Staat, der sich jetzt so ruhmlos selbst verließ, ohne patriotische Anhänglichkeit an Deutschland, ein Kind der kosmopolitisch-aufgeklärten Zeit, aber ein nüchterner mathematischer Kopf, der eine Wirksamkeit suchte, wo sie zu finden war, und darum wie viele Andere nachher ohne Bedenken in französische Dienste überging — war er in jenen Tagen der einzige unter den höheren Officieren, der seine Kaltblütigkeit bewahrte und von furchtsamer Uebereilung abmahnte. Wie dann Alle im Wetteifer das lecke Schiff verließen, fühlte er sich freilich am wenigsten berufen, für eine Sache zum Ritter zu werden, die seinem Kopfe wie seinem Herzen fremd war.

Am 5. October versammelte der Gouverneur einen Kriegsrath; schon war die Entmuthigung so allgemein, daß offen davon die Rede war, die Außenwerke der Festung preiszugeben. Eickemeyer war es, der aus militairischen Gründen davon abrieth; die Lage der Außenwerke war von der Art, daß ihr Verlassen die Uebergabe der Festung unvermeidlich machte. Mitten in die Berathung fiel dann plötzlich die Schreckensbotschaft, die Franzosen seien im Anmarsch und hätten bereits Nierstein besetzt. Es war eine betrunkene Husarenpatrouille, die sich von den pfälzer Bauern das Märchen hatte aufbinden lassen. Nun ward das Allarmsignal gegeben, Alles lief in buntester Verwirrung durcheinander und der Kriegsrath zerstreute sich nach allen Winden. Unter dem Eindruck der Angstbotschaft war man noch eilig übereingekommen, die Außenwerke zu verlassen, und es wäre wohl auch sofort geschehen, wenn sich diesmal nicht die Statthalterschaft zu einem entgegensetzten Entschluß ermannt hätte.

Der Vorgang war bezeichnend für die Stimmung; war es bei dieser Verworrenheit der Führer zu verwundern, wenn das arme Weilburger Contingent, aus 62 Mann bestehend, beim ersten blinden Franzosenlärm ihrem Oberstlieutenant erklärte, sie

seien nicht hergekommen, „um sich für die Mainzer todtschießen zu lassen", und sie aller seiner Bitten ungeachtet von ihrem Posten am Raymundithor vorsichtig heimwärts zogen? Das Benehmen der pfälzischen Regierung, deren Beamte sogar den Patrouillen der bedrohten Festung Schwierigkeiten bereiteten, der eilfertige Rückzug des Darmstädter Landgrafen, die Weigerung der Frankfurter, ihre Kanoniere herzuleihen, dies und Aehnliches bewies nur zu deutlich, wie heftig das Fieber der Angst die Kleinstaaterei am Rhein ergriffen hatte, und es war darum den guten Weilburgern kaum so sehr zu verdenken, daß sie ihrerseits dem Beispiele folgten, womit Fürsten und Regierungen ringsumher vorangegangen waren.

Was aller Welt in trauriger Gewißheit vorlag, die gänzliche Verwahrlosung von Mainz und die bejammernswerthe Schwäche der kleinen Regierungen, das konnte auch den Franzosen nicht verborgen bleiben. Schon ihr Gesandter, der bis Juli 1792 in Mainz gewesen, hatte sich von der Faulheit der Zustände überzeugt und wahrgenommen, wie wenig Mühe es hier kosten würde, gestützt auf die unzufriedenen Elemente, einen raschen Schlag im Sinne der Revolution auszuführen. Custine zwar hatte bei seinem Anfall auf Speyer und Worms sich noch nicht getraut, Mainz anzugreifen, und war mit dem Erfolge bei Speyer, mit den Magazinen und Contributionen, die er erbeutet, zufrieden gewesen. Indessen gab der Ausgang des Kampfes in der Champagne die Mittel an die Hand, den Lieblingsplan der herrschenden Demokratie in Frankreich ins Werk zu setzen und längs der französischen Grenze von Savoyen bis Belgien den Angriff der bewaffneten Propaganda zu eröffnen.

Am 16. October traf die Kunde ein, daß Custine sich der Stadt nähere; Patrouillen, die am nächsten Tage ausgesandt wurden, bestätigten, daß er bereits bei Oppenheim stand. Seine Truppen waren zwölf- bis funfzehntausend Mann stark; Belagerungsgeschütz führte er keines mit sich. Am 18. October näherten sich die ersten Colonnen dem Dorfe Weißenau; man konnte nun

vom Stephansthurm aus die Stellung der Feinde überschauen und ihre Stärke annähernd abschätzen. Die ersten Schüsse, welche die Franzosen aus ihrem leichten Feldgeschütz gegen die Festung sandten, thaten natürlich wenig Schaden; aber auf den Wällen selber war Alles mangelhaft angeordnet, nirgends ein selbstthätiger Eifer, die Officiere, zum Theil nur an den Paradedienst gewöhnt, klagten über Beschwerden, und die Bürger fingen an zu murren, daß man sie nun die Folgen der kurfürstlichen Politik entgelten lasse. Alle Vertheidigungsanstalten machten den Eindruck einer im tiefsten Frieden plötzlich erfolgten Ueberraschung; die Franzosen konnten an der Schläfrigkeit und dem Mangel an Zusammenhang aller militairischen Maßregeln, an der Art, wie die Werke besetzt waren und wie man feuerte, sehr leicht erkennen, daß hier an ernsten Widerstand nicht zu denken war.

Nun erschien am Mittag des 19. October Oberst Houchard von Custine gesandt und brachte zwei Schreiben, eines an den Commandanten mit der Aufforderung zur Uebergabe, ein anderes an den Magistrat, das, halb drohend halb schmeichelnd, die Bürgerschaft aufforderte, sich an die Franzosen anzuschließen. Ein solcher Schritt, an der Spitze von höchstens 15,000 Mann gegen eine große Festung gethan, wäre unter anderen Umständen wie eine lächerliche Bravade erschienen; wie die Lage in Mainz war, verfehlte er seinen Eindruck nicht. Houchard ward mit dem Bescheid weggeschickt, es werde in wenig Stunden Antwort kommen; der Gouverneur begab sich zu dem Statthalter. Es wurde da, wie ein Eingeweihter sich ausdrückt, „manches darüber gesagt, manches vorgeschlagen und wieder verworfen." Endlich einigte man sich zu dem Entschluß, einen Kriegsrath zu berufen; bei den Herren von der Regierung und vom Commando war die Uebergabe schon eine stillschweigend beschlossene Sache. Als der Kriegsrath zusammentrat, begann Gymnich mit der Versicherung, es fehle an Mannschaft, an bearbeiteter Munition, an Artillerie, an Schanzzeug, kurz an Allem, Hülfe sei keine zu

erwarten, der Feind aber stehe mit 25 — 30,000 Mann und zahlreicher Artillerie vor den Thoren der Stadt. Nach der Reihe stimmten nun die anwesenden Generale, Hatzfeld, Faber, Rüdt u. s. w., für die Uebergabe; daß auch die Statthalter dafür seien, hatte der Commandant ausdrücklich erklärt. Nur Eickemeyer meinte auf Befragen: die Lage sei allerdings bedenklich, aber es gebe doch Mittel, die Festung noch ein Paar Tage zu behaupten. Aber die Mittel, die er vorschlug, schienen den anderen Herren nicht genügend; die Uebergabe ward beschlossen.

Zum Abgesandten ins feindliche Lager ward Eickemeyer bestimmt; er war unter den Stabsofficieren der französischen Sprache am kundigsten. Ein versiegelter Brief enthielt das Anerbieten des Gouverneurs: gegen freien Abzug des Heeres, der Beamten und der Geistlichkeit, und gegen das Versprechen, das Eigenthum zu schützen, solle die Festung übergeben und die Feindseligkeiten eingestellt werden. Mündlich erhielt Eickemeyer den Auftrag, bei Custine wegen eines Neutralitätsvertrags für den Kurfürsten und freien Abzugs der Oestreicher anzufragen. Fand dieser letzte Punkt bei dem französischen General nur eine ausweichende Erwiederung, so war derselbe um so lebhafter befriedigt von dem Antrag, den der Brief des Gouverneurs enthielt. Der sichtbare Eindruck der Entmuthigung, unter dem die Belagerten standen, spannte seine Forderungen schon höher; die abziehenden Truppen sollten ein Jahr lang nicht gegen Frankreich dienen, der französischen Republik müsse vorbehalten bleiben, nach den Verträgen über die Souverainetätsrechte zu entscheiden. Am anderen Morgen ward Eickemeyer abermals ins französische Lager geschickt, diesmal in Begleitung eines Mainzer Beamten, um die Capitulation vollends abzuschließen. Sie erfolgte nach den Bedingungen, welche die vorausgegangene Verhandlung erwarten ließ. Die Mainzer und Kreistruppen sollten gegen das Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen, freien Abzug erhalten, auch ihr Gepäck und vier Feldgeschütze mitnehmen. Die Festungsartillerie, Pläne, Vorräthe, Munition verblieben

den Franzosen; das Privateigenthum sollte geschützt sein, Beamte, Geistlichkeit und wer sonst wolle mit ihrem Eigenthum die Stadt verlassen dürfen. Ueber die östreichischen Soldaten war nichts in die Capitulation aufgenommen; sie wählten den klügsten und kürzesten Ausweg, sie zogen am Morgen des 21., während zu Marienborn die Capitulation unterzeichnet ward, über die Rheinbrücke und traten den Marsch nach Koblenz an.*)

Welchen Eindruck die Mainzer Katastrophe längs des Rheins hervorrief, läßt sich leicht ermessen. War drei Wochen früher durch die Wegnahme zweier offnen Städte, wie Speyer und Worms, die ganze Kleinstaaterei im deutschen Westen bis zum Grunde erschüttert worden, hatte schon damals der gesammte Kurstaat eilig das Weite gesucht, Darmstadt sich nach Gießen retirirt, Kurpfalz in demüthiger Unterwürfigkeit um die Gunst der Sansculotten gebuhlt, so war es jetzt, wo die Gränzfestung gefallen, wirklich Ernst geworden mit der drohenden Invasion in Deutschland. Seit Mitte October fühlte sich keiner mehr von den kleinen Herren, die sich vom Breisgau bis nach Westfalen in die deutschen Rheinlande theilten, in seiner Residenz sicher; Alle zogen rückwärts, ließen zum Theil Land und Leute völlig im Stich und waren dann höchst erzürnt, wenn die Unterthanen sich nicht für einen Staat und eine Regierung todtschlagen lassen wollten, die sich so muthlos selber aufgab. Am schnellsten im Rückzuge waren in der Regel Diejenigen, die einst am lautesten gedroht und getrotzt; der Bischof von Speyer, der gegen die Bitten seiner Bruchsaler Bürger vordem so unzugänglich gewesen,

*) Das vorgefundene Kriegsmaterial betrug: 237 Kanonen, 20,983 Bomben, 27,684 Haubitzenkugeln, 7757 Granaten, 250,973 Kugeln, 2305 Kartätschen, 5137 Flinten und 1772 Musketen, 138,867 Pfund Blei und 468,000 Pfund Schießpulver. Auch ward durch die Ungeschicklichkeit des Commandanten ein großer Theil der Kriegskasse von den Franzosen vertragswidrig zurückbehalten.

suchte jetzt im Odenwalde eine Zufluchtstätte; der Kurfürst von Trier, der einst dem „auswärtigen Frankreich“ ein Feldlager in seinen Landen eingeräumt, floh jetzt rheinabwärts und suchte bei Kurköln Schutz, jenem Kurköln, das 1790 und 1791 auf dem Reichstage die drohendsten Anträge gestellt und sich jetzt außer Stand erklärte, sich selbst, geschweige denn den Nachbar zu schützen. Aber nicht nur am Rheine war der Schrecken gränzenlos; er übte weithin seine ansteckende Macht. Der Bischof zu Würzburg, der zu Fulda und das Reichskammergericht zu Wetzlar erbaten sich Schutzbriefe von dem fränkischen General; ja bis nach Thüringen zitterte man vor den Waffen der Republik. Von Cassel hatte sich bereits die landgräfliche Familie geflüchtet, zu Würzburg, Bamberg und sogar schon zu Regensburg war man mit dem Einpacken beschäftigt. Die Gesandten zu Regensburg mietheten schon Schiffe, um die Donau hinabzufliehen. Aber freilich die meisten angrenzenden Reichsfürsten waren in keiner Verfassung, ohne Geld und Soldaten; statt eines gut eingerichteten Militairs war an den meisten Höfen Pracht und Luxus der Gegenstand, woran Geld und Revenüen verschwendet wurden.

Ludwig Häusser.
(Deutsche Geschichte, Band 1.)

9.

Besetzung Hannovers durch die Franzosen im Jahre 1803.

Hannover war während des ersten und zweiten Coalitionskrieges gegen Frankreich durch die Demarcationslinie gesichert gewesen. Daß es nicht englische Landschaft, sondern ein besonderes Besitzthum des dort regierenden Fürstenhauses war, daß es als Zubehör des deutschen Reiches an Englands Kriege nicht Theil hatte, waren für Bonaparte keine Gründe, es zu schonen. Daß das Reich als Gesammtheit keine Schutzmacht für Hannover abgebe, lag am Tage; es fragte sich nur, ob Preußen den Einmarsch von Franzosen daselbst ruhig ansehen werde. Deshalb war Duroc nach Berlin gesandt worden. Das preußische Cabinet sah die Besetzung Hannovers durch Franzosen allerdings nicht wie eine Verletzung des Reichsbodens an, wohl aber als ein ungehöriges Uebergreifen französischer Kriegsgewalt in einer Gegend, die auf preußisches Protectorat Anspruch machen konnte. Daher stellte es an das englische Cabinet den Antrag schleuniger Besetzung Hannovers durch preußische Truppen, wenn England die preußische Flagge respectiren und preußische Schiffe von der Untersuchung ausnehmen wolle. Das wurde abgelehnt. Eine Botschaft des preußischen Cabinets an Bonaparte, die ihm in den dringendsten Ausdrücken vorstellte, er möge von Besetzung

Hannovers abstehen, und Bürgschaft Preußens aussprach, daß das Land Hannover, dessen Soldaten und die vom Lande zu erhebenden Contributionen zur Verfügung Bonaparte's eben so gut, als wenn er es besetzte, stehen sollten, änderte nichts in Bonaparte's Entschließung. Von Hannover aus wurde der Major von der Decken nach Berlin gesandt; aber dieser brachte untröstlichen Bescheid zurück. In London besorgte die hannoverschen Angelegenheiten der Minister von Lenthe. Dieser und das Factotum der Regierung zu Hannover, Geheimer Cabinetsrath Rudloff, ließen geraume Zeit vergehen, ehe sie an einen Einmarsch der Franzosen in Hannover glauben wollten. Rudloff war der Meinung, der Reichsfriede decke Hannover. Dann folgte von London die Anweisung an den hannoverschen Feldmarschall, Graf Wallmoden, die Truppen zusammenzuziehen unter dem Vorwande eines Uebungslagers, auch wurde er angewiesen, Alles zu vermeiden, was Aufsehen erregen könnte. Zur Unterstützung der Rüstungen, zur Ermunterung der Hannoveraner geschah gar nichts. Also war Hannover sich selbst und allein überlassen: die hannoversche Regierung war rathlos und in ihren Händen Alles schon so gut als verloren. Anfangs schien sie an Widerstand zu denken; die Armee, etwa 10,000 Mann stark, genügte dazu nicht, darum sollte eine allgemeine Volksbewaffnung stattfinden; das Ausschreiben dazu wurde am 16. Mai erlassen. Es begann mit einer Erklärung, daß König Georg III. als Kurfürst von Hannover die strengste Neutralität beobachten werde, daß aber wegen der Truppenbewegungen in Holland Gefahr zu besorgen sei und deshalb jeder Waffenfähige verpflichtet werde, im Nothfall sich zu stellen. Die Bevölkerung aber sah dem Anmarsche der Franzosen mit Bangigkeit entgegen und nahm jenen Aufruf mit solcher Lauheit und Unzufriedenheit auf, daß schon am 24. Mai die Regierung eine beschwichtigende Erklärung erließ. Doch an Ergänzung und Vermehrung des Heers wurde eifrigst gearbeitet und Wallmoden war entschlossen, sich in den Waffen zu versuchen. Es ward ganz und gar zu einer Sache der

Kriegsehre; wie hätte nationale Begeisterung stattfinden können? Die Menge kannte diese nicht; der Adel dachte an seine Kastenvorrechte, die Beamten spielten gern die Halbengländer: England aber ließ sie im Stiche.

Schon am 27. Mai brach die unter Mortier's Befehl gestellte kleine Armee, 16,000 Mann stark, aus der Gegend von Nimwegen und Coevorden, auf und rückte in die Grafschaft Bentheim und das Osnabrücksche ein. Die hannoverschen Truppen, vom besten Geiste beseelt, leisteten erst an der Weser bei Nienburg Widerstand; ein Gefecht bei Borstell zeugte von Kampflust derselben. General Hammerstein, der Held von Menin, bewährte sich auch hier als tapferer Degen. Doch Wallmoden hatte indessen schon den Vorstellungen der Regierung nachgegeben und eingewilligt, daß über eine Convention unterhandelt würde. Diese wurde am 3. Juni zu Suhlingen abgeschlossen. Sie gab Hannover in französische Hand; die hannoversche Armee sollte sich hinter die Elbe zurückziehen, sich verpflichten, während dieses Krieges nicht gegen Frankreich zu dienen, ihr Kriegsgeräth den Franzosen überlassen; es sollten alle Cassen, außer der Universitätscasse von Göttingen, mit Beschlag belegt werden, alle Einkünfte zu französischer Verfügung stehen, auf Kosten Hannovers die französische Reiterei beritten gemacht und die französischen Truppen in Hannover besoldet, bekleidet und verpflegt werden. Wallmoden führte schleunigst seine Truppen über Lüneburg nach der Elbe zu und betrieb rasche Ueberschiffung nach dem Lauenburgischen. Ebendahin hatten sich schon seit Ende Mai's die Minister begeben; zwei englische Prinzen, die Herzöge von Cambridge und Glocester, eilten nach Cuxhaven. Mortier zog am 4. Juni in Hannover ein; in Eilmärschen sandte er Truppen nach Celle und Lüneburg; am 14. Juni ließ er auch Ritzebüttel und Cuxhaven, hamburgisches Gebiet, besetzen. Was war damals Neutralität des Schwachen? Hamburg mochte sich mit dem trösten, was Genua 1793—1797 erfahren hatte. Die Suhlinger Convention, deren Gültigkeit der Zustimmung Bonaparte's und

des Königs von England bedurfte, wurde von Talleyrand dem englischen Cabinet vorgelegt, aber mit der Clausel Bonaparte's, daß er die hannoverschen Truppen kriegsgefangenen Engländern gleichachte und Auswechselung kriegsgefangener französischer Soldaten und Matrosen dagegen begehre, widrigenfalls Hannover mit aller Strenge feindlicher Eroberung behandelt werde. Darauf erklärte Hawksbury, daß der König als Kurfürst von Hannover sie nicht anerkenne und an die Mächte appellire, welche die deutsche Reichsverfassung verbürgt hätten. Dies ersparte Bonaparte den ungünstigen Schein, die Convention von freien Stücken für ungültig zu erklären, wozu er vielleicht Lust gehabt hatte. Darauf zogen sämmtliche Truppen Mortier's der Niederelbe zu; Wallmoden aber machte sich zum Kampfe fertig. Doch nun erschienen die Herren von Lenthe und von Wangenheim als Deputirte der hannoverschen Landstände mit der Bitte friedlicher Uebereinkunft. Mortier bot gern die Hand dazu; eine bei drei hannoverschen Reiterregimentern ausgebrochene Meuterei bestimmte endlich auch Wallmoden zum Nachgeben. Demnach wurde am 5. Juli bei Artlenburg auf der Elbe eine Convention abgeschlossen, nach welcher die hannoversche Armee aufgelöst, entwaffnet, die Soldaten in ihre Heimat entlassen, die Officiere aber unter freier Wahl ihres Aufenthalts verpflichtet wurden, das Festland nicht zu verlassen. In die Hand der Franzosen kamen dadurch 14,000 Gewehre, 80 Kanonen und 3368 Pferde. Das hannoversche Ministerium rettete sich darauf nach Schwerin. Die Cassen hatte es mit sich, wofür das Land um so drückendere Last zu tragen hatte. Die Kriegsbeute der Franzosen aus den Zeughäusern, festen Plätzen, Marställen rc. war ungemein reich: 500 Kanonen, 40,000 Flinten, 7000 Pferde, 400,000 Pfund Pulver, 3 Mill. Patronen; bald folgten Requisitionen: 30,000 Hemden, 15,000 Paar Schuhe rc. Die französische Armee wuchs auf 30,000 Mann, ihre Verpflegung kostete täglich über 10,000 Thaler; bis zu Ende des Jahres hatte Hannover schon $17^1/_2$ Mill. Fr. zu zahlen gehabt. Dazu kam nun eine empfind-

liche Unterbrechung des Handels, durch die Franzosen, welche die Elbe und Weser gegen englische Waaren sperrten und durch die Engländer, welche die Mündungen der Elbe blockirten.

W. Wachsmuth.

(Das Zeitalter der Revolution. Bd. 3.)

An das Vorige möge sich ergänzend noch die folgende Darstellung eines andern Historikers schließen:

Als am 18. Mai 1803 das englische Cabinet dem ersten Consul Bonaparte den Krieg erklärt hatte, bereitete dieser sich, den Gegner an der einzigen verwundbaren Stelle, auf dem Festlande in Hannover anzugreifen. Das Kurfürstenthum hatte sich, wie im siebenjährigen Kriege, so auch seit dem Ausbruche der Revolution, wie ein Trabant an seinen Planeten, an die Politik Preußens gebunden, sich insbesondere seit dem Baseler Frieden vom Reiche getrennt und troß des fortdauernden Krieges zwischen England und Frankreich unter preußischem Schutze Sicherheit gegen die Franzosen gefunden. Es wäre in der Ordnung gewesen, wenn jetzt Preußen den Umfang, welchen es alle diese Jahre hindurch seiner Politik gegeben hatte, mit Entschiedenheit behauptet, und das Kurfürstenthum gegen die französische Gefahr durch eigene Besetzung gesichert hätte; auch fehlte es dazu nicht an Willen; aber man knüpfte daran eine Bedingung, welche die englische Blockade der französischen Häfen nutzlos gemacht haben würde. Als diese nicht von England zugestanden ward, so gestattete man den Franzosen den Eingang in das Innere Norddeutschlands. Ein französisches Heer unter Mortier überschritt von Holland aus die Grenze. In Hannover waren alle Anstalten zum Widerstande versäumt; der entfernte König in einem kranken Gemüthszustande, der Minister in London wie das Ministerium in Hannover ohne Vertrauen und kräftigen Willen, keine Einheit in den Rathschlägen und den Ausführungen. Der Feldmarschall Graf Wallmoden hatte vergebens auf Maßregeln zur Verstärkung und Ausrüstung des Heeres gedrungen; es

zeigte sich eine beispiellose Schlaffheit; als der Feldmarschall Abends vom Commandanten von Bentheim einen Courier mit der Anzeige vom Einbruch der Franzosen erhielt, und die Minister zu einer sofortigen Versammlung aufforderte, soll ihm erwiedert worden sein: die Glocke habe schon zehn geschlagen, man müsse die Zusammenkunft auf den nächsten Morgen verschieben. Das zweckwidrige Schwanken der Regierung drückte sich, sagt man, in dem Befehle aus: „die Truppen sollten sich des Bajonetts nur mit Moderation bedienen“ und der Feldmarschall war angewiesen, „durch seine Anstalten keine Ombrage zu geben.“ Ganz folgerecht beschloß man dann auch, um den Feinden kein böses Blut zu machen, ihnen das Land ohne Widerstand zu überlassen, das kleine aber tapfere Heer hinter die Elbe ins Lauenburgische zu ziehen und vertragsweise aufzulösen und die Waffen dem Feinde zu überliefern, wie nach der Fabel die Schafe ihre Hunde den Wölfen überlieferten, um sich gemächlicher zerfleischen zu lassen. Dieses geschah dann auch mit voller Muße, Ueberlegung, Ordnung und Gründlichkeit. Am Tage seines Einmarsches in die Hauptstadt schrieb Mortier eine Steuer aus; sie betrug 20 Millionen Francs für seine Regierung und eine Million für ihn selbst. Dieser ersten Zahlung folgten unzählige andere Forderungen an Geld, Bekleidung, Pferden, Verpflegung, Darlehen, freiwilligen und gezwungenen Geschenken, denen die Tafelgelder, Bestechungen für Ober- und Unterbefehlshaber und Commissaire hinzukamen. Das abgerissene ausgehungerte Heer dieser kleinen staubbedeckten unansehnlichen Soldaten, die unter dem Grimm der beschämten Bevölkerung in Hannover einzogen, ward über das ganze Land verbreitet, den Einwohnern in die Wohnungen gelegt, auf deren Kosten bestens verpflegt und in jeder Ungebühr gehegt; den ersten folgten andere Truppen; das Kurfürstenthum ward der Stand eines bedeutenden französischen Heeres, welches das Land aussog, die Hansestädte brandschatzte, und das ganze übrige Deutschland wie ein Keil auseinanderhielt und zu sprengen drohte. Das politische An-

sehen der Macht, welche dieses alles hätte hindern können, welche bis dahin sich als Schutzmacht von Norddeutschland betrachtete und dafür gegolten hatte, war im Untergehen.

Georg III. entließ seine unfähigen Minister, versagte ihren Schritten seine Genehmigung, ließ durch englische Schiffe die Elb- und Wesermündungen schließen, und berief die treuen und muthigen Krieger des aufgelös'ten hannoverschen Heeres zu sich nach England. Bald sammelte sich dort um ihn wer irgend durch Kühnheit und List der französischen Wachsamkeit zum Trotz über das Meer gelangen konnte; Männer, die geleitet von Ehre und Pflicht, von brennender Vaterlandsliebe beseelt ihre Heimat fanden, wo die Freiheit war; und welche in zehnjährigem Kriege die Fahnen der „deutschen Legion" ruhmvoll über Land und Meer nach Portugal, Spanien, der Ostsee, Sicilien, den Niederlanden, Frankreich bis auf die Höhen von Montmartre getragen haben.

Damals begann für Norddeutschland die Zeit der tiefen Erniedrigung, deren Gräuel und Schmach mit jedem Jahre wachsend einen schweren tiefbeugenden Druck auf jedes unverdorbene Gemüth übten. Die ganze Bevölkerung mußte das Verderben des Vaterlandes, der Freiheit, der Ehre, der Tugend selbst beweinen und fühlte sich in Ketten, der Greis sah nur im Grabe die Erlösung von der hereingebrochenen Schande; wer von Jünglingen nicht über das Meer zog, mußte bald der französischen Trommel auf die Schlachtfelder folgen. Die Seelen der Kinder bildeten sich im Anblick der Armuth und Noth hinschmachtender Eltern, des Uebermuths der feindlichen Soldaten, des Elends des geliebten Vaterlandes zu der Fähigkeit jedes Opfers, und erstarkten in einer Stimmung, von deren ernsterem Gehalte spätere im flachen Genuß aufwachsende Geschlechter keine Ahnung und keinen Begriff haben.

G. H. Pertz.

(Das Leben des Freiherrn v. Stein. Bd. 1.)

10.

Napoleon in Ulm. 1805.

Mit ansehnlicher Heeresmacht standen im Sommer 1805 die Oestreicher schlagfertig an der Etsch; Verstärkungen derselben waren noch im Marsche, die Armee sollte auf 100,000 Mann gebracht werden. Ihr Anführer war Erzherzog Carl und ihm das Hauptgewicht des Krieges zugedacht; man erwartete nicht anders, als daß er Napoleon selbst zum Gegner haben werde. In Tyrol und Vorarlberg standen gegen 25,000 Oestreicher unter Erzherzog Johann. Am Inn 80,000 Oestreicher unter Mack, dem Namen nach unter dem 24jährigen Erzherzog Ferdinand, dem Sohne des Herzogs von Modena; die Fürsten Schwarzenberg, Hohenzollern, Moritz Liechtenstein und die Generale Werneck, Kienmayer, Klenau, Wolfskehl, Auffenberg, Giulay, Loudon, Jellachich befehligten unter Mack. Zu diesem Heere sollten zwei russische stoßen. Das eine, 60,000 Mann stark, von Kutusow angeführt, war am 30. August bis Lemberg herangekommen, das andere, unter Buxhöwdens Befehl, nahte sich der galizisch-schlesischen Grenze. Das erstere bedurfte bis zur Ankunft am Inn einen Monat Zeit; der Marsch des zweiten war noch langwieriger, konnte aber um ein Bedeutendes verkürzt werden, wenn Preußen den Durchmarsch durch Südpreußen und Schlesien erlaubte; darüber ward unterhandelt. Zum Feldzug in

Norddeutschland waren bestimmt 16,000 Mann Russen, die in Reval am 3. September eingeschifft wurden, 12,000 Schweden, die in Stralsund versammelt waren, und 15,000 Engländer und Hannoveraner, die von England herüberkommen sollten. Volkskrieg war eine dieser Coalition fremde Vorstellung; Volksbewaffnung ließ sich nicht nach Gelde berechnen und nicht durch Geld hervorrufen. Ehe es zu solcher kam, mußten noch ganz andere Dinge geschehen, um die Regierungen zum Bewußtsein dessen, was mehr werth ist als Geld, zu bringen, und was mehr als jenes Bewußtsein, die Völker selbst mußten durch französischen Uebermuth so schwer heimgesucht werden, daß an der Stelle ihrer vormaligen Gleichgültigkeit gegen hergebrachte Regierungen, die um öffentliche Wohlfahrt sich wenig gekümmert hatten, Liebe und Zuneigung mindestens zu den Fürsten aus dem gemeinsamen Drucke aufwuchs und ihnen die Waffen in die Hand gab.

Napoleon gab die Befehle zum Marsche am 27. August; die Stimmung in Paris aber war nicht ermunternd für ihn. Die Ankündigung der Finanzverlegenheit und Mißvergnügen des Volks zusammen waren ein Scheidegruß für Napoleon, den er durch Beute und Ruhm in Verherrlichung seiner Thaten umzuwandeln sich anschickte, und der Feldzug des Jahres 1805 wurde in der That wie zum Zauberschlage für die Stimmung in Frankreich.

Für feldherrliche Berechnung waren die Unterhandlungen mit Bayern vor dem Uebergange der Oestreicher über den Inn sehr ungelegen gekommen und die östreichische Politik hatte einen Fehler gemacht, indem sie geschehen ließ, daß Hof und Heer Bayerns sich ihrer Kriegsmacht entzogen. Erst am 8. und 9. September überschritten die Oestreicher den Inn. Es kam darauf an, eine feste Stellung zu nehmen, in der man sich bis zur Ankunft der Russen behaupten könnte. Dazu schien die Linie der Iller mit Ulm besonders geeignet zu sein. Mack rückte also bis dahin vor, gewärtig, daß die Franzosen über den

Schwarzwald vordringen würden. Zur Deckung der russischen Marschlinie und zur Verbindung mit Tyrol blieb Kienmayer mit 20,000 Mann am Lech zurück. Wohl mag die Vorstellung, das neutrale preußisch-fränkische Gebiet decke die rechte Flanke der östreichischen Armee, auf Mack's Anordnungen Einfluß gehabt haben. Trügliche Angaben eines von Napoleon bezahlten Spions bethörten ihn von den ersten Tagen an. Dies unwürdige Mittel half Napoleon seinen Triumph bereiten; doch von der höchsten Meisterschaft war der Plan, den er zum Angriffe und zur Vernichtung der östreichischen Armee entwarf. Bei seinen Soldaten aber war hochgespannte Kriegslust und Begeisterung für den kaiserlichen Feldherrn. Er beschloß, Mack von Norden her zu umgehen, sich zwischen ihn und die Russen zu werfen und ihn niederzukämpfen, ehe die Russen herangekommen sein würden. Daher ließ er nur eine Scheinbewegung vom Rhein nach dem Schwarzwalde hin durch Murat's Reiterei vornehmen; Abtheilungen derselben zeigten sich in sämmtlichen Pässen des Schwarzwaldes. Die ganze Masse seiner Heeresmacht aber bekam die Richtung nach dem Neckar und dem linken Donauufer abwärts von Ulm. Die Märsche der einzelnen Abtheilungen des Heers waren aufs genaueste berechnet und mit der äußersten Pünktlichkeit und beispiellos geringem Abgange an Mannschaft durch Ermüdung und Krankheit ausgeführt worden. Bernadotte hatte auf Napoleons Befehl bei seinem Auszuge aus Hannover aussprengen lassen, er führe seine Truppen nach Frankreich zurück, Marmont's Corps sei bestimmt, ihn abzulösen. Der Kurfürst von Hessen, um Gestattung des Durchmarsches angegangen, glaubte das oder stellte sich es zu glauben; der darmstädter Landgraf hatte keine Widerrede; so ging es ohne Hinderniß über Cassel und Gießen nach dem Main zu und stromaufwärts nach Würzburg. Eben dahin zog Marmont von Mainz aus; im Nassauischen wurden ihm Lebens- und Transportmittel geliefert. Es war vorbei mit der Heiligkeit neutralen Reichsbodens. Als Marmont und Bernadotte in Würzburg angekommen waren,

stießen am 2. October die Bayern unter Deroy und Wrede zu ihnen. Deroy erließ eine Proclamation an die Bayern, eine Aufreizung gegen Oestreich, das die Einverleibung der Bayern in seine Armee, die Entwaffnung derselben gewollt habe. Der Styl hat ganz französischen Charakter; wir kommen in die Zeit, wo die Deutschen unter französischer Anführung sich in den Waffen und mit der Proclamationsfeder hervorthaten. Napoleon selbst richtete an die Bayern das Wort. Seine Proclamation, auch eine Ermunterung, die Oestreicher zu hassen, hat den Schluß: „Ich kenne Eure Bravour, ich schmeichle mir, daß ich nach der ersten Schlacht Eurem Fürsten und meinem Volke werde sagen können, daß Ihr würdig seid in den Reihen der großen Armee zu fechten." Das haben die Bayern wahr gemacht; in Eifer allen andern voran General Wrede, bis zur Stunde der politischen Wetterwende. Die Armee von Boulogne, die Garden, die Reserve-Cavallerie und Artillerie überschritten am 26. September den Rhein. Napoleon folgte ihnen am 1. October. Zu Ettlingen harrte seiner der alte Kurfürst Karl Friedrich von Baden; der früher gepflogenen Verhandlungen Abschluß war ein Bundesvertrag, kraft dessen 3—4000 Badener zum französischen Heere gestellt werden sollten. Der Kurfürst Friedrich von Würtemberg zeigte sich nicht zuvorkommend gegen Ney, als dieser vor Stuttgart erschien; er ließ die Thore sperren. Ney dagegen ließ Kanonen auffahren; auch, als die Thore geöffnet waren, übten die einrückenden Franzosen Gewaltthätigkeiten; Napoleon kam am 3. October eben zur rechten Zeit, dem unnützen Gaukelspiel ein Ende zu machen. Der Kurfürst schloß einen Bund, und verhieß 10,000 Mann ins Feld zu stellen. Dafür sicherte ihm Napoleon den Besitz seines Gebiets, Unabhängigkeit von Oestreich und Unterstützung gegen die Landstände zu, mit denen eben damals der despotische Kraftfürst in Streit gelegen hatte. Am 6. October standen die ersten Franzosen bei Donauwörth, bereit, die Donau zu überschreiten. Bernadotte, Marmont und die Bayern waren von Würzburg her im Anzuge. Sollte Ber-

nadotte zur bestimmten Zeit an der Donau ankommen, so mußte er durch das neutrale preußische Gebiet von Ansbach marschiren; der Umweg über Nürnberg hätte einen Aufenthalt von anderthalb bis zwei Tagen gekostet. Dieser geringe Zeitverlust war in Napoleons strategischer Berechnung, wo Alles auf den Tag treffen sollte, unzulässig; der Kriegsraison mußte die Staatsraison weichen; er kümmerte sich nicht darum, daß Preußens Neutralität dadurch verletzt wurde; der Leidenschaft des sieglustigen Feldherrn, der einen großen Schlag zu thun auf dem Wege war, mußte jede andere Rücksicht sich unterordnen. Ihm lag Alles daran, seine Macht zeitig genug über die Donau zu bringen; er war in der höchsten Spannung, ob nicht dem bethörten Mack an dem nächsten besten Tage ein Licht aufgehen und er sich aus der Schlinge ziehen werde. Bei dem Durchmarsche durch Ansbach war es wohl nicht eigentlich Verachtung Preußens, die ihn leitete; mehr die Zuversicht, daß der König zu friedliebend sei, um deshalb die Waffen zu ergreifen, und endlich wohl auch die Meinung, daß die Sache an sich nicht von so großer Wichtigkeit sei, da ja 1796 und 1799 jenes Gebiet gegen Durchmärsche nicht verschlossen gewesen war und vor Kurzem erst Bayern und Oestreicher bei dem Zuge der Erstern nach Würzburg es durchzogen hatten. Also herrschte der Gedanke vor, fürs Erste die Hauptthat ausgeführt, das Uebrige werde sich finden. Widerwärtiger als dies ist die Heuchelei Napoleons, als sei die Sache ohne sein Wissen geschehen; schon am 28. September gab er Bernadotte Befehl dazu.

Vom 6. October an vergingen vierzehn Tage bis zur völligen Vernichtung der Mack'schen Armee; die Märsche, durch welche dies geschehen konnte, sind bewunderungswürdig; Napoleon gab hier das Seitenstück zu Cäsars Feldzuge gegen die Pompejaner Afranius und Petrejus in Spanien; der Feind wurde mehr niedermarschirt als geschlagen. Mit vollem Rechte ließ das Bulletin die Soldaten sagen, der Kaiser habe eine neue Art Krieg zu führen erfunden, er nehme nur ihre Beine in Anspruch.

Des unglücklichen Mack's Bethörtheit aber blieb unwandelbar, bis ihm mit eiserner Gewalt die Binde von den Augen gerissen wurde. Zwar richtete er sich vom 6. October an, wo sich französische Massen an dem linken Donauufer zeigten, mit seiner Hauptmacht nordwärts; aber nicht im Stande, die Märsche der Franzosen, die seit dem 7. October sich auch auf dem rechten Donauufer zeigten, zu begreifen, sah er darin nur Verwirrung; endlich ließ er von einem Spion sich weiß machen, in Frankreich sei Empörung, die Franzosen seien auf dem Rückzuge dahin. Auf so plumpen Unverstand, wie Mack bewies, hatte Napoleon sicherlich nicht gerechnet; daß sein jedenfalls meisterhafter Kriegsplan in vollem Umfange gelang, ist nicht der Trefflichkeit desselben allein zuzuschreiben; Napoleon war noch das Schooßkind des Glückes, das seine Gegner mit Blindheit schlug. So viel zur Mäßigung des Enthusiasmus seiner Lobredner; Grund zur Bewunderung des großen Feldherrn und der großen Armee bleibt genug übrig. Die erste Abtheilung Franzosen, welche die Donau überschritt, hatte Vandamme, einen der Unterbefehlshaber Soult's, zum Anführer; am 6. October bemächtigte er sich der Brücke bei Münster, eine Stunde von Donauwörth. Soult nahm am 7. October die Brücke von Donauwörth; das östreichische Regiment Colloredo wurde, ehe es die Brücke zerstört hatte, davon abgetrieben. Rasch eilte nun Soult, sich der Lechbrücke bei Rain zu bemächtigen; auch das glückte; am 8. October zog er ein in Augsburg. Murat und Lannes folgten und zogen zwischen Lech und Iller auf Burgau zu. Bei Wertingen stießen sie auf ein Corps Oestreicher unter General Auffenberg, die Mack ausgesandt, um die bei Donauwörth übergegangenen Franzosen zu beobachten. Die Oestreicher schlugen sich brav, doch kaum halb so stark wie ihre Gegner, bei denen sich die Grenadiere Junot's, jetzt unter Oudinot's Befehl, und seit diesem Tage eine der gewaltigsten Scharen der „großen Armee“, befanden, mußten sie mit großem Verluste das Feld räumen. Ney war mit 40,000 Mann noch am linken Ufer zurück; dieser erkämpfte am 9. October den

Uebergang bei Günzburg, wo die Oestreicher ihm hartnäckigen Widerstand leisteten. Mack hatte sein Heer bei Ulm zusammengezogen; die Hauptmasse lagerte auf den am linken Donauufer gelegenen Höhen, dem Michelsberge und Frauenberge. Diesen gegenüber hatte Ney nur eine Abtheilung seines Corps unter Dupont zurückgelassen und Dupont griff am 11. October die Oestreicher bei Albeck und Haslach an, ward aber mit empfindlichen Verluste zurückgeworfen. An diesem Tage hätte es noch gelingen können, mit der gesammten Armee den Weg nach Böhmen zu gewinnen, denn am linken Donauufer war die Zahl der Franzosen gering. Der Moment ging ungenutzt vorüber. Was zu thun sei, wollte Mack, dem nun zu bangen begann, nicht klar werden. Es war möglich, sich nach Böhmen oder nach Tyrol durchzuschlagen; auf der Straße nach Tyrol hatte er Memmingen durch 5000 Mann besetzen lassen; aber nach welcher Seite hin er es versuchte, es bedurfte der äußersten Anstrengung seiner gesammten noch übrigen Heeresmacht. Zu solchem Entschlusse kam er nicht. Napoleon, bei Zeiten bedacht, den Weg nach Tyrol zu verlegen, sandte Soult gen Memmingen und die dort befindlichen Oestreicher, elf Bataillone, streckten am 14. October 24 Stunden nach Soult's Ankunft vor den Thoren die Waffen. An demselben Tage zogen die Bayern und die Corps von Bernadotte und Marmont, von denen Kienmayer mit seinen 20,000 Mann sich schleunigst, aber nicht ohne Verlust bis hinter den Inn zurückzog, in München ein. Napoleon aber wandte sich am 12. October gen Ulm, um die Einschließung der Mack-schen Armee zu vollenden. Es war scheußliches Wetter geworden; die Soldaten waren vom Regen durchnäßt und wateten in tiefem Kothe; Napoleon schonte sich nicht, er theilte die Beschwerden der Soldaten; in seinem grauen Ueberrocke schien er vor dem Capotrocke der Soldaten wenig voraus zu haben. Wo er sich zeigte, wurde er mit Jubel begrüßt. Es ging ein Gefühl durch die ganze Armee, daß man mit den Oestreichern bald fertig werden würde; darüber und in der Bewunderung der Genialität

des Feldherrn, der den Kaiserpomp daheim gelassen hatte, wurde alles Ungemach vergessen. Die Bulletins aber unterließen nicht, bei jeder Gelegenheit hervorzuheben, daß der Kaiser nun ganz wieder Soldat sei, daß er in acht Tagen die Stiefeln nicht von den Füßen gehabt habe, daß er von Regen durchnäßt und mit Koth bespritzt sei, wie der letzte Tambour der Armee.

Zur engen Einschließung der Oestreicher mußten die am linken Donauufer befindlichen französischen Truppen — es war bloß Dupont's Division — verstärkt werden; Ney, Lannes, Marmont und Murat bekamen Befehl, des von den Oestreichern stark besetzten Uebergangspunktes bei Elchingen sich zu bemächtigen und ansehnliche Streitkräfte auf das linke Ufer zu schaffen. Dies geschah am 14. October nach heißem Gefechte; der östreichische General Loudon hielt wacker Stand an der halbzerstörten Brücke und in der vormaligen Reichsabtei Elchingen; die französische Kriegsmacht war um das Doppelte stärker als Loudon's, der nur 15,000 Mann hatte; Ney's stürmische Tapferkeit gewann den Sieg und deshalb ward später sein Herzogstitel von diesem Orte benannt. An demselben Tage und während des Gefechts bei Elchingen brach Erzherzog Ferdinand mit einem Theil der nun schon fast ringsum eingeschlossenen Armee aus Ulm hervor, sich die Straße nach Böhmen zu gewinnen. Im Kriegsrathe zu Ulm war Streit der Ansichten gewesen; der Erzherzog, Fürst Schwarzenberg &c. hatten für Aufbruch der gesammten Armee gen Böhmen gestimmt und das hätte zur Noth noch gelingen können; Mack aber fand es gerathener, sich in Ulm bis zur Ankunft der Russen unter Kutusow zu halten. Er hatte für den Fall eines Streits der Ansichten entscheidende Stimme, daher kam es nicht zu einer That heroischen Entschlusses, die das gesammte Heer hätte freimachen können. Doch Erzherzog Ferdinand war entschlossen, sich dem Schicksale der Gefangenschaft zu entziehen, und dem wagte Mack nicht zu widersprechen. Der Erzherzog verließ also, unter der Gunst des Gefechts, das Loudon bei Elchingen bestand, Ulm mit zwölf Schwadronen. Vorwärts

auf der Straße nach Nördlingen standen 8000 Mann unter Werneck; diesen schloß er sich an, und eilends zogen diese vereinten Scharen gen Böhmen. Bald aber wären ihnen Murat's Reiter, Oudinot's Grenadiere und die Division Dupont's auf den Fersen. Werneck wurde umringt und capitulirte aufs schmachvollste am 18. October bei Trochtelfingen; seine vorausgeeilte Reiterei aber, in die Capitulation mit eingeschlossen, achtete dessen nicht und zog mit dem Erzherzoge weiter. Dieser erreichte über Nürnberg unter täglichen Gefechten mit einigen tausend Reitern Böhmen. Mit ihm die Fürsten Schwarzenberg und Hohenzollern und Graf Kollowrat. Besser schien es den Generalen Jellachich und Wolfskehl zu glücken. Diese zogen am 14. October aus Ulm mit etwa 8000 Mann gen Tyrol und kamen, ohne durch Soult, der schon im Besitz Memmingens und Biberachs war, aufgehalten zu werden, nach Bregenz. Doch hier bekamen sie es später mit dem siebenten französischen Armeecorps, das Augereau anführte, zu thun.

Mack hatte oder heuchelte noch am 15. October Vertrauen auf baldige Rettung; in einem Generalbefehle jenes Tages machte er Generale und Officiere auf ihre Ehre, ihre Pflicht und ihr eigenes Glück verantwortlich, das Wort Uebergabe nicht mehr hören zu lassen, sondern nur an die standhafteste und hartnäckigste Vertheidigung zu denken, weil in wenig Tagen schon die Avantgarden zweier mächtigen Armeen vor Ulm erscheinen würden, sie zu befreien; die feindliche Armee sei in der schrecklichsten Lage, theils durch die Witterung, theils durch Mangel an Lebensmitteln, es sei unmöglich, daß sie länger als einige Tage in der Gegend aushalten könne; sie könne nur in sehr schmalen Abtheilungen stürmen, nichts sei leichter als die Stürmenden todtzuschlagen oder gefangenzunehmen. Wenn es an Lebensmitteln fehlen sollte, so seien 3000 Pferde da, er wolle der Erste sein, Pferdefleisch zu essen. Selten wohl hat die That dem Worte weniger als damals entsprochen. Schon am Tage nach dem Abzuge Ferdinands kam Mack um die Bollwerke,

welche Ulm an der Nordseite deckten. Napoleon ließ am 15. October den Michelsberg stürmen; die Oestreicher waren nun in der Stadt zusammengedrängt; Napoleon begrüßte sie mit einigen Haubitzen vom Michelsberge, sandte aber darauf den gewandten Philipp Segur, Sohn seines Oberceremonienmeisters, in die Stadt, Mack zur Capitulation aufzufordern. Fürst Moritz Liechtenstein, Mack's Abgeordneter, forderte freien Abzug; damit wurden die Unterhandlungen abgebrochen. Nun begann das französische Geschütz vom Michelsberge lebhaft zu spielen; darauf folgten wieder Unterhandlungen, und Mack's Heroismus, den die Proclamation ausgesprochen, ward zur Fabel durch die am 17. October abgeschlossene Capitulation, in welcher er sich zur Uebergabe verstand, wenn nicht bis zum 25. October eine östreichische oder russische Entsatzarmee angelangt sein würde. Doch das genügte dem ungeduldigen Napoleon nur kurze Zeit; er wollte rasch weiter, und so mußte sich die Schmach Mack's durch eine zweite Capitulation vervollständigen. Am 19. October begab er sich auf Napoleons Begehren nach Elchingen; Napoleon stellte ihm die ganze Hülflosigkeit seiner Lage dar, sprach im Tone mitleidiger Großmuth von der Zwecklosigkeit der Noth, welche ein längerer Aufschub der Uebergabe Ulms über das östreichische Heer und die Stadt bringen würde, und unterrichtete Mack von Werneck's Capitulation. Napoleons Rede war für weit stärkere Charaktere als Mack unwiderstehlich: dieser, gänzlich dadurch bethört, vergaß, daß es ein großer Vortheil für die nachrückenden Russen und Oestreicher sei, wenn er Napoleon bis zum 25. October vor Ulm festhielte; er ergab sich darein, schon am 20. October den Platz zu räumen. Er nannte sich den unglücklichen Mack und statt verbissenen Grimms voll zu sein, that er schön mit der Großmuth der Franzosen und nahm ihr Mitleid in Anspruch. Die östreichischen Soldaten, über 25,000 Mann, streckten das Gewehr und wurden kriegsgefangen; Generale und Officiere wurden auf Ehrenwort in die Heimat entlassen. Während der Entwaffnung der Oestreicher hatte Napoleon ihre Generale um

sich und sprach zu diesen mit schneidendem Uebermuth: „Ich gebe meinem Bruder, dem Kaiser von Deutschland, noch einen Rath: Er eile, Frieden zu machen. Es ist jetzt der Augenblick, sich zu erinnern, daß alle Reiche ein Ziel haben. Der Gedanke, daß das Ende der Dynastie des Hauses Lothringen gekommen sein könnte, muß ihn erschrecken."

Napoleon erließ noch am 20. October einen Tagesbefehl an das Heer, nach welchem der Monat des Sieges den Soldaten der großen Armee für einen ganzen Feldzug gerechnet werden sollte. Die Resultate der zwei großen Wochen vom 6. bis 20. October verkündete ein Tagsbefehl vom 21. October mit der gewöhnlichen Uebertreibung. Von 100,000 Mann der östreichischen Armee seien 60,000 gefangen, nur 15,000 Mann entkommen, es seien 200 Kanonen, 90 Fahnen genommen; der Verlust der Franzosen betrage nur 1500 Mann.

W. Wachsmuth.
(Das Zeitalter der Revolution. Bd. 3.)

11.

Auflösung des deutschen Reichs mit Gründung des Rheinbundes.

Während sich nirgends in Deutschland, zu Wien, zu Berlin wie zu Regensburg, der Beruf kund gab, die neue Dictatur im Westen in ihre Schranken zurückzuweisen, entfaltete diese selbst im Angesicht der gebrochenen deutschen Nation einen Triumphzug denkwürdigster Art.

Schon im September 1804 erschien Napoleon in dem neuen Kaiserprunk am linken Rheinufer, um so auf altfränkischer Erde, an der Wiege deutscher Macht und Herrlichkeit, die neue Pracht seines Kaiserthums zu zeigen. Mit fühlbarer Absicht ward überall diese neue Glorie an die alte geschichtliche dieser Stätten angekittet und die Stegreifskrone eines glücklichen Soldaten wie die Erneuerung und Fortsetzung des karolingischen Kaiserthums dargestellt. Der neue Kaiser, den kein Nimbus geschichtlicher Ueberlieferung umgab, glaubte das, was er selbst bezeichnend „le prestige“ nannte, das Blendwerk der Macht, das den Massen imponirt, auf diesem Wege schaffen zu müssen; daher dies äußerliche Ankleben an die karolingischen Erinnerungen und Symbole, das sich auch auf seiner Kaiserfahrt am Rhein so characteristisch kund giebt. Er schien nicht zu fühlen, wie der Boden selber dieser künstlichen Nachahmung widersprach; denn an

diesen Stellen, an denen er jetzt über dem gebeugten Nacken deutscher Stämme seinen Triumphzug feierte, hafteten die glorreichsten Erinnerungen alter deutscher Kaiserherrlichkeit. Oder klang es nicht, ohne daß er es vielleicht wollte, wie bitterer Hohn, wenn jetzt — Angesichts der Trümmer und Schmach ringsum — der alten Kaiserstadt Aachen von ihm befohlen ward, den Tag Karls des Großen festlich zu begehen?

In Köln, der alten stolzen Reichsstadt, ward der französische Kaiser wie ein Abgott empfangen; Bürger, so meldeten die Blätter des Tages, zogen seinen Wagen mit eigenen Händen nach seinem Palaste. Acht Tage später erschien er in Mainz; die Zeitungen waren erfüllt mit scrupulösem Detail über seine und der Kaiserin Reise, über die ihnen dargebrachten Huldigungen, und der Moniteur gab im steifen byzantinischen Stil der alten Monarchie seine Berichte über das Tagewerk der Bonaparte'schen Hofhaltung. Mainz, wo Kaiser Konrad einst die deutsche Königskrone von der Nation empfangen, wo der Hohenstaufe Friedrich seine glänzenden Kaisertage gefeiert, bückte sich jetzt vor französischen Marschallsuniformen und Napoleonischen Kammerherren, huldigte dem neuen Herrn in französischen Inschriften und ergötzte sich auf der Bühne an den Racine'schen Alexandrinern. Die Fürsten des deutschen Südens und Westens, die hochgeborene Diplomatie und ein guter Theil des stolzen Reichsadels fanden sich zur Parade vor dem neuen Lehnsherrn ein und wetteiferten mit der Servilität des entarteten deutschen Bürgerthums. Es empfing sie eine Etikette, die den strengen Ueberlieferungen des alten Versailler Hofes entlehnt war. Nur die Kurfürsten wurden zur kaiserlichen Tafel zugezogen, den Fürsten von Nassau, Isenburg u. s. w. widerfuhr die gleiche Ehre bei der Kaiserin; der Erbprinz von Darmstadt, so erzählten die Berichte, mußte sich mit einer Einladung bei Duroc begnügen. Denselben Berichten zufolge erschien der Imperator überall gnädig, freigebig und in dem ganzen Zauber seiner Ueberlegenheit; unbefangenere Stimmen dagegen fanden, daß der persönliche Eindruck des Mannes mehr

finster, streng und gebieterisch als gewinnend war. Dem Volke freilich wurde Alles im rosigsten Lichte geschildert; es gab nur eine öffentliche Meinung, die von der Regierung und Polizei geduldete.

Die Fürsten des deutschen Südens und Westens waren, wenn nicht persönlich, so doch durch Bevollmächtigte oder Angehörige ihres Hauses in Mainz vertreten. Außer dem greisen Karl Friedrich von Baden, welcher die Schmach von Ettenheim vergessen und dem neuen Zwingherrn huldigen mußte, war auch der Kurerzkanzler Karl Theodor von Dalberg da, um an dem Sitze des ersten geistlichen Kurfürstenthums, dessen Coadjutor er einst gewesen, ohne Schamröthe das Gefolge des fremden Imperators zu vergrößern.

Es lag die Vermuthung nahe, daß die prahlenden Festlichkeiten in Mainz nur eben bestimmt seien, den Diplomaten- und Fürstencongreß, den Bonaparte dort versammelte, zu verherrlichen. Manche Schriftsteller haben denn auch in diese Septembertage die erste Grundlegung des Rheinbundes gesetzt. Allerdings ward jetzt zu Mainz eine Art von Revue über die künftigen Rheinbundsfürsten gehalten, jedoch noch keine feste Verabredung getroffen. Der französische Kaiser begnügte sich, die Stimmungen vorzubereiten und zu prüfen; es wurde wohl mündlich darüber verhandelt, aber nichts fest verabredet. Eine nahe Zukunft, ein vielleicht bevorstehender Krieg mit Oestreich konnte das Vorbereitete schnell zur Reife bringen. Wie dann auf die Getreuen zu zählen sei, hatten die Tage von Mainz zur Genüge bewiesen.

So lag es denn in der vollen Macht des Siegers von 1805, den Trümmern des deutschen Reiches die Gestalt zu geben, die seiner Politik entsprach; sprach sich doch schon während des Krieges und noch bestimmter seit dem Presburger Frieden der allgemeine Instinct dahin aus, daß aus dem jüngsten Kampfe eine neue Form Deutschlands hervorgehen und daß Napoleon

der Schöpfer sein werde. Das Bewußtsein, daß diese kümmerlichen Bruchstücke des alten Reiches für jedes staatliche Dasein ungenügend seien, gab sich schon vorher bezeichnend darin kund, daß seit Jahren auf verschiedenen Seiten nach neuen Gestaltungen gesucht ward. Es war darum sehr natürlich, daß man schon im Herbste 1804, als sich der neue Imperator in Mainz von den süd- und westdeutschen Fürsten huldigen ließ, den Abschluß eines förmlichen Bündnisses unter Napoleonischem Protectorat erwartete. Nun kam der Krieg von 1805. Da waren die drei süddeutschen Kurfürsten in der unzweideutigsten Form der Allianz an Napoleons Seite erschienen, hatten ihre Truppen ihm zur Verfügung gestellt, es war ihnen schließlich ein großer Theil der Beute des Krieges und die Königswürde mit der Souveränetät zu Theil geworden, worin zugleich die Auflösung des alten Reiches unzweideutig ausgesprochen war.

Das Bewußtsein, daß dessen Formen nun unhaltbar geworden und inmitten dieser Zerrüttung, Gewaltthätigkeit und Auflösung irgend eine bestimmte Ordnung der Dinge zu wünschen sei, machte sich denn auch in den verschiedensten Kreisen geltend.

Während man sich in allerlei Projecten erging, befestigte sich das Gerücht, daß in Paris ein neuer Verfassungsentwurf im Werke sei; schon im Mai erwartete man in Regensburg „stündlich" darüber eine französische Mittheilung und erzählte die Aeußerung von Talleyrand: „bis gegen Ende des Monats werde das Schicksal des deutschen Reiches bestimmt entschieden sein." Nach einer Seite hin machte die Angelegenheit allerdings Fortschritte, insofern die alten Ordnungen mit jedem Tage mehr durchlöchert wurden. So erhielt der Reichstag die Anzeige, daß der Prinz Murat als Herzog von Cleve und Berg in den deutschen Reichsverband eintrete.

Unter allen an Frankreich hingegebenen Reichsständen zeigte der Reichserzkanzler Karl Theodor von Dalberg die größte und zudringlichste Ungeduld, Napoleon völlig zum Herrn über Deutsch-

land gemacht zu sehen. Er legte ihm in einem Schreiben vom 19. April die innere Verwirrung und Rechtlosigkeit deutscher Zustände vor Augen, erheuchelte ein lebhaftes Interesse, daß dies „loyale, fleißige, kräftige“ Volk eine Regeneration seiner Verfassung erlebe, und bezeichnete Napoleon als den Mann, der gleich Karl dem Großen dieser neue Kaiser des Abendlandes werden müsse. Wie Rudolf nach dem Zwischenreich, so müsse er Deutschland wiederherstellen; vielleicht könne er alljährlich einige Wochen in Mainz mit den befreundeten Reichsfürsten zusammentreten, um die „Keime deutscher Wiedergeburt zu entwickeln.“

Indessen man am officiellen Mittelpunkte des Reiches sein Schicksal aus Napoleons Händen erwartete, waren die Sachen in Paris wirklich zum Abschluß gekommen. Die Vermuthungen und Gerüchte, womit man sich in Regensburg trug, waren in der Hauptsache gegründet; nur irrte man in der Voraussetzung, Napoleon beabsichtige eine Verfassung für das gesammte deutsche Reich. Nicht die Organisation, sondern, wie nachher Jemand am Reichstage die Rheinbundsacte treffend genannt hat, die Desorganisation Deutschlands mußte sein Zweck sein; eine Vereinigung, gleichviel in welcher Form, konnte seine politischen Berechnungen nur durchkreuzen, eine Theilung Deutschlands in Gruppen allein sie fördern.

Um dieselbe Zeit, wo der Reichserzkanzler auf die Katastrophe vorbereitete, fand am 17. Juli die Unterzeichnung zu Paris statt. Schon etwa zehn Tage vorher war den einzelnen Gesandten Bayerns, Würtembergs, Badens und des Erzkanzlers das Document mitgetheilt worden. Eine gemeinsame Unterzeichnung fand so wenig statt, als eine eigentliche Unterhandlung; jedem Einzelnen wurde die Acte vorgelegt zum Unterzeichnen und es bedachte sich natürlich Keiner, wo die Wahl nur zwischen Rheinbund oder Mediatisirung gegeben war.

Vier Kurfürsten und zwölf Fürsten, die mit Ausnahme des Herzogs von Berg alle Glieder des Reiches und dessen Satzungen

eidlich verpflichtet waren, sagten sich durch die Acte vom Reiche los und schlossen mit Napoleon einen Bundesvertrag, „um dadurch den inneren und äußeren Frieden Süddeutschlands zu sichern, für welchen, wie die Erfahrung schon lange und auch neuerlich wieder gezeigt, die deutsche Reichsverfassung keinerlei Bürgschaft mehr biete." Bayern, Würtemberg, der Reichserzkanzler, Baden, Cleve und Berg, Hessen-Darmstadt, die nassauischen Linien von Usingen und Weilburg, die Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen und Hechingen, die von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, der Fürst von Isenburg-Birstein, der Herzog von Aremberg, der Fürst von Liechtenstein, der Graf von der Leyen bildeten die Glieder des Bundes. Der Kurfürst von Hessen, der, wie französische Quellen versichern, eifrig um den Eintritt in den Bund, aber auch um die Besitzungen seiner darmstädtischen Vettern buhlte, ward nicht aufgenommen, vielleicht, weil Napoleon die Möglichkeit erwog, daß Hannover wieder an die Welfen zurückgegeben ward und man dann eines Entschädigungsobjectes für Preußen bedurfte, das allerdings am natürlichsten in Kurhessen gesucht ward, vielleicht auch weil der Kurfürst jetzt wie später im Herbst über die Berechnung, wo am meisten Vortheil zu holen sei, es zu keinem Entschluß bringen konnte.

Die genannten Fürsten trennten sich, wie es im ersten und zweiten Artikel der Bundesacte hieß, für immer vom Gebiete des deutschen Reiches und vereinigten sich als „Rheinische Bundesstaaten" zu einem besonderen Bunde. Der Reichserzkanzler erhält den Titel Fürst Primas, Baden, Cleve-Berg, Darmstadt die großherzogliche Würde mit königlichen Rechten und Vorzügen; das Haupt des Hauses Nassau wird zum Herzog, der Graf von der Leyen (zwar nur Besitzer eines Landes von drittehalb Quadratmeilen, aber Neffe des Fürsten Primas) zum Fürsten erhoben. Alle diese Bundesglieder sollten von jeder fremden Macht unabhängig sein (Frankreich galt natürlich nicht als fremde Macht, wohl aber Oesterreich und Preußen), nirgends sonst Dienste irgend einer Art nehmen können, außer in dem Bunde, und

wenn sie schon mit andern Mächten Verbindlichkeiten eingegangen hätten, dieselben entweder lösen, oder ihre zum Rheinbund gehörigen Fürstenthümer auf eines ihrer Kinder übergehen lassen. Protector des Bundes war der Kaiser der Franzosen; er hatte die Aufnahme neuer Glieder zu bestimmen, die Truppenrüstungen anzuordnen und nach dem Ableben des Fürsten Primas den Nachfolger zu ernennen.

An diese Bestimmungen reihten sich, in den Artikeln 13 bis 28, eine Reihe von territorialen Veränderungen, deren Grundgedanke die bessere Abrundung der neuen Rheinbundstaaten war; außer Tausch und gegenseitiger Abtretung war hier namentlich die gefürchtete Mediatisirung in umfassender Weise durchgeführt. Ohne Rechtstitel, lediglich durch einen Act revolutionärer Gewalt wurden hier von einem fremden Eroberer und einer Anzahl ihnen gleichgestellter Mitstände im Reiche eine Reihe fürstlicher Familien eingeschmolzen, die nicht so glücklich gewesen waren, brauchbare Werkzeuge für die Bonaparte'sche Politik zu sein, oder durch Geld, Protection, Familienverbindung ihre bedrohte Existenz zu retten.

Der gesammte Bund war in seinem völkerrechtlichen Verhältnisse an die französische Politik geknüpft; es war eine große Napoleonische Präfectur. Jeder Krieg auf dem Festlande war beiden gemeinsam; Augsburg und Lindau sollten als Angriffspunkte gegen Oestreich befestigt werden und jeder Bundesfürst ein Contingent stellen *); die Bewaffnung dieser Truppen sollte dann in Wirksamkeit treten, wenn Napoleon es befahl.

Dies war der Hauptinhalt der „Schimpf- und Spottconstitution", wie sie Gentz nannte, „gebildet aus drei köstlichen Bestandtheilen, einem Sklavenvolke unter einem doppelten Herrn, Despoten in erster Potenz, selbst Sklaven eines höheren Gebie-

*) Frankreich 200,000 M., Bayern 30,000, Würtemberg 12,000, Baden 8000, Berg 5000, Darmstadt 4000, Nassau und die kleineren 4000 Mann.

ters, und einem selbstgeschaffenen, Alles verschlingenden Oberdespoten." Die Politik des westfälischen Friedens hatte ihre letzte Aufgabe erfüllt. Die Auflösung Deutschlands in gesonderte Gruppen und die Einschmelzung aller besonderen Rechte unter die dynastische Souveränetät war erreicht, die Fürsten hatten von jener berüchtigten Befugniß des Friedens von 1648, selbständig Verträge eingehen zu dürfen, schließlich den Gebrauch gemacht: einen Pact zu schließen, der das Reich selber auflöste.

L. Häusser.
(Deutsche Geschichte, Bd. 2.)

12.

Preußens Niederlage im October 1806.

Preußen war erst durch die Acte des Rheinbundes, die wie ein Blitz am hellen Himmel erschien, dann durch die Kabalen aufgeschreckt worden, wodurch die Franzosen die Bildung eines preußisch=nordischen Bundes gehindert hatten.

Haugwitz und Consorten hielten den König umlagert und stellten ihm jede Rüstung, jede entscheidende Vorbereitung zum Kriege als gefährlich, als unfehlbar die Franzosen aufreizend vor, und Niemand dachte daran, erst alle alten Generale und Commandanten aus dem siebenjährigen Kriege zu verabschieden, ehe man einen jugendlichen Kampf auf Leben und Tod beginne. Unter den Generalen des ersten Ranges waren Rüchel und Blücher erklärte Franzosenfeinde; aber der Hochmuth, der Corporalsgeist des Ersten machte ihn untüchtig, den Geist des Volkes, der jetzt benutzt werden mußte, zu beleben und zu richten; er kannte nur den Kamaschendienst und maschinenartige Uebung. Blücher ganz allein unter den Leuten des siebenjährigen Krieges, welche die hohe Generalität ausmachten, war im Stande, sich trotz seines hohen Alters mit Napoleons Generalen zu messen, die von der Pike an gedient hatten.

Es ward freilich mit Sachsen und Kurhessen über eine innige Verbindung unterhandelt; aber Sachsen hatte im achtzehnten Jahrhundert zu viel von Preußen gelitten, um sich mit

ihm zu einem Kampfe zu verbinden, der eine völlige Aufopferung forderte, und der Kurfürst von Hessen hatte nie einen andern Gedanken, als wie er sein Privatvermögen vermehren und ohne etwas zu wagen gewinnen könne. Er rief anfangs die Beurlaubten seiner Regimenter ein, er organisirte eine Landmiliz zur Vertheidigung seines Landes, er ließ die Festungswerke der kleinen befestigten Plätze des Kurfürstenthums vermehren; er schickte seinen Minister nach Berlin; aber, um auf beiden Seiten einen Anker zu haben, ließ er zu derselben Zeit, als sein Minister einen Tractat mit Preußen schloß, in Paris über die Neutralität unterhandeln und bot Geld. Alle Menschen und wahrscheinlich auch die Engel im Himmel freuten sich hernach, als er Geld, Land und Leute verlor, weil er an beiden Ufern fischen wollte.

Der Kürfürst ward bei der Gelegenheit in seinem eignen Netze gefangen, weil er thörichter Weise arglistiger zu sein glaubte, als Fouché, Talleyrand und Consorten. Man gewährte ihm die Neutralität, die er gesucht hatte; er legte die Stelle eines preußischen Feldmarschalls nieder, ließ die Franzosen durch, behielt aber seine Truppen beisammen, in der thörichten Meinung, daß sie Napoleon in seinem Rücken dulden würde, wo sie jeden Augenblick über ihn herfallen könnten. Der Kurfürst von Sachsen, der das Innere der preußischen Angelegenheiten kannte, hielt mit Recht dafür, daß er sein von fünfzehn Fürsten verrathenes, von Hessen verlassenes Vaterland auf Preußen gestützt nimmer retten werde; er widersetzte sich den Zumuthungen der Preußen standhaft, so daß die Hülfe, die er hätte leisten können, hernach nicht zur rechten Zeit geleistet ward. Er willigte nämlich gezwungen und im letzten Augenblick, als die Preußen von Schlesien her in sein Land eindrangen, in die Forderung, sein Heer mit dem der Preußen zu vereinigen; aber auch dann noch unter beschränkenden Bedingungen.

Die Preußen stellten ihr Heer in Thüringen so auf, daß Rüchel, an den sich Blücher von Westphalen aus anschließen

sollte, den rechten Flügel, der Herzog von Braunschweig die Mitte und der Fürst von Hohenlohe den linken Flügel unmittelbar unter sich hatten; man war aber so wenig auf einen raschen Angriff von Seiten der Franzosen gefaßt, daß man im Lager prahlend äußerte, sie würden sich scheuen, die Preußen in ihrer Stellung an der Saale anzugreifen.

Der verblendete Herzog von Braunschweig ward zu spät inne, daß Lucchesinis Versicherung, Napoleon werde nicht angreifen, sondern den Angriff der Preußen abwarten, entweder eine italienische Leichtfertigkeit oder eine Verrätherei gewesen sei. In den preußischen Anstalten war überall Mangel an Ordnung sichtbar; jeder wollte befehlen, keiner gehorchen, denn der König und der Herzog waren aus Mangel an Charakter bald schwach, bald eigensinnig. Hohenlohe gehorchte den Befehlen des Oberfeldherrn immer nur halb; die Sachsen wollten nicht zur Offensive gebraucht sein und der Kurfürst von Hessen spielte ein feiges Spiel. Er kaufte sich die Neutralität von den Franzosen und war unverschämt genug, am 3. October selbst nach Naumburg zu kommen, und dies dem Könige von Preußen kund zu thun. In dem Augenblick war es freilich zu spät, ihn zwischen Blücher und Rüchel zu pressen, was man früher schon hätte thun sollen; der König versuchte ihn aber durch freundliche Zurede zu bewegen, dem Vertrage treu zu bleiben, den sein Minister schon im Anfange August in Berlin abgeschlossen hatte. Einen ganzen Tag unterhandelte man mit ihm, seine einzige Antwort war, er wolle sich ruhig verhalten. Er reisete am 4. wieder ab, nicht blos von allen Patrioten, sondern auch von den Franzosen verachtet.

Der französische Kaiser kam den Preußen zuvor, drang von verschiedenen Seiten aus Franken nach Sachsen und griff an der Saale herabziehend die Vorschaaren des linken Flügels der Preußen an. Vom Zustande des Heeres, welches unter Hohenlohe den Franzosen entgegengehen sollte, hat uns General Rühle von Lilienstern eine traurige aber wahre Schilderung

gegeben, welche schon 1807 bekannt gemacht und nie wiederlegt ward. Wer dort gelesen hat, welche Anarchie, welches Schwanken und Zagen vor dem Treffen bei Saalfeld herrschte, wie schlecht für Ernährung, Verpflegung, Bewaffnung gesorgt war, und welche Unordnung, Verwirrung, Feigheit sich nach dem Treffen kund gab, der wird es begreiflich finden, daß der durch das preußische Manifest beleidigte Kaiser sich mit so großer Verachtung über die Preußen ausspricht.

Die Franzosen drangen über Hof und auf drei andern Wegen mit solcher Uebermacht gegen die schlesische und sächsische Armee unter dem Fürsten von Hohenlohe nach Sachsen vor, daß Tauenzien schon am 8. October Hof eilig verlassen mußte und bei Schleiz am 9. einen bedeutenden Verlust erlitt. Am 10. ward die Heerabtheilung unter Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, welche das Vorderheer des linken Flügels bildete, bei Saalfeld zersprengt, Artillerie, Munition, Kasse u. s. w. gingen verloren und der Prinz selbst fand in diesem Gefechte seinen Tod.

Der Rath, den Oberst Massenbach nach der Niederlage bei Saalfeld dem Fürsten von Hohenlohe, gab, ward von allen verständigen Männern im Heer gebilligt, daß man nämlich sogleich über die Saale zurückgehen und sich hinter der Elbe setzen solle, ehe es zu spät sei. Der Herzog von Braunschweig war aber eines raschen Entschlusses ganz unfähig. Er zögerte drei Tage; erst als er erfuhr, daß die Franzosen auf Leipzig marschirten, wollte er endlich aufbrechen; da war es aber schon zu spät, man faßte deshalb den unglücklichen Entschluß, das Heer in zwei Hälften zu theilen. Mit der einen Hälfte des Heeres sollte der Herzog über Naumburg und Auerstädt nach Freiburg ziehen, mit der andern sollten der Fürst von Hohenlohe, der Herzog von Weimar und Rüchel bei Jena liegen bleiben und den Rückzug decken; bei diesem letztern Theil befand sich auch die sächsische Armee. Napoleon suchte aber eine entscheidende Schlacht, er hatte in der Nacht vom 13. auf den

14. October alle Anordnungen getroffen um mit seiner ganzen Macht die bei Jena zurückgebliebene Hälfte des Heeres zu vernichten. In demselben Augenblick als bei Jena gestritten ward, stieß die Hauptarmee der Preußen auf ihrem Marsche nach Naumburg auf das dritte Armeecorps der Franzosen, welches Davoûst anführte. Rüchel hatte mit seinem Corps die Verbindung erhalten sollen; er kam aber zu spät und zog erst von Weimar aus, als Hohenlohe schon vom Herzoge von Braunschweig getrennt, bei Jena geschlagen und sein Herr zersprengt war. Rüchel sammelte zwar die Flüchtlinge und rückte vor, er war aber den vereinigten Divisionen Soult, Augereau, Mürat nicht gewachsen, ward daher von diesen angegriffen und geschlagen. Rüchel selbst wurde verwundet, der Rest seiner Truppen zog sich, von allen Seiten bedroht, hinter die Ilm. Napoleons Sieg bei Jena vernichtete auf diese Weise die eine Hälfte der preußischen Armee, während Davoûst bei Auerstädt einen noch weit rühmlichern Sieg über die andere erfocht. Napoleon war nämlich am 14. den Preußen ums Doppelte an Zahl überlegen; Davoûst hatte aber unstreitig nur halb so viel Truppen wie der Herzog von Braunschweig, als er am 14. bei Auerstädt mit ihm kämpfte.

An Tapferkeit und physischem Muthe mangelte es dem Könige, den Prinzen, den alten Generalen nicht, wohl aber an moralischem Muthe und an Erkenntniß der durch Napoleons Strategie und Tactik nothwendig gewordenen Veränderungen im Kriegswesen und in der Anführung großer Heere. Tapferkeit zeigten der König und seine beiden Brüder und die drei Greise, der Herzog von Braunschweig, Graf Schmettau und Möllendorf, die nacheinander den Oberbefehl führten; denn der König ward nur mit Mühe dem Getümmel entzogen, die Prinzen wurden leicht, der Herzog, Schmettau und Möllendorf so schwer verwundet, daß sie hernach an den Wunden starben. Auch der Prinz von Oranien und der Graf von Wartensleben wurden verwundet. Auf die bestimmte Zahl von Gefangenen und

Getödteten wird man um so weniger Bedeutung legen können, als ausgemacht ist, daß in den beiden an einem Tage gelieferten Schlachten ein Drittel der preußischen Heeresmacht theils vernichtet, theils gefangen ward; daß von den beiden andern Dritteln am Ende des Jahrs 1806 nur wenig mehr übrig war, und daß auch alle diesseit der Oder befindliche Artillerie und Vorräthe eine Beute der Feinde geworden waren. Niemand verstand besser als Napoleon die Vortheile, die er im Cabinet oder im Felde erhalten hatte, rasch zu verfolgen und nach allen Seiten hin zu benutzen, und kein Volk ist rascher und muthiger im Siege als die Franzosen; das zeigte sich vorzüglich bei der Verfolgung der beiden am 14. October erfochtenen Siege. Rüchel hatte sich mit dem Theile des Heeres, den er aus Hochmuth und Einbildung von sich selbst spät in Bewegung gesetzt hatte, nach Erfurt gezogen, wo die Befestigungen des Petersbergs für einige Zeit Schutz gaben und wo man sich um so mehr einige Tage lang hätte zu behaupten suchen sollen, als dort Vorräthe aller Art gesammelt und viel Geschütz aufgestellt war. Unglücklicherweise hatte sich aber dort eine große Zahl der aus der Schlacht Entronnenen ohne Ordnung und Zucht gesammelt und auch Möllendorf, der tödlich verwundet war und der ebenfalls verwundete Prinz von Oranien waren dahin gebracht worden; dies entschied das Schicksal von Rüchels Corps. In diesem Augenblick lag am Aufschube eines einzigen Tages unendlich viel; nichts destoweniger war Mürat kaum unmittelbar vom Schlachtfelde am 15. vor Erfurt erschienen, als schon am 16. eine Capitulation von Möllendorf unterschrieben ward. Vermöge derselben fielen der Prinz von Oranien, zwei Generalmajors, zwei Generallieutenants und 14000 Mann in die Gefangenschaft der Franzosen. Der Husarenlieutenant Helwig befreite freilich 9000 dieser Gefangenen auf dem Transport, aber die Unterschrift Möllendorfs, der gleich darauf starb, ward doch dem Rest der vom Könige selbst commandirten Armee verderblich. Dieser eilte nämlich, als er alles verloren sah, auf

dem kürzesten Wege an die Oder und überließ das Commando des Heeres in Sondershausen dem Fürsten von Hohenlohe, dem er auftrug, alle zerstreuten Truppen in und um Magdeburg zu sammeln. Dieser scheint aber, seitdem er am 17. October Möllendorfs Capitulation erfahren hatte, den Kopf verloren zu haben. Er ward vollends erschreckt, als man ihm meldete, daß Soult mit 40,000 Mann bis Kreußen vorgerückt sei und daß Blücher und Tauenzien nur dadurch der Gefangenschaft entgangen wären, daß sie vorgegeben hätten, es sei ein Waffenstillstand geschlossen worden. Es stand freilich noch eine Reserve unter Herzog Eugen von Würtemberg, deren Stärke gewöhnlich auf 14,000 Mann angegeben wird, bei Halle. Dieser hätte die Brücken abbrennen, den Feind im Vorrücken aufhalten aber keinen Angriff wagen sollen; er that aber gerade das Letztere und ward geschlagen. Die Folge war, daß über 4000 Mann und 22 Kanonen nebst allen Vorräthen, die in Halle aufgehäuft waren, dort wie in Erfurt dem Feinde in die Hände fielen.

Von diesem Augenblicke an ward die Verwirrung in den aus den beiden Hauptschlachten entronnenen Heerabtheilungen und die Anarchie unter den Anführern grenzenlos. Die Reste des Corps, welches Herzog Eugen commandirt hatte, nebst dem Corps unter von Natzmer sammelten sich bei Magdeburg um Hohenlohe; aber der Gouverneur der Festung war ein alter kopf- und herzloser blos zum Kamaschendienst brauchbarer Mann. Dieser alte Herr von Kleist nahm keine Befehle von Hohenlohe an und versagte dem an allem Nöthigen Mangel leidenden preußischen Heere das, was er hernach, ohne nur einen Widerstand versucht zu haben, den Franzosen überlieferte.

Nachdem der Fürst Hohenlohe bei Nordhausen auch Kalkreuth (der hernach vom Könige nach Ostpreußen gerufen wurde, wohin auch Rüchel glücklich gelangte) und Blücher mit sich vereinigt hatte, ließ er von dort aus Kleist sagen, er möge, den ihm vom Könige ertheilten Befehlen gemäß, Verpflegungsanstalten treffen, eine vorläufige Cantonnirung entwerfen, die

Elbbrücke sperren, die Flüchtlinge sammeln und ordnen lassen. Dies wurde nicht allein Alles unterlassen, sondern der Gouverneur weigerte sich auch, die Armee des Fürsten mit der nöthigen Munition, mit Proviant und Fourage aus den Vorräthen der Festung zu versehen. Die Corps unter Lannes, Mürat, Soult, Bernadotte sollten den Fürsten hindern, mit seinem Heere die Oder zu erreichen; es lag Alles daran, einige Märsche zu gewinnen, er säumte gleichwohl. Erst am 21. October brach er von Magdeburg auf, also zwei Tage später als er hätte aufbrechen sollen. Sein Zug sollte über Rathenow, Fehrbellin, Templin und Prenzlau nach Stettin gerichtet werden. Auf dem Zuge commandirten Blücher und Winningen die hintersten Abtheilungen des Heeres. Der Fürst sah sich aber bald an zwei Seiten umgangen, ward von allen Seiten bedrängt und endlich sogar von Blücher und Winningen getrennt. Das Letztere geschah, als der Fürst, der nach seinen Listen nur noch 10,000 Mann bei sich zu haben glaubte, Boizenburg verlassen hatte, um nach Prenzlau zu marschiren. Blücher folgte zwar hernach nach Boizenburg; als er aber diesen Ort erreichte, hatte der Fürst am 28. October die schimpfliche Capitulation abgeschlossen, welcher sich Blücher durch einen verzweifelten Marsch entzog, der den Preußen nach langer Schmach einmal wieder Ehre, der unglücklichen Stadt Lübeck aber Verderben brachte. Daß der Fürst zwei Mal die Capitulation abgelehnt hatte, war Grund genug, sie auch zum dritten Male abzulehnen; unerhört war es aber, daß eine Capitulation, wodurch der ganze Rest des preußischen Heeres, außer den Truppen unter Blücher und Winningen, dem Feinde in die Hände fiel, blos mündlich abgeschlossen ward. Sonderbar klingt es, wenn es heißt, daß alle Offiziere, unter denen sich, außer Hohenlohe, der General Tauenzien, der Prinz von Mecklenburg-Schwerin, der Prinz August von Preußen befanden, gehen durften, wohin sie wollten, während die armen Soldaten kriegsgefangen nach Frankreich wandern mußten.

Was diese zehntausend Preußen unter Hohenlohe für deutsche und preußische Ehre hätten leisten, und wie sie vielleicht auch nach Stettin hätten gelangen können, zeigt der Kampf eines Grenadierbataillons des Prinzen August, welches nur 240 Mann stark war. Obgleich die fünf Schwadronen Reiter, die dies Bataillon gegen den Ansturz der französischen Cavallerie decken sollten, davon getrennt wurden, so warf es dennoch die Angreifenden sieben Mal zurück, und auch die letzten hundert Mann wurden erst dann zersprengt, als ein Sumpf es unmöglich machte, ein Viereck zu bilden. Die Feinde, welche mit Recht einem Hohenlohe uud seinen adeligen Officieren, die für sich schimpflich capitulirten und ihre Leute preisgaben, ihre Verachtung bewiesen, erkannten das Ehrenvolle des Kampfes dieser Grenadiere an, und litten nicht, daß der Rest der Tapfern zusammengehauen wurde.

Die hochmüthigen, von Friedrich und vom siebenjährigen Kriege prahlenden adeligen Herren der Preußen wetteiferten mit Hohenlohe um den Preis; Alle aber übertraf der alte Gouverneur Kleist von Magdeburg, ein Ueberbleibsel des siebenjährigen Krieges. Dieser kam sogar wahrscheinlich den Franzosen mit Anträgen zuvor, denn man wußte in Braunschweig schon fünf Tage eher, als in Magdeburg Jemand außer dem Gouverneur und seinen Vertrauten davon unterrichtet war, daß Magdeburg capituliren werde. Ney selbst, der nicht halb so viel Truppen hatte, als in Magdeburg lagen, und nicht blos kein Material zur Belagerung einer solchen Festung besaß, sondern auch innerhalb vier Wochen nicht zusammenbringen konnte, war überrascht, daß man auch nicht einmal Widerstand versuchte. Die Hauptfestung des ganzen preußischen Reichs, mit aller Artillerie und 23,800 Mann ward am 8. November an Ney übergeben. Schon vorher war am 20. October ein preußisches Cavalleriecorps von 6000 Mann in Pasewalk ohne Gefecht vom General Milhaud gefangen genommen worden. Die Erbärmlichkeit des Generals Romberg in Stettin fiel dem französischen Kaiser so auf, daß er seinem Schwager Mürat schrieb, nach dem,

was er alle Tage vom Capituliren höre, scheine es ihm, als ob man die schwere Artillerie ganz entbehren könne, da man Festungen mit Husaren erobere. Mürat hatte nämlich den General Lasalle mit leichter Cavallerie nach Stettin vorausgeschickt, und Romberg übergab diesem die Festung auf die erste Aufforderung, obgleich sie wohl versehen war und 6000 Mann Besatzung und 150 Kanonen hatte. Schon am 31. October capitulirte ferner der General Bila mit 4000 Mann preußischer schwerer Cuirassiers (Gensd'armerie) in Anklam; der Oberst von Ingersleben in Küstrin überbot aber an Unverschämtheit und Feigheit auch sogar Kleist und Romberg, was fast unmöglich scheinen könnte. Küstrin lag nämlich mitten in Morästen gegen jeden Angriff ganz sicher, es hatte 2700 Mann Besatzung, 90 Kanonen und beträchtliche Magazine, als Güdin mit einer einzigen Division Infanterie am Ende October in der Nähe der Oder erschien. Der französische General hatte, als er den Commandanten auffordern ließ, nicht einmal Schiffe, um über den Arm der Oder zu setzen, der die Festung vom linken Ufer trennt; nichts desto weniger übergab der adelige Herr, der an sich und an das Seinige zunächst dachte, das Bollwerk des Reichs am 1. November auf die erste Aufforderung. Die Franzosen bemerken mit Recht ganz höhnisch, daß ihnen der Herr Commandant selbst seine Schiffe schicken mußte, um sie herüberzuholen. Spandau war schon am 24. October, als Davoûst in Berlin einzog und Napoleon auf einige Augenblicke nach Potsdam ging, um in Sanssouci eine seiner französischen Comödien zum Gebrauch der Bülletins und der Zeitungsschreiber zu spielen, vom Major von Beckendorf dem Marschall Lannes übergeben worden.

Wenn man auf die Reihe von Niederträchtigkeiten sieht, welche elende Menschen durch politische Gründe und durch diplomatisches Geschwätz zu entschuldigen suchten, so wird man nicht fragen, ob Blüchers Zug von Boizenburg bis an die Trave klug berechnet war oder nicht; man wird zwar Lübeck beklagen,

welches zum Opfer ward, aber keinen Augenblick anstehen, zu bekennen, daß die Ehre der Nation und der preußischen Armee mehr werth war als eine Stadt. Die Spanier, die Griechen, haben größere Opfer gebracht; wo der Sieg unmöglich ist, müssen einzelne Schaaren im hoffnungslosen Kampfe durch ihren Untergang die Seelen der Ueberlebenden stählen.

F. C. Schlosser.
(Geschichte des 18. Jahrhunderts, Bd. 7.)

13.
Die Franzosen in Halle.

Der Sommer des Jahres 1806 verging in Halle in immer wachsender Spannung, und doch schien keiner zu ahnen, daß die Gegend, in welcher wir wohnten, ein Kriegsschauplatz sein würde; das preußische Heer würde, glaubten wir, wie in dem früheren Kriege, am Rhein erscheinen; der kriegerische Ruf der Armee tröstete die Meisten, und wenn auch der Kampf zu unserm Nachtheile ausfiele, würde zwar, glaubten wir, der Staat einen tief zu betrauernden Verlust erleiden und in eine gefährliche Abhängigkeit von dem mächtigen Frankreich gerathen, doch ohne daß die engeren, bürgerlichen Verhältnisse zerstört würden. Das Beispiel Oesterreichs schreckte nicht, denn der Preuße war gewohnt, seinem Heere einen zu entschiedenen Vorzug vor dem österreichischen zuzugestehen. Wir konnten uns nicht denken, daß eine Universität in ihrer Thätigkeit gestört werden sollte. Als der Herbst nahte, rückte das Heer vor. Bei meinem Schwiegervater in Giebichenstein wohnten Generale, die mir aus früherer Zeit bekannt waren. Es waren einige von denen, die später von den Schrecken des Krieges überwältigt, die verderblichste und tadelnswertheste Gesinnung gezeigt haben; und ich will es bekennen, die Sprache, die sie führten, erschreckte mich. Es wa nicht jene gesunde Begeisterung, die aus der frischen Fülle des Gemüthes hervorquillt; es war der beschränkte Uebermuth, welcher

abgelebten, im langen Frieden verrosteten, ohne höheren kriegerischen Sinn überlieferten militairischen Formen eine zauberische Gewalt zuschrieb; ein Muth, wie der von Shakespeare geschilderte der Engländer auf dem Schlachtfelde von Agincourt, würde die Gefahr der Lage nicht verkannt haben. Keiner schien eine Ahnung von der furchtbaren Gewalt eines tapfern Heeres zu haben, welches alle Verhältnisse der Kriegführung wie der ganzen Geschichte gewaltsam umgestaltet hatte, welches durch Siege, wie die neuere Geschichte sie nicht gekannt, gehoben war, und jetzt aus der inneren Aufregung eines ganzen Volkes entsprungen, sich uns Vernichtung drohend entgegenwälzte. Das Gespenst des siebenjährigen Krieges, meinten sie, würde den Feind mit unheimlichem Entsetzen ergreifen und er würde bei dem Anblick einer preußischen Wachtparade fliehen. Der preußische Soldat, der knechtische Miethling, genoß unter dem Volke keine Achtung. Die Furcht vor Strafe kämpfte allein mit der vor den Gefahren des Krieges, kein großes nationales Interesse durchdrang ihn.

Die Truppen, die sich in der Gegend von Halle versammelt hatten, zogen schnell vorwärts; die Gerüchte von der Annäherung des Feindes, der durch Thüringen gedrungen war, bestätigten sich immer mehr, und es entstand die Gewißheit, daß der Kampfplatz in unserer Nähe sein würde. Viele Studirende waren während der Ferien in der Stadt geblieben, viele neue waren angekommen, kein Universitätslehrer hatte gewagt, die Stadt zu verlassen. In dieser herrschte einige Tage hindurch eine angstvolle Stille. Da rückte der Herzog von Würtemberg, der mit seinem Armeecorps die Reserve bildete, in Halle ein. Von jetzt an waren alle Einwohner von der Gewalt des verhängnißvollen Kampfes ergriffen. Es ist ein eigenes, banges Gefühl, sich einer fremden Macht leidend und thatenlos hingeben zu müssen. Noch waren wir beschützt durch ein eigenes Heer, aber, selbst unthätig, sollten wir nur dulden, was dieses über uns verhängte. Die stille Ruhe und Ordnung der eigenen Thätigkeit war aufgehoben; mit einem Gefühl innerer gespannter Angst bewegten sich Männer

und Frauen auf der Straße. Ich hatte die Bekanntschaft eines feingebildeten und mit glühendem Haß gegen die Franzosen durchdrungenen, hannoverschen Diplomaten gemacht, der mich sehr anzog. Wir gingen durch die Straßen mit einander, und einige Cavallerie-Escadrons zogen in stolzer Haltung vorüber. „Wenn sie uns so erscheinen," sagte er, „entsteht nicht fast nothwendig der Glaube, daß sie siegen müssen?" Und in der That, dieses Gefühl schien vorübergehend alle Einwohner für den Augenblick zu trösten, obgleich die geheime Furcht vor größern Gefahren alle durchdrang.

Daß eine große Schlacht bevorstand, war durch die Stellung der preußischen und französischen Heere entschieden; man lauerte in banger Erwartung auf Nachrichten. Da erscholl zuerst unbestimmt, dann immer gewisser, zuletzt in den Zeitungen, die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeld. Prinz Louis war geblieben. Dieser durch seine Genialität ausgezeichnete Prinz bildete ein Hauptmoment der kriegerischen Begeisterung. Die Tollkühnheit, mit welcher er sich dem Feinde entgegengestürzt und ein Gefecht gesucht hatte, erfüllte uns mit einer bangen Ahnung. Hatte er verzweiflungsvoll den Tod gesucht, um nicht Zeuge einer erwarteten allgemeinen Niederlage zu sein? In unheilschwangeren Zeiten wird ein jedes äußere Ereigniß innerlich durchlebt. Die Verzweiflung, die, wie wir vermutheten, Prinz Louis und seine Schaar in den Tod gestürzt hatte, ergriff uns selber. Von dem Marsche des feindlichen Heeres vernahmen wir immer mehr. Der unglückliche 14. Oktober näherte sich; unruhig wogte das Volk in den Straßen, die Truppen hatten die Umgegend besetzt. Plötzlich erscholl die Nachricht von einer großen Schlacht. Es war eben im Laufe des unglücklichen Tages. Die Schlacht wäre völlig verloren, raunte man sich zu. Wie diese Nachricht uns erreichen konnte, schien bei der Entfernung des Schlachtfeldes völlig unbegreiflich, denn daß in der Gegend von Auerstädt gekämpft wurde, war freilich bekannt. Doch diese niederschlagende Nachricht, die ein jeder nur furchtsam seinem

Freunde vertraute, ward später von einer tröstlichen, allgemein verbreiteten verdrängt. Wir hätten, hieß es, einen entschiedenen Sieg erkämpft; das Volk jubelte, eine vorübergehende Freude ergriff auch meine Freunde. Ich aber wollte so viel als möglich zur Gewißheit gelangen. Ich lief, so schnell als ich vermochte, auf dem Wege nach Merseburg entlang. Ich legte mich mit dem Ohr an die Erde, ich hörte deutlich die Kanonade aus der Ferne, ich vernahm mit Bestimmtheit, wie sie sich nach Nordwest entfernte und immer schwächer klang. Bei der bekannten Stellung der Heere deutete diese Richtung der sich entfernenden Kanonade auf die Flucht des preußischen Heeres. Ich wagte es kaum, den vertrautesten Freunden meine Angst mitzutheilen. Aber sie übertäubte alle Siegesnachrichten, die ich noch immer vernahm. Diese erhielten sich noch den Tag nach der Schlacht. An diesem Tage ward ein französischer Gefangener durch Halle geführt, es war der erste Feind, den wir sahen. Wie er in diese Gegend gekommen war, ob es ein einzelner Versprengter war, oder ob er in einem Gefecht in der Nähe gefangen wurde, blieb uns völlig unbekannt; aber seine Erscheinung erregte eine ungeheure Gährung im Volke. Schreiend und jubelnd umringte man ihn; die Soldaten, die ihn fortführten, hatten Mühe, ihn gegen die Angriffe des Volkes zu beschützen; es schien in der That, als glaubte man durch diesen einen Gefangenen einen bedeutenden Vortheil über den Feind errungen zu haben. Im Vertrauen erfuhr ich am Abend des 15. Oktobers durch jenen hannoverschen Diplomaten, daß ein französisches Armeecorps den Weg nach Halle eingeschlagen hatte, und da ich mich überzeugt hielt, daß die Auerstädter Schlacht verloren war, sah ich ein, daß man die Hallesche Reserve angreifen würde.

Morgens früh den 16. Oktober glaubte ich Schüsse zu hören; ich eilte an das Fenster, sah in neblichter Ferne jenseits der langen Brücke, die über die Saale führt, nach Passendorf zu, eine unruhige Bewegung, die mich überzeugte, daß hier ein Plänkern stattfände. Die gewaltsame Spannung und doch zu

gleich unbestimmte und grenzenlose Angst, in welcher wir die letzten Tage durchlebt hatten, erzeugte fast eine Beruhigung, indem nun ein bestimmtes Ereigniß und eine Art Entscheidung hervortrat. Wir sahen die Angriffe, das wechselseitige Hin- und Herschießen, das vereinzelte persönliche Zusammenstoßen der Reiter, und Alles schien natürlich im Anfange dem unkundigen Zuschauer, der nur einzelne Angriffe sah, unentschieden. So wunderbar verblendet durch die siegreichen Nachrichten, so fest vertrauend auf die siegende Bedeutung eines preußischen Heeres, waren die Meisten, daß sie eben in diesem Angriffe der Franzosen einen Sieg sahen.

Doch lange dauerte leider diese Täuschung nicht. Die Feinde drängten sich in größeren Massen heran, die Unsern zogen sich zurück; selbst an den Saalufern nahe bei den Mauern, an welche wir uns lehnten, sahen wir einzelne Preußen ängstlich fliehen, und voll Schreck eilte nun ein jeder von uns seiner Wohnung zu. Meine Wohnung, in einer entfernten wenig besuchten Gegend der Stadt, ward sowohl von meinen Freunden als von mir selbst als eine gefährliche betrachtet; wir waren entschlossen, die Zeit des ersten Anfalls und der größten Gefahr in der Schleiermacherschen Wohnung, in der Mitte der Stadt, zuzubringen. Als wir da ankamen, wo die erweiterte Straße einen kleinen Platz bildend, sich nach dem großen Marktplatz eröffnet, sahen wir nun plötzlich die Gefahr, die wir zu bestehen hatten. Der Rückzug des Reservecorps ging quer durch die Stadt; der ganze Marktplatz war mit Kanonen und Munitionswagen der Fliehenden bedeckt, eine Menge Krieger suchten in Eile diese fortzubringen; aus den Straßen, die von der Saale nach dem Marktplatz führten, hörten wir Schüsse fallen, und wir sollten die Richtung der Flucht der sich drängenden, fliehenden Masse in einem rechten Winkel durchschneiden. Wie wir durchkamen, und zwar alle unbeschädigt, weiß ich nicht. Ein solcher Moment der größten Gefahr concentrirt alle Kraft für die eigene Rettung, verwandelt das Bewußtsein in einen mächtigen, blinden Instinct, und man hat, von den drohenden Verhältnissen, die uns dicht

umgeben, fortdauernd gedrängt und geängstigt, kein Auge für die größeren. Wir hatten den Marktplatz wirklich glücklich durchschritten. Ich war nahe bei der Merkerstraße, in welcher Schleiermacher wohnte. Hier, wo eine rettende Straße vor mir lag, sah ich mich einen Augenblick um. Ich war erstaunt, als ich den Platz leer fand. Munitionswagen und Kanonen waren sämmtlich wie durch einen Zauber verschwunden, aber aus den nach der Saale führenden Straßen drängten sich die Feinde in großen Massen; einzelne Preußen flohen ängstlich, und eine allgemeine Gewehrsalve der Feinde fiel nach der Richtung der Flucht, die Kugeln zischten an meinen Ohren vorüber. Ich war zwar nur wenige Schritte von der schützenden Straße, die von der Flucht abführte, entfernt, dennoch fürchtete ich einen Augenblick, von den verfolgenden Feinden abgeschnitten zu werden. Als wir durch die Häuser der Straße geschützt waren, sahen wir die kleinen wilden Männer der Bernadotteschen Avantgarde (die sogenannte Schwefelbande) dicht neben uns vorbeilaufen, aber ihre ganze Aufmerksamkeit war nach den fliehenden Preußen gerichtet. Wir erreichten das Haus; in der Straße war alles still und leer, das verschlossene Haus ward eilig geöffnet und wieder geschlossen, und wir waren fürs Erste gerettet.

Doch die Ruhe dauerte nicht lange. Die Straße lag dem Zuge der Verfolgung zu nahe; einzelne Krieger, Infanteristen und Cavalleristen, vertheilten sich plündernd in die nächsten Straßen. Der Ueberfall traf uns, die wir im Frieden erzogen waren, zu unvorbereitet, und wir wußten uns nicht zu benehmen. Die Straße ist schmal, in das gegenüberliegende Haus waren plündernde Soldaten eingedrungen, die eilig nahmen, was sie vorfanden, aber offenbar selbst in Furcht waren, und sich, wie man uns aus dem Fenster über die Straße zurief, eilig entfernten. Jetzt ward auch an unsere Thür geklopft. Es waren drei bis vier Cavalleristen, die Einlaß forderten; wir achteten nicht darauf. Sie riefen uns zu, daß sie zufrieden sein würden mit ein paar Gläser Wein durchs Fenster gereicht: thörichter Weise wurde be-

schlossen, ihren Wunsch zu erfüllen; aber keiner wollte die zugestandene Gabe den Kriegern reichen; ich bot mich dazu an. Das Fenster wurde geöffnet, und was wir, bei einiger Erfahrung, hätten voraussehen können, geschah. Einer der Reiter hielt mir ein Pistol vor den Kopf und drohete, mich zu erschießen, wenn wir nicht die Hausthür öffneten. Diese Forderung wurde erfüllt, die Räuber stürzten herein, ich mußte meine Uhr fürs Erste hergeben, Geld hatte ich nicht in der Tasche. Bei Schleiermacher ward Wäsche und etwas Geld in der Eile zusammengerafft, auf dem offenen Pulte lag das Reisegeld des Feldpredigers Gaß zwischen Papieren. Sie wühlten in diesen und entdeckten unbegreiflicher Weise die Summe nicht, sie wurde gerettet. Und von jetzt an hatten wir Ruhe, und konnten uns besinnen.

Daß das preußische Heer nicht blos geschlagen, sondern zersprengt war, mußte uns einleuchten, und Stadt und Universität waren auf unbestimmte Zeit in der Gewalt der Feinde; unser ganzes zukünftiges Leben war auf eine furchtbare Weise verwandelt. Kein noch so wohl erwogener Entschluß der Vergangenheit hatte für die nächste Zukunft irgend eine Bedeutung. Aber noch war die nahe Gefahr, in der wir lebten, zu groß, um einen umfassenden Blick auf das, was uns bevorstand, zu werfen.

Es ist merkwürdig, wie eine plötzlich drohende Gefahr, die alle Einwohner einer Stadt auf gleiche Weise trifft, eine Stimmung hervorruft, die so ganz von der gewöhnlichen abweicht. Wie die Verzweiflung einen eigenen schneidenden Witz hat, einen Humor fürchterlicher Art, erkannte unter Allen Shakespear am tiefsten. Der furchtbare Untergang des Landes, die, wie es schien, rettungslose Zertrümmerung alles dessen, was uns heilig und theuer war, schwebte uns als eine dunkle Masse der mannigfaltigsten düsteren Vorstellungen vor der Seele; die Bande freundlicher heiterer Verbindung der Familien unter einander war zerrissen, und die unmittelbar Vereinigten konnten sich mittheilen; die nächsten Straßen und ihr Schicksal waren wie durch einen Abgrund von

einander getrennt. Dunkle Gerüchte von furchtbaren Greueln, wie die finstere Phantasie sie ausmalte, hatten diejenigen von der Gesellschaft, die sich auf die Straße wagten, vernommen, und die Nacht, die wir zusammen verlebten, erschien uns gefährlich. Denn in jedem Augenblicke glaubten wir Brand, Plünderung und den grauenhaftesten Mißhandlungen ausgesetzt zu sein.

Doch die Nacht war völlig ruhig vergangen, und wir erfuhren, wie grundlos unsere Angst gewesen war. Die plündernde Schwefelbande gehörte zur Avantgarde, sie mußte das wegziehende Corps verfolgen und verschwand schnell aus der ganzen Gegend. Bernadotte's geordnete Truppen besetzten die Stadt und man mußte die Zucht rühmen, die in seinem Corps herrschte.

Napoleon kam. Er bezog die Wohnung des Professor Meckel, eines der angesehensten Häuser der Stadt. Die Garde, in Parade aufgestellt, machte einen imponirenden Eindruck. Napoleon ritt an den Gliedern vorüber, und hielt, wie man versicherte, eine belobende Anrede an diese, seine geschätzten Truppen. Daß er gegen die Preußen besonders erbittert war, wußten wir. Halle war die erste preußische Stadt, die er besetzte, und während seine Truppen die fliehende Armee verfolgten, beschloß er, hier einige Tage auszuruhen. Ich war mit meiner Familie noch in der Schleiermacherschen Wohnung. Dort war ein Beamter des kaiserlichen Kriegsbureaus einquartiert, der natürlich die besten Stuben einnahm, so daß Schleiermacher mit seiner Schwester und seinem Freunde Gaß, so wie ich mit Frau und Kind, uns schlecht genug behelfen mußten. Keiner zog sich in dieser Zeit aus, Keiner hatte in der Nacht ein bequemes Lager, nur erschöpft und ermüdet schliefen wir wenige Stunden. Der Einquartierte, dessen Name mir nicht mehr erinnerlich ist, war höflich, ja verbindlich. Er versuchte es oft, ein Gespräch mit uns anzuknüpfen, und zwar ein in mancher Rücksicht bedenkliches; ja, da wir uns immer vorsichtig und zurückhaltend äußerten, wagte er es, Schleiermacher aufzufordern, einen Brief aufzusetzen, dessen Inhalt ein Angriff auf den preußischen Hof und die Regierung, und die Hoffnung,

welche die Einwohner auf die heilbringende Herrschaft des Kaisers gründeten, sein sollte. Daß ein Mann von Schleiermachers allgemein bekannter starker Gesinnung genöthigt war, eine solche Zumuthung mit Entrüstung abzuweisen, entsetzte mich. Daher ist es begreiflich, daß wir nicht ohne Sorgen waren. Der Beamte blieb aber höflich wie bisher. Einst sprach er unbefangen von dem grenzenlosen Ehrgeize des Kaisers. Es wäre, meinte er, seine Absicht, das römische Kaiserthum des Mittelalters, welches ja ursprünglich von Frankreich ausgegangen war, wieder zu begründen; wäre dieses ihm gelungen, dann würde er in einem langen Frieden das Glück der von ihm besiegten Völker befördern und pflegen. Die anerkannte Cultur der großen Nation würde alle Völker des Continents vereinigen, und es gäbe dann keine Gewalt mehr, die ihn bedrohen und den beglückenden Frieden stören könnte. Eine grenzenlose Erbitterung, ein, leider in diesem Augenblick hoffnungsloser Haß drohte fast laut zu werden, indem wir von einem deutschen Manne in deutscher Rede eine so verruchte Sprache hörten. Wir verließen das Haus nicht, wir vermieden es, so viel wir konnten, die verhaßten Feinde zu sehen. Napoleon blieb, irre ich nicht, drei Tage in Halle. Am zweiten Tage ritt er in glänzender Begleitung der Marschälle und Generale durch die Straße, in welcher wir wohnten. Der einquartierte Beamte forderte uns auf, den Zug zu betrachten. Schleiermacher und ich schlugen es aus, und nur nach wiederholten Bitten warfen wir einen flüchtigen Blick auf die Straße. Dieser war nicht hinreichend, um die Personen zu unterscheiden. Ich sah nur die etwas phantastische Kleidung Murat's. Napoleon habe ich nie gesehen. Der Beamte zeigte uns alle Personen, und schien unsere tiefe Verehrung und Bewunderung vorauszusetzen.

Am zweiten Tage des Aufenthaltes des Kaisers in dieser Stadt stürzte ein Studirender in grenzenloser Angst in unsere Wohnung. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich wirklich, wie der verzweiflungsvolle Schreck die Haare in die Höhe richtete.

Die Stimmung, die unter uns herrschte, konnte solch einen Schreck selbst in der drohendsten Gefahr nicht aufkommen lassen. Je mehr alle äußere Aussicht und Hülfe verschwand, je drohender die Verhältnisse um uns herum wurden, desto mehr stärkte sich, aller äußern Unwahrscheinlichkeit zum Trotz, die innere Zuversicht, die feste Ueberzeugung, daß das Heilige und Große, wie es in Deutschland keimte, die göttliche Macht, die in der Geschichte waltete, ein so herrliches Gut sein mußte, daß der rohe Fußtritt siegreicher Heere es nie vernichten konnte. In diesem Sinne wagte ich es auszusprechen, was von diesem Augenblick an auch das leitende Prinzip meiner ganzen Gesinnung wurde, so lange die Franzosen das Land besetzt hielten. Die Schlacht von Jena, behauptete ich, eben in diesen Tagen der Hoffnungslosigkeit, wäre der erste Sieg über Napoleon, denn er hatte die mit ihm im Bunde stehende Schwäche vernichtet, und von jetzt an in allen Preußen die innere großartige Erbitterung hervorgerufen, die sich endlich bewaffnen und siegen mußte. Die Gewißheit, daß ich seinen Sturz erleben würde, verließ mich nie.

Unter so allgemein drohenden Verhältnissen zeigen die Frauen nicht selten einen entschiedenen Muth, und obgleich der Zustand, in welchem der junge Mann erschien, eine furchtbare Nachricht erwarten ließ, war meine Frau doch über diese den Mann entstellende Angst empört. „Pfui," rief sie aus, „so darf ein muthiger deutscher Jüngling am wenigsten in einer Zeit, wie diese, erscheinen." Nur mit Mühe gelang es ihm, uns das zu berichten, was ihn so sehr in Schrecken gesetzt hatte.

Während Napoleon mit seiner glänzenden Umgebung in der Stadt herumritt, hatten die Studirenden sich unbefangen zugedrängt, ohne ihn zu begrüßen. Das ungenirte Wesen deutscher Burschen, die es nicht gelernt hatten, einem siegreichen Feinde demüthig und knechtisch eine erheuchelte Ehrfurcht zu bezeigen, mußte ihm unangenehm sein, ja bedenklich erscheinen. Ein Studirender, den er angesprochen, hatte ihn, gewiß mehr aus Verlegenheit als Geringschätzung, Monsieur genannt.

Nun sollte Napoleon sich geäußert haben über die feindliche Stimmung, die auf der Universität schon vor seiner Ankunft geherrscht habe. Er wollte wissen, daß mehrere Studirende sich gegen ihn bewaffnet hätten. In der That fand aber eine solche Gesinnung unter den Studirenden, die später eine so große und mächtige Bedeutung erhielt, noch gar nicht statt. Zwei adelige Jünglinge, die wahrscheinlich zwischen dem Entschluß, Militairdienst zu nehmen oder fortzustudiren, schwankten, waren der Armee gefolgt. Napoleon aber mochte glauben, daß die auf der Universität vereinigte Menge deutscher Jünglinge aus den besten Familien, eine, wenn auch nicht gefährliche, doch beschwerliche Aufregung im Rücken seines Heeres veranlassen könnte. Unbekannt mit der Einrichtung der deutschen Universitäten, meinte er, daß die Studirenden in sogenannten Collegien unter Aufsicht zusammenlebten, und zürnte, daß man sie hier nicht in diese eingesperrt habe. Jetzt hob er nun die Universität auf, und forderte, daß die Studirenden sämmtlich Halle verlassen und zu ihren Eltern zurückkehren sollten. Daß viele Studirende dadurch in die größte Noth geriethen, war natürlich; aber eine Furcht ergriff mehrere mit Entsetzen, und besonders schien der unglückliche junge Mensch von dieser durchdrungen zu sein. Man glaubte nämlich, daß die französischen Krieger, wenn die Studirenden zur Stadt herausgetrieben wären, die auf den Landstraßen waffenlos Herumirrenden ermorden würden.

In der Stadt war indessen Alles äußerlich ruhig. Das Concilium der Professoren versammelte sich, und wir erfuhren jetzt, daß die Fonds der Universität in Beschlag genommen waren. Aus Dessau war ein Schreiben von Berthier eingegangen, in welchem er uns die Ungnade des Kaisers bekannt machte. Die Gelehrten, hieß es, sollten sich um die Politik nicht bekümmern, sie wären nur dazu da, die Wissenschaften zu cultiviren und auszubreiten; die Halleschen Professoren hätten ihre Stellung verkannt, deshalb habe der Kaiser den Entschluß gefaßt, die Universität aufzuheben. Das ganze Corps der Universitätslehrer

war nun außer Thätigkeit gesetzt und die Meisten mit ihren Familien dem Mangel und der Armuth preisgegeben. Daß unter solchen Umständen fast alle von Entsetzen ergriffen waren, und daß die berathende Versammlung völlig rathlos zusammensaß, war begreiflich. Ich war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ein so ansehnlicher Verein von deutschen Gelehrten, unter Verhältnissen, wie diese, zwar der Gewalt weichen, aber auch sich würdig betragen müsse. Es kamen freilich nur vereinzelte Vorschläge zum Vorschein, die eine knechtische Gesinnung verriethen. Wir sollten, ward gesagt, uns über unsere Gesinnung rechtfertigen, wir sollten Napoleon zu überzeugen suchen, daß wir niemals eine feindselige Gesinnung gegen ihn geäußert hätten. Eine solche Versicherung von meiner Seite wäre eine Lüge gewesen. Wie unsere Gesinnung gegen den Feind vor der Besetzung der Stadt gewesen war, behauptete ich, ging den Feind nichts an; er habe über diese Gesinnung keine Rechenschaft zu fordern, wir keine abzulegen. Daß wir aber, seit wir in feindlicher Gewalt waren, Alles, was in unserer Macht stand, gethan hatten, um von Seiten der Studirenden Ruhe und geduldige Unterwerfung unter die siegende Gewalt zu veranlassen und daher keine Vorwürfe von Seiten der Sieger verdienten, durften wir freilich mit Wahrheit bekennen.

Der Schrecken der Einwohner ward noch vergrößert, als man erfuhr, daß der reiche Major v. Heide, der wohlhabende Senator Keferstein und der Professor Niemeyer als Geisel nach Frankreich geführt wurden. Man traf allerlei Anstalten, um sich von der Gesinnung der Einwohner zu überzeugen. Reil, dessen großartige und kühne Gesinnung sich offen und entschieden aussprach, besuchte mich öfters, nicht blos als Arzt. Einst trat er blaß, zitternd vor Wuth zu uns herein. Der berüchtigte Angriff auf die Königliche Familie war erschienen. Ich kann es nicht leugnen, die gewaltsame geschichtliche Bedeutung Napoleons, die früher mich zu ihm hingezogen hatte, als er aus Aegypten zurückkehrend, die Revolution überwältigte und Ordnung und Ge-

setz in Frankreich einführte, hatte Spuren der Hochachtung zurück gelassen. Ich haßte, aber bewunderte ihn zugleich; ja, daß eine so großartig mächtige Persönlichkeit bestimmt war, unser schlummerndes nationales Bewußtsein neu zu beleben, schien mir hoffnungsvoll und bedeutend. Von jetzt an, als ich die gemeine Gesinnung entdeckte, ward er mir inmitten seiner geschichtlichen Größe verächtlich. Daß die große Entwickelung des Geschlechts in ihrem Fortgange eine solche innerlich verpestete Gesinnung vernichten mußte, schien mir gewiß. Die mir eigene sanguinische Hoffnung verlor sich nie. Ich erlebe, behauptete ich unbefangen, Napoleons Sturz und Deutschlands Befreiung. Besonnene Männer, die mich so sprechen hörten, lächelten und glaubten wohl, daß ich nicht so klar wie sie das absolut Trostlose der in der Gegenwart vorliegenden Verhältnisse durchschaue. Und doch lag die absolute Hülflosigkeit aller europäischen Staaten des Continents, Frankreich gegenüber, einem jeden Menschen so nahe, daß wenig Scharfsinn dazu gehörte, sie zu entdecken.

Henrich Steffens.
(Was ich erlebte. Bd. 5)

14.

Flucht der Königin Luise von Preußen.

Als der König sich zum Heere nach Thüringen begab, schätzte seine Gemahlin sich glücklich ihn begleiten zu dürfen, entschlossen, ihn nicht eher zu verlassen, als bis er selbst es wünschen werde. Die Königin blieb bis zum 14. October früh im Hauptquartiere. Erst am Morgen des verhängnißvollen Schlachttages von Jena reiste sie nach Berlin zurück. Es fehlte an Pferden. Der General Rüchel ließ daher seine Bagagewagen ausspannen und die Pferde von denselben den Reisewagen der Königin vorlegen. Rüchel selbst berichtet darüber:

„Bei der wachsenden Gefahr bat ich (es war am Abend des 13. Octobers) die Königin inständigst, nur abzureisen und sich nicht in eine, bei den größten Vorsichtsmaßregeln dennoch nicht zu berechnende Verlegenheit zu versetzen. Gegen Anbruch des Tages fehlten noch die nöthigen Pferde, weil die Armee Alles zu dem Marsche gebraucht hatte; ich ließ Haussuchung nach Pferden halten und ersetzte die fehlenden durch meine eigenen Pferde, ließ die ersten Stationen die Königin durch ein Kavallerie-Kommando zur eigenen Sicherheit begleiten und verfügte mich nach dem Bivouac. Jemand bemerkte mir: man höre kanoniren."

Es waren die Kanonen der Jenaer Schlacht. Unter dem ersten fernen Donner der Geschütze verließ die Königin das Hauptquartier zu Weimar. Mit welchen Gefühlen hatte sie von

dem König Abschied genommen! Sie sah den Mann ihres Herzens, sie sah den Vater ihrer Kinder in eine Schlacht ziehen, die das Schicksal des Staats und ihrer Familie entscheiden sollte; sie sah ihn vielleicht zum letzten Male. Voll trüber Ahnungen ließ sie den König allein in den Gefahren zurück, welche sie so gern mit ihm getheilt hätte.

„Man hat die Königin getadelt,“ — heißt es in einem am 25. October 1806 von Weimar nach Berlin geschriebenen Briefe — „weil sie an diesem schrecklichen Tage, wo die Sterbestunde des preußischen Staates anbrach, noch mitten in der Armee war. Das ist zu hart! Die erlauchte Frau hatte sich nie um Staatsangelegenheiten bekümmert, bis der Kaiser Alexander sie von der Gefahr belehrte, die ihrem Hause und dem Staate drohte. Mochte die Gefahr erträumt sein oder nicht, gleichviel! Genug, diese Idee hatte ihre ganze Weiblichkeit aufgeregt; sie sah ihren Mann, den König, ihre Kinder, die Thronfolge, Alles, was ihr lieb und werth war, in Gefahr, sie bot daher Alles auf, dieser Gefahr zu trotzen und sie mit ihrem Manne zu theilen. — Deshalb ging die milde Königin zur Armee; deshalb war sie es, die am 13. October in Weimar zu Fuße in den Straßen sich den aufmarschirenden Truppen zeigte und durch ihren Muth, durch ihre Gegenwart begeisterte, was zu begeistern war!“

Der Unglücksbote mit der Kunde von der verlorenen Schlacht ereilte die Königin noch vor dem Thore Berlins. Sie hatte kaum Zeit, die nöthigen Kleidungsstücke einpacken zu lassen; am 17. October sandte sie die Königlichen Kinder nach Stettin voraus, am 18. folgte sie ihnen mit den anwesenden Prinzessinnen.

In Stettin traf die Königin mit dem Kabinetsrath Lombard zusammen; er hatte sich vor der ihn bedrohenden Volkswuth aus Berlin hierher gerettet und wurde auf ihren Befehl verhaftet. Man beschuldigte ihn, er stehe im geheimen Solde Frankreichs und habe den König und das Vaterland an Napoleon verrathen und verkauft. Seinen Ränken maß man es bei, daß das preußische Heer im vorigen Jahre, wo es sich mit Oesterreich und

Rußland gegen Frankreich schlagen sollte, so spät ins Feld gerückt und wieder heimgekehrt sei, ohne das Schwert aus der Scheide zu ziehen; auf ihn warf man die Schmach des Schönbrunner Vertrages, weil er, ein Sohn und Glückskind der französischen Kolonie zu Berlin, kein Herz habe für deutsche, für preußische National-Ehre! Er habe die Depeschen, in denen der König dem Kaiser von Rußland den Ausbruch des Krieges mit Frankreich meldete und Alexander als seinen Bundesgenossen zu Hülfe rief — er habe die Absendung dieser hochwichtigen Depeschen nach St. Petersburg durch den Oberst-Lieutenant Krusemark insgeheim um zwölf Tage verzögert, so daß die russische Armee, deren früheres Anrücken der Schlacht bei Jena entweder zuvorgekommen wäre oder doch wenigstens den Fortschritt des französischen Heeres gehemmt hätte, nicht rasch genug auf dem Kampfplatze habe erscheinen können, um den Sturz der preußischen Monarchie aufzuhalten.

Küstrin wimmelte bereits von Flüchtlingen. Edelleute, Beamte, Bauern aus der Nachbarschaft und die Vorstädter brachten ihre eilends zusammengeraffte Habe in die Festung. Wagen voll Möbel, Betten, Kisten und Kasten verstopften nicht selten die Straßen, und das Gewühl, der Wirrwarr des ersten Schreckens wuchs mit jedem Augenblick.

Die Königin kam Abends um zehn Uhr an, in Begleitung des Ministers von Hardenberg.

Den Tag nach ihrer Ankunft in Küstrin besichtigten der König und die Königin die Wälle der Festung. Die Königin, in einen einfachen Reisemantel gehüllt, ging mit gesenktem Haupte neben dem Könige her, in tiefem Gespräche mit ihm. Der Kommandant, Oberst von Ingersleben, folgte ihnen in kurzer Entfernung. Er sah sie in der Majestät ihres Unglücks, versprach die Festung bis auf's Aeußerste zu vertheidigen, und wenige Tage darauf überlieferte der pflicht- und ehrvergessene Feigling Küstrin den Franzosen, nachdem sogar sein Weib ihm

vergebens Muth einzureden gesucht, ihn flehentlich gebeten hatte, seine Familie nicht unglücklich zu machen.

Diese Ueberlieferung der Festung Küstrin, welche, an sich durch ihre Lage am Einfluß der sich hier zu einem See ausspannenden Warthe in die Oder und durch ihre sumpfige Umgebung schwer einnehmbar, mit Allem im Ueberfluß ausgerüstet war und Mundvorrath auf drei Monate hatte, war von einer so unerhörten Feigheit, daß Davoust, zu dessen Corps die auf Küstrin vorgehende Mannschaft gehörte, es anfänglich gar nicht glauben wollte, auf welche fabelhafte Weise diese wichtige Festung mit 2400 Mann Besatzung, 290 Geschützen und beträchtlichen Magazinen capitulirt habe. Der französische Marschall schämte sich, in seinem Berichte die auch dem Sieger wenig Ehre machenden Umstände näher anzugeben, unter denen Küstrin in französische Hände gefallen war. Nach dem Kriegsrecht sollte der Kommandant später wegen bewiesener Feigheit erschossen werden, der König milderte das Todesurtheil in lebenswierige Festungsstrafe.

In Deutschkrona, wo der König die Nacht zugebracht hatte, kam ein Officier der Stettiner Garnison an, welchen der Kommandant dieser Festung an den König sandte, um solchem die Uebergabe des Hohenloheschen Corps zu bestätigen und zugleich bei Seiner Majestät anzufragen: was er thun solle, wenn die Franzosen, die sich bereits in der Nähe des Platzes erblicken ließen, denselben zur Uebergabe aufforderten.

Nach einer solchen Anfrage konnte es im Grunde nicht weiter überraschen, daß der Befehlshaber in Stettin der Besatzung das Schießen verbot und diese Festung mit mehr als 5000 Mann, mit 281 Geschützen und mit Kriegsvorrath und Lebensmitteln im Ueberflusse schon am 29. October übergab — an einen Officier leichter Reiterei, so daß Napoleon damals an Mürat schrieb:

„Da Ihre Husaren Festungen einnehmen, so habe ich nichts mehr zu thun, als mein Geniecorps abzudanken und meine schwere Artillerie einschmelzen zu lassen!“

Auch Magdeburg, die Hauptfestung Preußens, deren Verlust die Königin niemals hat verschmerzen können, wurde bereits am 8. November nicht minder schandbar dem Feinde überantwortet, nachdem dessen Sendlinge schon vorher bei dem altersschwachen Gouverneur von Kleist Nachtquartier gemacht und die gastfreundlichste Aufnahme gefunden hatten!

Diese Schreckensnachrichten — wie Donnerschläge folgten sie auf einander und warfen eine feste Burg, ein Bollwerk des Staates nach dem andern in den Staub der von dem fremden Eroberer zertretenen vaterländischen Erde. Was Luise bei dem, alle Dämme der Hoffnung niederreißenden Einbruche dieses unermeßlichen Unglücks fühlte: welche Feder vermöchte das inniger, seelenvoller und wahrhaftiger zu beschreiben, als die Königin selbst es beschrieben hat in jenen unvergleichlichen Briefen an ihren Vater.

Aber — und das ist es wesentlich, was die unsterbliche Königin vor Allen hochstellt in der Geschichte nicht nur Preußens, sondern des ganzen großen Deutschlands, zu dessen glorreicher Wiederbefreiung Preußen später im begeisterten Andenken an Luise den weltgeschichtlichen Anstoß gab von Breslau bis nach Paris — je tiefer ihr Herz unter der Wucht dieses eisernen Verhängnisses gebeugt wurde, desto erhabener richtete sich ihr Geist auf, und während rings um sie Alles den Kopf zu verlieren schien und sogar in der nächsten Umgebung des Königs schon dringende Stimmen laut wurden: sich dem zügellosen Sieger auf Gnade und Ungnade zu ergeben, da war es das ursprünglich so weich geschaffene Gemüth der Königin, welches fast allein von Allen noch festen Muth und unerschütterlichen Widerstand offenbarte.

Das bezeugt der mit den Verhältnissen innig vertraute Freiherr von Schladen, indem er wörtlich schreibt:

„Leider habe ich Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß alle die Personen, welche in diesem Augenblicke auf die Entscheidung unseres Herrn Einfluß haben können, sich sehr wenig

vom Erfolge eines längern Widerstandes versprachen, und daß ohne irgend eine Ausnahme Alle geneigt sind, dem König zu rathen, sich allen, selbst den härtesten Bedingungen Frankreichs zu unterwerfen!"

Aber während alle Männer in des Königs Nähe schier verzagten und verzweifelten, hielt allein die königliche Frau noch Glauben. Und mit einer Größe der Seele, die Schladen über jedes Ereigniß erhaben fand, äußerte sie sich gegen ihn über das Unglück des Vaterlandes und über die Menschen, die dazu beigetragen hatten: „Nur feste Ausdauer im Widerstande könne uns retten!" Auch war sie der Ueberzeugung, man müsse die Bestätigung des Waffenstillstandes verweigern, den Napoleon hatte anbieten lassen unter der Bedingung: daß ihm das ganze Land am linken Ufer der Weichsel überlassen werde bis zu einem allgemeinen Frieden, ohne sich jedoch seinerseits über die Rückgabe der ihm auf diese Art zu übergebenden Länder im Geringsten verpflichten zu wollen.

Die Kapitulation bei Prenzlau war indessen die Losung zu allen andern Kapitulationen. „Der Fürst Hohenlohe hat sich mit der Armee ergeben," sagte sich jeder einzelne Befehlshaber, „was will ich machen?" — Sie überlieferten die Festungen des Staates. „Der König hat keine Armee mehr, was helfen ihm die Festungen?" dachte jeder pflichtvergessene Kommandant. Sie pflanzte den Kleinmuth in alle Herzen; sie streute die Vorstellungen von Verrath unter das Volk und verbreitete den jede Thatkraft lähmenden Gedanken: daß doch Alles verloren sei; daß Preußen doch nicht mehr geholfen werden könne, anstatt daß eine mannhafte Vertheidigung, und wäre selbst Vernichtung ihr Ende gewesen, einen jeden Preußen mit Muth und Bewunderung erfüllt und seine Wuth gegen den verhaßten Feind entflammt haben würde. Denn gleichwie eine große mannhafte That fortwirkend Größeres erzeugt und aus Männern Helden macht, so sind auch mit der Vollbringung einer schwächlichen That deren Folgen nicht abgeschlossen, sie bleibt verdammt, fortwährend Mattes und Schwaches

zu erzeugen; sie wirkt wie ein schleichendes Gift und macht Männer zu Weibern.

Aber während Männer zu Weibern wurden, und die französische Heereswoge immer höher ging um das immer tiefer sinkende preußische Staatsschiff, da war es die königliche Frau, da war es Luise, die mit dem Muthe eines Helden den Zagenden zurief: „Ihr Kleingläubigen, warum seid Ihr so furchtsam?" — Sie wußte, daß nur Der verloren ist, der selbst sich verloren giebt.

Nur Eines brachte sie für den Augenblick außer Fassung: die nichtswürdige Verleumdung, mit der Napoleon sie, die Reine, in französischen und deutschen Schmähungen verfolgen ließ. Was sie unter dem ersten Eindrucke dieser unerhörten Kränkungen gelitten hat, das bekundet der Freiherr von Schladen, der unterm 14. November schreibt:

„Ich erfuhr leider heute wieder, daß Ihre Majestät die Königin sich in der höchsten Aufregung befindet, da man so unbesonnen war, ihr schonungslos alle die schmutzigen Verleumdungen mitzutheilen, welche Napoleon allenthalben gegen sie verbreiten läßt, und die auf seinen Befehl öffentlich in Berlin gedruckt worden sind. Mit strömenden Augen wiederholte die erhabene Frau jene Ausdrücke dieser Schmähschriften.

„Nein," rief sie aus, „ist es diesem boshaften Menschen nicht genug, dem Könige seine Staaten zu rauben, soll auch noch die Ehre seiner Gemahlin geopfert werden, indem er niedrig genug denkt, über mich die schändlichsten Lügen zu verbreiten?"

Sie vergegenwärtigte sich ihr vergangenes Leben, sie prüfte den Schlag ihres Herzens, sie fragte die Stimme ihres Gewissens, und ihre reine Seele fühlte sich erhaben über jede Schmähung der Lüge, erhaben über jede Lästerung der französischen Siegestrunkenheit. Nur auf Augenblicke regte sich in ihrem frommen Gemüthe der Zweifel: ob das, was sie bisher für das Rechte gehalten hatte, denn auch wirklich das Rechte gewesen sei, und ob der auch von ihr gut geheißene Widerstand gegen Napoleon nicht als ein vermessener Trotz erscheine gegen das Schicksal, von dem ihr

Haus, ihr Land, ihr Volk immer furchtbarer heimgesucht wurde. In diesem kurzen Seelenkampfe, auf den bald wieder ein innerer Friede folgte, erinnerte sie sich des rührenden Gesanges aus Goethes Wilhelm Meister, und sie schrieb in ihr Tagebuch:

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein
Und laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Ortelsburg, den 5. Decbr. 1806.

Von Ortelsburg begaben sich der König und die Königin nach Wehlau, und dann weiter nach Königsberg in Preußen. Jede Nachricht, die sie aus den verschiedenen Theilen der Monarchie erhielten, war eine neue Unglücksbotschaft. So vielen Leiden erlag die Gesundheit der Königin; sie erkrankte an einem Nervenfieber, und vierzehn Tage lang schwebte ihr Leben in der augenscheinlichsten Gefahr. Sie fing eben an sich zu bessern, als nach dem Treffen bei Pultusk und Golymin und dem Gefecht bei Soldau die französische Armee auf Königsberg anrückte; es schien gewagt, die Kranke länger hier zu lassen. An einem trüben, feuchten Wintertage, gegen Ende des Monats December, wurde sie, in ihrem Wagen liegend und in Betten eingehüllt, über den Strand gebracht, nach Memel. Gelassen unternahm sie diese zweitägige Fahrt, ohne Klage gegen ein Schicksal, das ihr so unabänderlich als unbegreiflich schien, und im Vertrauen auf Den, ohne dessen Willen auch nicht ein Haar seiner Kinder gekrümmt werden kann. Die Reise schien, ungeachtet ihrer Beschwerlichkeit, wohlthätig auf sie zu wirken, und sie erholte sich viel schneller, als man gehofft hatte. Der König und die königlichen Kinder, so wie die Prinzessinnen der königlichen Familie folgten der Königin, und Memel wurde nun der Sammelpunkt

für die kleine Schaar derjenigen Krieger, die so glücklich gewesen waren, nicht in die Gewalt des Feindes zu fallen, oder Mittel und Wege gefunden hatten, sich aus der Gefangenschaft zu befreien. Nicht allein Wünsche, auch Hoffnungen strahlten wieder auf und erhellten auf Augenblicke die finstere Gegenwart, um so mehr als aus den verschiedenen Provinzen des Königreiches, ungeachtet sie in der Gewalt des Feindes waren, die rührendsten Beweise der Treue sich den Weg zu dem König und der Königin bahnten. Auch die Bewohner Preußens und Litthauens wetteiferten in Bethätigung ihrer festen Anhänglichkeit! bald waren Friedrich Wilhelm und Luise unter ihnen wie Vater und Mutter im Kreise ihrer sie liebenden und ehrenden Kinder.

So verging die Zeit bis zu dem Treffen bei Mohrungen und der Schlacht von Eylau. In der letzteren gab der kleine Theil des preußischen Heeres, welcher sie mit schlug und sie entschied, neue Beweise todesmuthiger Tapferkeit. Zwar schrieb Napoleon sich den Sieg zu; doch erlitt er so große Verluste, daß sie ihn zu einem Frieden mit Preußen geneigt machten. Er sandte einen seiner Generale an den König, und dieser hätte einen unter dem damaligen Gesichtspunkte vielleicht sehr vortheilhaften Frieden schließen können, wenn er sich von seinem Bundesgenossen, dem Kaiser Alexander losgesagt hätte. Aber dazu wollte der rechtliche und biedere Sinn des Königs sich nicht verstehen.

Das französische Heer suchte sich in Westpreußen und einem Theile von Ostpreußen, wohin Napoleon dasselbe zurückgezogen hatte, zu erholen. Napoleon selbst beschäftigte sich in seinem Hauptquartiere zu Finkenstein mit Ausbreitung seiner Macht in Europa und vorzüglich in Deutschland. Noch andere deutsche Fürsten traten dem Rheinbunde bei und verstärkten durch ihre Truppen die Streitkräfte Frankreichs. Inzwischen war der Kaiser Alexander bei seinem Heere eingetroffen und hatte es mit neuem Muthe beseelt; man bereitete sich zu neuen Kämpfen. Der Kaiser und der König hatten zusammen ihr Hauptquartier in Bartenstein. Die Königin kehrte nach Königsberg zurück. Dort

versammelten sich Alle um sie, welche durch die Hoffnung einer besseren Zukunft aufrecht gehalten und solche durch gemeinsames Wirken heraufzuführen trachteten.

Aber nur von kurzer Dauer sollte diese Zeit stärkender Hoffnung sein; neue und große Leiden harrten der Königin. Napoleon hatte seine Streitkräfte wieder beträchtlich vermehrt; zwei wichtige preußische Festungen, die sich bis dahin mit Ehren gehalten, Danzig und Neisse, fielen, und die Bewegungen des feindlichen Heeres ließen neuerdings für Königsberg fürchten. Die Königin begab sich in den ersten Tagen des Monats Juni wieder nach Memel, in die Arme ihrer dort zurückgebliebenen Kinder. Der König kam gleichfalls nach Memel und wollte von dort zur Armee zurückgehen, da vernichtete die Schlacht von Friedland am 14. Juli alle Hoffnungen. Sie war in ihren Folgen eine zweite Schlacht von Auerstädt. Ein Theil des französischen Heeres rückte in Königsberg ein; Napoleon selbst verlegte sein Hauptquartier nach Tilsit, an die Ufer des Niemen, die der Kaiser Alexander räumen mußte. Um diese Zeit schrieb die Königin an ihren Vater:

„Es ist wieder auf's Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns — der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sclavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. — Doch zur Sache. —

Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reichs muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr. als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann."

Dem Abschlusse des Waffenstillstandes von russischer Seite folgte am 25. Juni 1807 eine persönliche Zusammenkunft zwischen den beiden Kaisern auf der Memel, und den Tag nachher hatte auch der König eine Unterredung mit Napoleon. Tilsit wurde für neutral erklärt, die Stadt in drei Hauptquartiere abgetheilt und jedes derselben mit den Garden des darin wohnenden Monarchen besetzt. Der König hatte ein enges Haus inne, eine unbequeme Treppe von mehreren Stufen führte hinauf.

Die Friedensunterhandlungen begannen, und Napoleon zeigte dabei eine heftige Erbitterung gegen Preußen. Denn der König hatte sich nicht überwinden können, sich vor dem durch Schmeicheleien verwöhnten Sieger zu schmiegen. Der gerade Sinn Friedrich Wilhelms fühlte sich empört durch den Mißbrauch, den der französische Kaiser mit seinem Glücke und seiner Macht trieb: der König begegnete dem höhnenden Uebermuthe Napoleons mit einem edlen Stolze, welcher dem Unglücke so wohl ansteht. Das verdroß den Kaiser, verletzte seine Eitelkeit, und er verbarg seine gereizte Stimmung nicht.

Da glaubte man in der Umgebung des Königs, daß die Gegenwart der Königin im Hauptquartiere die Unterhandlungen erleichtern und zu minder harten Friedensbedingungen führen könne. Napoleon selbst wünschte sie kennen zu lernen. Sie wurde eingeladen, und sie kam. Mit der Ergebung eines frommen Gemüthes, das sich willig einer höheren Bestimmung fügt, trat sie die Reise nach dem Hauptquartiere an.

Eine gewöhnliche Frau hätte es unter ihrer Würde gehalten, gleichsam als eine Bittende vor einem Manne zu erscheinen, der sie persönlich so beleidigt hatte. Aber die Königin hatte durch die Erhabenheit und Reinheit ihres Charakters das Recht zu glauben, daß ihr Anblick allein ihren Feind beschämen und in ihm das Gefühl erwecken würde, wie sehr er sie verkannt habe. Ihr schönes Gemüth hatte keine Ahnung davon, daß es Menschen gebe, welche ihre Beleidigungen zu vergrößern trachten in dem Grade, als es ihnen an Edelmuth fehlt, ihr Unrecht anzuerkennen, und an Eigenschaften, es wieder gut zu machen. Sie konnte nicht voraus sehen, daß ihre Reise nach Tilsit den edlen Zweck ganz verfehlen würde. Die Königin, indem sie als Gattin, als Mutter ihrer Kinder und ihres Volkes sprach, glaubte ohne Verletzung ihrer Würde, wie eine Fürbittende vor den französischen Kaiser treten zu können. So schwer auch diese Aufgabe für sie war, die Liebe und der Eifer für das Gute, welches sie zu erlangen hoffte, besiegten jede Abneigung gegen diese Reise, und ein Herz, wie das ihrige, durfte wohl einen günstigen Erfolg von diesem Schritte höchster Selbstverleugnung hoffen.

Wie sich die Königin zu dieser Reise bestimmt, und was sie auf dem Wege von Memel nach Tilsit empfunden hat, das offenbart ihr Tagebuch, in welches sie unter Anderm schrieb:

„Welche Ueberwindung es mich kostet, das weiß mein Gott; denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig

gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert. Opfer zu bringen bin ich gewohnt."

Die Königin traf am 4. Juni Abends in Puctupöhnen ein, einem Dorfe jenseit Tilsit, wo der König wohnte. Am 6. kam der französische General von Caulaincourt, Herzog von Vicenza, um sie im Namen seines Kaisers zu bewillkommnen. Napoleon ließ sie fragen: ob Ihre Majestät ihm wohl die Ehre erzeigen wolle, ein Mittagsmahl anzunehmen. Er werde sich selbst zu ihr begeben, um ihr nach ihrer Ankunft in der Stadt den ersten Besuch zu machen. Die Königin sagte zu. Sie fuhr in einem achtspännigen Staatswagen unter dem glänzenden Geleite französischer Garde-Dragoner nach Tilsit und wurde in der Stadt mit allen Ehren empfangen.

Eine Stunde nach ihrer Ankunft nahte Napoleon mit einem großen Gefolge. Er ritt einen kleinen arabischen Schimmel, und Generale hielten ihm den Steigbügel, als er abstieg. Der König und die Prinzen kamen ihm bis unten an die Haustreppe entgegen. Der Kaiser hatte eine kleine Reitpeitsche in der Hand, nahm den Hut ab, grüßte rechts und links und ging sogleich zur Königin hinauf. Der König nahm unten die Prinzen, Marschälle und Generale im Gefolge Napoleons an.

Den ersten Augenblick eines solchen Besuches würdig zu bestehen, war für die tief gekränkte Königin keine leichte Aufgabe. Mit einer großen Feinheit des Verstandes und desjenigen Taktes, wie ihn nur ein edles Gemüth treffen kann, empfing sie den Kaiser; sie bedauerte, daß er eine so unbequeme Treppe zu ihr hinaufzusteigen genöthigt gewesen, und erkundigte sich, wie das nördliche Klima während des Winters seiner Gesundheit bekommen sei. Weiterhin kam sie auf den Beweggrund zu dieser Reise zu sprechen: sie sei hier, um ihn zu bewegen, Preußen einen leidlichen Frieden zu bewilligen. Der Erfolg hat gelehrt, wie diese Aeußerung aufgenommen wurde. Großmuth kannte Napoleon nicht, und die Verwendung einer edlen Frau zu einem edlen Zwecke blieb fruchtlos bei ihm.

Es würde schwer und beinahe unmöglich sein, eine Auswahl zu treffen unter den verschiedenen Fragen und Gegenständen der Unterhaltung, die Napoleon gleichsam nur hinwarf, als wolle er absichtlich in Verlegenheit setzen. Sie zeugen alle von seinem Uebermuth, von seiner Gemüthlosigkeit und dem gänzlichen Mangel an sittlicher Würde, während die Antworten der Königin ihren edlen und richtigen Sinn offenbaren. Napoleon that unter andern unzarten Fragen auch diese:

„Aber wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen?"

Und es lag in dem Tone, mit welchem diese Worte gesagt wurden, etwas Geringschätzendes.

„Sire," antwortete die Königin, „dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben."

Diese Antwort der Königin wurde von Talleyrand, der als französischer Minister bei dieser Unterredung zugegen war, gleich nachher weiter erzählt und ging so, zur Ehre der Königin, von Mund zu Munde.

Auch verlautete damals: Talleyrand, den Eindruck der geistvollen, edlen Erscheinung der Königin auf Napoleon fürchtend, habe seinen Kaiser an die vorgenommene Strenge mit den Worten erinnert:

„Sire! Soll die Nachwelt sagen, daß Sie einer schönen Frau wegen Ihre größte Eroberung nicht gehörig benutzt?"

Die Unterredung zwischen der Königin und Napoleon dauerte wohl eine Viertelstunde. Zu Mittag aßen der König und die Königin bei dem Kaiser; er empfing dieselbe am Wagenschlage, und sie saß bei der Tafel zur Rechten, ihr Gemahl zur Linken Napoleons. Dieser wollte den König über die zugemuthete Aufopferung alter, angestammter Provinzen trösten, indem er solche Verluste unter die gewöhnlichen Wechselfälle des Krieges zählte. Dagegen sprach der König, wie es ihm in seinem Schmerze um's Herz war, und gab dem übermüthigen Kaiser zu verstehen: „daß er, Napoleon, sich leicht über dergleichen hinwegsetzen könne;

denn er wisse nicht, was es heiße, angestammte Länder zu verlieren, in denen die theuersten Erinnerungen der Jugend Wurzel gefaßt, und die man so wenig vergessen könne, als seine Wiege."

„Was Wiege!" rief Napoleon spöttisch auflachend. „Wenn das Kind ein Mann ist, hat es keine Zeit mehr, an die Wiege zu denken."

„Doch, doch," antwortete der König mit rücksichtsloser Offenheit dem Sieger. „Seine Jugend kann man so wenig vergessen als verleugnen, und ein Mann von Herz wird sich dankbar der Wiege erinnern, in der er als Kind lag."

Daß solche treffende Bemerkungen nicht dazu beitrugen, den durch Schmeicheleien, in die selbst der Kaiser Alexander einstimmte, verwöhnten Eroberer für den König einzunehmen, leuchtet ein. „Es war dem König nie möglich, zu heucheln," schreibt Hippel. Daher er auch seinen persönlichen Unmuth gegen Napoleon nicht verbarg und den Frieden, durch Alexander vermittelt, mit einer dem Uebermuthe des Siegers fast trotzenden Kälte annahm. Selbst von bedeutenden französischen Officieren, Augenzeugen der Begegnung zu Tilsit, hörte man häufig die Worte: „daß der König sich gegen den Sieger als König betragen."

Von der Zusammenkunft der Königin, die auch er als eine der schönsten Frauen ihrer Zeit schildert, mit dem Kaiser der Franzosen, schreibt Thiers: „Die Stärke des Charakters und des Geistes dieser Fürstin machte sich in der Unterhaltung bald fühlbar, so daß selbst Napoleon dadurch in Verlegenheit gesetzt wurde, der es sich angelegen sein ließ, sich, während er sich in Beweisen der Achtung und Artigkeit gegen sie erschöpfte, kein einziges Wort entschlüpfen zu lassen, welches ihn hätte binden können."

Napoleon bot, wie damals erzählt wurde, beim Abschiede der Königin eine Rose von seltener Schönheit an. Sie schien erst geneigt diese Gabe ablehnen zu wollen, besann sich jedoch und nahm sie mit den wie eine Bedingung lautenden Worten: „Zum Mindesten mit Magdeburg." — Aber Napoleon war,

wie er selbst sich dessen zu Josephine rühmte, solchem weiblichen Zauber eben so undurchdringlich, wie das Wachstuch dem Wasser, und er antwortete unziemlich: „Belieben Ew. Majestät zu bedenken, daß ich es bin, der darbietet, und daß Ew. Majestät nur anzunehmen haben.“

Am 9. Juli um Mitternacht wurde der Friede zu Tilsit unterzeichnet, und am 10. verließ die Königin mit dem König Puctupöhnen, um nach Memel zurückzukehren.

„Der Friede ist geschlossen,“ schrieb die Königin in diesen Tagen, „aber um einen schmerzlichen Preis: unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Princip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen.“ Und im Frühjahr 1808 schreibt sie an ihrem Vater:

„Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig.

Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. — Das siehet Niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: das muß auch bei uns anders werden. Auch das Beste

und Ueberlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen, und der Feind blieb im Vortheil. Von ihm können wir Vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.

Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Throne ist. Fest und ruhig ist allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Er ist von seinem Glücke geblendet, und meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maaß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Die hoffen, wünschen und erwarten alle bessere Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist Alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem bessern Ziele hin Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Aber ich finde Trost, Kraft und Muth und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch.

Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden."

So lautet aus jener Zeit der Trübsal das rührende Vermächtniß der edlen unvergeßlichen Frau, die in frommer Zuversicht den Tag der Auferstehung ihres Vaterlandes voraussah, ihn aber nicht erleben sollte.

Friedrich Adami.
(Luise, Königin von Preußen.)

15.

Preußen nach dem Frieden von Tilsit.

Als Preußen im Jahre 1806 den Krieg gegen Frankreich unternahm, befand es sich auf der Höhe seiner Macht. Es besaß 6235 Quadratmeilen Landes (mit dem Kurfürstenthum Hannover) mit über 10 Millionen Einwohnern, daher betrug seine damalige Ausdehnung fast 1200 Quadratmeilen mehr als gegenwärtig und ein beträchtlicher Theil hatte die ganz unschätzbare Lage an der Nordsee. Es hatte eine zahlreiche wohldisciplinirte Armee und als man sich zum Kriege entschloß, glaubte man, daß auf diesem Heere noch immer der Geist des großen Friedrich ruhe. Wenn man in dieser Beziehung, wie sich nachher zeigte, im Irrthum war, so vergaß man zugleich, daß Preußen keinen compacten, engverbundenen, historisch vereinten Staat bildete, daß ein großer Theil des Landes nur gezwungen zu ihm gehörte, daß bei der fast durchgängigen Erbunterthänigkeit des Bauern unter dem Adel, bei dem Druck der Städte unter ihnen fremden Obrigkeiten, bei der Bevormundung des Volks durch eine allmächtige Verwaltung kein Volksgeist vorhanden war, daß ein Volk in Preußen eigentlich noch gar nicht bestand, sondern dieses nur durch den Adel vertreten wurde, mit einem Wort: daß der Rost des Mittelalters auf dem Lande lag; daß das Heer, von einer brutalen und entehrenden Behandlung

niedergehalten, zur Hälfte aus Söldnern bestand, denen der Ausgang des Krieges ziemlich gleichgültig war, daß man in 11 Jahren keinen Krieg gehabt, daß die Generale und Befehlshaber alt, die Officiere, wiewohl von den höchsten Ansprüchen, doch größtentheils ohne Kenntnisse und im Verhältniß zu den französischen ohne hinlängliche Kriegserfahrung waren. Man bedachte nicht, daß Frankreich durch die Revolution das ganze Mittelalter abgeschüttelt hatte, daß dort ein reger Pulsschlag nationalen Lebens jeden Einzelnen bewegte, daß eine lange Reihe glänzender Siege in drei Welttheilen das französische Heer zu einer nie gekannten Höhe erhoben hatte. Man schlug das große Genie Napoleons, die Leistung seines sieggewohnten Heeres, viel zu gering an und verließ sich zu sehr auf den Beistand Rußlands. Der Ausgang konnte kaum zweifelhaft sein; aber Niemand hatte einen so schrecklichen vorausgesehen. Nach einer verlornen Schlacht stob das Heer auseinander und Jedermann verlor den Kopf. Entmuthigt ergab sich der letzte Kern des fliehenden Heeres bei Prenzlau fast auf freiem Felde nur an feindliche Reiterabtheilungen, ein anderer, der sich zur Meeresküste retten wollte, wurde bei Lübeck von Uebermacht eingeholt und, wenn auch nach theilweiser muthiger Gegenwehr, gefangen. Noch andere Abtheilungen, zum Theil von mehreren Tausenden, capitulirten zwischen Prenzlau und Stettin ohne allen Widerstand. Schließlich fielen die Hauptfesten Magdeburg, Stettin, Cüstrin auf die erste Aufforderung, ohne einen Tropfen Bluts, in die Gewalt des Feindes. Ueberall nur Feigheit und Bestürzung. Eiligst floh ein kleiner Rest des Heeres, oder wer dem Feinde einzeln entrann, über die Weichsel, wohin der Feind folgte. Rußland nahm hier den Kampf auf. Anfangs wurde unentschieden, dann unglücklich gestritten; wofür die heldenmüthige Vertheidigung von Colberg durch den damaligen Major von Gneisenau und die feste Haltung von Graudenz nicht entschädigen konnten. Ganz Preußen, mit Ausnahme weniger Puncte, kam in die Gewalt des Feindes und das Geschick

dieses Staats war gänzlich in seiner Macht. — Napoleon rief auch die Polen in die Waffen, versprach die Herstellung eines polnischen Reichs und ein französisches Heer rückte in Warschau ein.

Der Friede zu Tilsit konnte für Preußen nicht anders als mit den größten Verlusten verbunden sein. Es verlor alle seine Besitzungen westlich der Elbe, also auch Magdeburg. An Sachsen mußte es den Cottbusser Kreis abtreten. Es verlor ferner alle in den Theilungen Polens erhaltenen Lande. Zwar behielt es Westpreußen, doch wurde davon der südliche Theil mit der Festung Thorn abgenommen und Danzig mit einem Gebiet von 2 Meilen im Umkreise wurde ein Freistaat. Preußen mußte die Festungswerke von Breslau, Brieg und Schweidnitz schleifen und dem Continentalsysteme beitreten. Endlich wurde die Bezahlung einer Kriegssteuer, wodurch die Kosten der französischen Feldzüge gedeckt werden sollten, gefordert. Aus dem abgetretenen polnischen Theile bildete Napoleon mit 2778 Quadratmeilen und 3,770,000 Einwohnern das Herzogthum Warschau, welches er dem Könige von Sachsen verlieh. Ein Stück davon, das Departement Byalystock, 100 Quadratmeilen groß, scheute sich der treue Bundesgenosse Preußens, Kaiser Alexander, auf dessen verheißene Unterstützung der König nur den großen Kampf begonnen hatte, nicht, als Geschenk vom Sieger anzunehmen. Uebrig behielt Preußen nur 2780 Quadratmeilen mit 4,560,000 Einwohnern, wodurch es zu einer Macht dritten Ranges herabsank. Napoleon aber fügte noch den Hohn hinzu: es geschehe die Rückgabe dieser Länder nur aus Achtung gegen den Kaiser Alexander von Rußland.

Mit Blitzesschnelle war das ungeheure Unglück in weniger als Jahresfrist hereingebrochen. In Macht und Herrlichkeit hatte König Friedrich Wilhelm III. das noch vermehrte Erbe des großen Friedrich angetreten. Jetzt erst 36 Jahr alt und seit einem Decennium mit der schönsten und liebenswürdigsten Fürstentochter Deutschlands vermählt, hatte er das höchste Glück der Ehe mit dem Glanz des Thrones vereint genossen und

stets den redlichen Willen gezeigt, sich dem Wohle seines Volkes zu widmen. Das Verhängniß der Zeit kam über ihn. Meist von Ungeschick, Bestürzung, Kleinsinn und Verrath umgeben, wurde er von seiner Höhe herabgestürzt und mit wenigen Getreuen fand er kaum eine sichere Zuflucht in seiner äußersten Grenzstadt Memel. Es gehörte eine starke Seele dazu, durch so viel Unglück nicht entmuthigt zu werden. Friedrich Wilhelm hatte diese starke Seele, er war gebeugt aber nicht entmuthigt. Er hatte dem allgemeinen Drange, wider seine volle Ueberzeugung, sich selbst mißtrauend, nachgegeben, hatte nach seiner Meinung einen ehrlichen Krieg angefangen und war in demselben überwältigt worden. Rein von Sitten, tief religiös, edel und rechtlich von Grund aus, nahm er sich vor, was da kommen würde standhaft zu ertragen, thätig das Seine zu verrichten, nichts zu thun oder einzugehen, was gegen die Ehre wäre, und sein Vertrauen auf eine höhere Lenkung zu setzen. Er hatte den rein menschlichen und doch so beglückenden Trost, den nicht Viele besitzen, daß eine holdselige Gemahlin, die nun schon Kummer und Thränen reichlich kennen gelernt, ihm immer lindernd zur Seite war und im Unglück die ganze Spannkraft entfaltete, der ein hochbegabtes edles Weib fähig ist. Auch ein edler Freund, den er verdiente, stand ihm zur Seite, sein treuer Köckritz. — Napoleon, in der Fülle des Siegesglanzes, erwartete bei der Zusammenkunft in Tilsit einen Flehenden oder Schmeichelnden zu finden, der den Zorn des Siegers zu versöhnen und ihn zu möglichster Mäßigung zu stimmen bemüht sein würde. Er fand allerdings einen Gebeugten, aber einen Mann, nervig und kräftig, der persönlich den Weltgebieter fast um eines Kopfes Höhe überragte, ernst, wortkarg, trocken, seiner hohen Würde keinen Augenblick vergessend. Der Erbe von vier Königen und von Friedrichs Ruhm verstand nicht zu flehen und zu schmeicheln. Die beiden Männer von so verschiedener Anlage des Charakters, der Denkungsart, der Naturgaben, konnten sich gegenseitig nicht verstehen, konnten nimmer einander

trauen. — Der Friede war geschlossen, aber eine Erleichterung der Noth kam nicht, vielmehr übersah man jetzt erst die Trümmer, in welche der Staat gefallen war. Noch stand der Feind im Lande, noch zehrte er auf dessen Kosten und forderte von dessen erschöpften Kräften eine ungeheure Kriegssteuer. Er wollte das Land nicht verlassen, bevor nicht ein Theil derselben entrichtet und für das Uebrige sichere Bürgschaft geleistet sei. Bald fand man, daß dies die schwerste der Bedingungen des Tilsiter Friedens sei.

Man mochte anfangs preußischerseits den Betrag für nicht so hoch geschätzt haben, nun rechnete der französische Armee-Intendant Graf Daru bei dem Liquidationsgeschäft in Berlin die ungeheure Summe von 154½ Millionen Franken heraus. Die preußischen Staatsmänner erstarrten bei dieser Forderung. Nach endlosen Verhandlungen wurde sie auf 129 und zuletzt am 10. März 1808 auf 112 Millionen Franken festgesetzt. Die Festsetzung war nur vorläufig, noch fehlte die Bestätigung des Kaisers.

Noch immer war diese Forderung so hoch, daß es preußischerseits für unmöglich erachtet wurde, sie abzutragen. Der König sandte daher seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, nach Paris, um einen Nachlaß an derselben zu bewirken und den französischen Kaiser überhaupt zu einer Linderung des Geschicks von Preußen zu stimmen. Die Wahl des Botschafters konnte dem Zwecke nicht besser entsprechen. Dieser Prinz, männlich-schön, tapfer, gewandt, hat von jeher eine seltene Gabe besessen, für sich einzunehmen und die Herzen zu gewinnen. Aber die kalte und strenge Aufnahme desselben in Paris schlug nicht allein alle Hoffnung nieder, sondern gab den größesten Befürchtungen Raum. Man eröffnete dem Prinzen, daß Frankreich nicht allein die ganzen Rückstände der Kriegssteuer fordere, sondern sich auch der gesammten Staatseinkünfte über den Tilsiter Friedensschluß hinaus bemächtigen werde, um sich die Gewähr seiner Forderung zu sichern. Bis Preußen seine Verpflichtungen erfülle, werde

das französische Heer im Lande bleiben. Es wurde selbst das fernere Bestehen des preußischen Staats ganz offen in Frage gestellt und dem Prinzen bemerklich gemacht: daß die Befreiung Preußens weniger von der Erfüllung der zu übernehmenden Obliegenheiten als von der Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse abhänge. Was die Kriegssteuer betreffe, so betrage sie eigentlich 180 Millionen Franken, doch wolle sich die Großmuth Napoleons mit 154½ Millionen begnügen.

Erschreckt über diese Eröffnungen und Forderungen suchte der Prinz nur irgend einen Vertrag zu schließen, um dadurch vornehmlich das Bestehen der Monarchie sicher zu stellen. Nach vielen Verhandlungen gelang es ihm, unterm 8. September 1808 ein Abkommen zu Stande zu bringen. Der Inhalt desselben war schmerzlich genug: Preußen erlegt 140 Millionen Franken Kriegssteuer. Es überläßt an Frankreich die Festungen Stettin, Cüstrin und Glogau, und die Besatzung dieser drei Städte von 10,000 Mann wird auf Kosten Preußens verpflegt. Wenn die Hälfte der Kriegssteuer abgetragen, wird die Festung Glogau, wenn das Ganze abgetragen ist, werden Stettin und Cüstrin zurückgegeben. Zu der im Vertrage vom 13. October 1807 eingeräumten großen Militair-Straße zwischen dem Königreich Sachsen und dem Herzogthum Warschau, die über Crossen und Züllichau gelegt war, und dreien Handelsstraßen, bewilligt Preußen zwischen Magdeburg, Sachsen, Warschau, Danzig und den Oderfestungen noch 7 Militair- und Verpflegungsstraßen, zu welchen später noch 2 neue Militair- und 2 Nebenstraßen kamen. — Preußen tritt einen Halbkreis Land von 2000 Klaftern Halbmesser am rechten Elbufer um Magdeburg ab. Der König verspricht, binnen den nächsten 10 Jahren nicht mehr als 42,000 Mann Militair zu halten, welches selbst in den verschiedenen Truppengattungen genau bestimmt wurde. — Bald nach Abschluß dieses Vertrages erließ Napoleon auf Vorstellung des Kaisers Alexander bei ihrer Zusammenkunft in Erfurt 20 Millionen an der Kriegssteuer, so daß diese nun 120 Mil-

lionen Franken oder 32 Millionen Thaler betrug. Dies war die einzige endliche Erleichterung.

Diese Bedingungen waren unsäglich hart und es war gar nicht abzusehen, ob sie je würden erfüllt werden können. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie ganz ohne Vergleich milder ausgefallen sein würden, wenn der König sich hätte entschließen wollen, dem Rheinbunde beizutreten. Aber der Erbe von Friedrichs Glanz weigerte sich dessen beharrlich und verabscheute solche Erniedrigung. Mit sicherm Tacte handelte er hier und wollte lieber das Aeußerste tragen.

Man mußte sich also den harten Bedingungen fügen und mit Abzahlung einer Quote der Kriegssteuer den Anfang machen, denn seit 14 Monaten, seit dem Friedensschluß von Tilsit, standen 200,000 Franzosen im Lande, die auf Kosten der Einwohner lebten und sich gütlich thaten. Die ganze Regierung, alle Cassen befanden sich in Feindeshand; alle Verordnungen, ja selbst die Zeitungen, mußten in deutscher und französischer Sprache erscheinen. Die Verpflegung, die hohen Tafelgelder an die Marschälle, Generale und Officiere, die Lieferungen und Erpressungen aller Art sogen das Mark des Landes aus. Am 5. November 1808 wurde der Anfang mit Bezahlung der Kriegssteuer gemacht, die französischen Heere verließen nun das Land bis auf die Besatzung der Festungen und die Landescassen wurden den preußischen Behörden zurückgegeben.

Man war damit einer schweren Last ledig. Aber das Land war auch aufgezehrt und es blieb die große Verbindlichkeit an Frankreich, die Bezahlung der Kriegssteuer. Hierbei zeigte sich bald eine neue große Schwierigkeit. Frankreich nahm die Bezahlung der Kriegssteuer nur in grobem Gelde oder, wie man damals sagte, in klingendem Courant an, weil die Scheidemünze viel schlechteren Gehalts war. Von dieser Scheidemünze befand sich eine große Summe im täglichen Verkehr, aber durch die Abtretung so vielen Landes floß aus demselben eine große Menge nach den dem Könige noch gebliebenen Ländern bald

nach dem Friedensschluß zusammen. Die Scheidemünze konnte in ihrem Nennwerthe nicht gehalten werden. Man setzte sie schon im Mai 1808 auf zwei Drittheile des Nennwerths herab. Aber auch dann blieb ihr Preis noch schwankend, erzeugte Mißtrauen und ließ dem Wucher ein weites Feld. Man mußte sie abermals, im December 1811, und zwar auf 4/7 des Nennwerths herabsetzen. Bisher hatten 24 Groschen der Scheidemünze 1 Thaler gegolten; nun waren bei der ersten Reduction 36, und bei der zweiten 42 Groschen erforderlich, um einem Thaler Courant gleich zu sein. Dazu kam noch der Betrug, es erschienen viele falsche Groschen und es war sehr schwer, sich vor Uebervortheilungen zu hüten. Ein großer Theil der Landwirthe war schon früher durch die allgemeine Noth der Zeit zu Grunde gegangen; jetzt verarmten nachträglich noch Viele, die sich selbst bei den Schrecken des Krieges und bei der langen Anwesenheit des feindlichen Heeres erhalten hatten. Es war natürlich, daß Grund und Boden seinen Werth verlor und daß doch die Lebensmittel in einem ungeheuren Preise standen, so daß ein großer Theil der Einwohner kaum dem Hungertode entging. Ein sehr theurer Artikel war auch das Salz. Die Salzwerke bei Magdeburg und Halle hatten an das Königreich Westfalen abgetreten werden müssen, die See war verschlossen, um Salz von England zu beziehen, die einzig übrig gebliebenen Werke zu Colberg sind aber wenig ergiebig und waren zum Theil in der Belagerung zerstört worden; es mußte daher das Salz per Axe aus benachbarten Ländern bezogen werden und stieg dadurch zu einem fast unerschwinglichen Preise. Es war eine Zeit allgemeiner Noth und Trübsal. Niemand stand so fest, daß er nicht fallen konnte. Die Vornehmsten, denen sonst so hoch der Muth stand und die stets im Glanze zu leben gewohnt waren, stiegen tief herab zu einer sehr bescheidenen Lebensweise, Bürger und Bauern rangen mit der Noth. Nicht wenige verließen schon damals Haus und Hof, eine ganze Zahl verlor später ihr Eigenthum aus Verschuldung.

Die Monarchie war im Sturm niedergeworfen worden. Alle Grundfesten waren gefallen. Das Heer bis auf wenige Tausende war auseinandergesprengt, Kleidung, Wehr und Waffen, fast alles Geschütz und Kriegsmaterial dem Feinde in die Hände gefallen. Der Schlag war so betäubend, daß jeder den Kopf verloren hatte und Rathlosigkeit und Bestürzung allgemein waren. Die große Mehrheit hielt alles verloren, und als nach dem Tilsiter Frieden doch noch ein Preußen bestand, dieses nicht für fähig, sich wieder aufzurichten. Als nun die Franzosen sich über das Land ergossen, suchte man sich mit ihnen zu verständigen. Man fand sie als Feinde sogar liebenswürdig. — Das Gefühl, welches bei jedem Einzelnen über die geringste Verletzung der Ehre der eigenen Nation die Schamröthe in die Wangen treibt und wo Jedermann voll heiliger Entrüstung und mit augenblicklicher Daransetzung seines Leibes und Gutes bereit ist, jeden angethanen Schimpf doppelt und blutig zu rächen, war im Volke nicht lebendig. Ein solches Gefühl ist nur bei freien Volksinstitutionen möglich, wo jeder die Sache des Ganzen als seine eigene ansieht: bei einer absoluten Monarchie sieht das Volk Triumphe und Niederlagen zunächst nur als persönliche Angelegenheit des Fürsten an. — Aus Eigennutz oder Verblendung wandten sich auch in Preußen nicht Wenige der neuen Sonne zu; am Glück des Herrschers und am Vaterlande verzweifelnd wurden Viele unsicher, lau oder gar abtrünnig. Eine nicht geringe Parthei rieth ganz offen zu einem engen Bündniß mit dem Feinde. Die edeldenkenden, wahren Patrioten hielten wohl fest, aber sie waren eingeschüchtert; rührende Beispiele der Aufopferung und Treue gab es wohl, aber verhältnißmäßig doch nicht zu viele.

Die große Mehrzahl des eigentlichen Volks warf in ihrem Unwillen alle Schuld auf den Adel, der ganz allein die Lenkung des Staats inne gehabt hatte, und wenngleich die Ursachen des Falls in der ganzen Staatseinrichtung und deren Gebrechen und Mißbräuchen lagen, so ließ sich nicht leugnen: „es waren nur

adlige Personen die Werkzeuge gewesen, durch welche alles Verderben gekommen war.“ Darum ist auch nie der Adel bescheidener gewesen als damals. Als die Franzosen sich im Lande festsetzten, auf dessen Kosten lebten und hochfahrend den Herrn spielten; als die Unterdrückung und die Noth jedem Einzelnen täglich fühlbarer wurden, ergriff doch, des früheren Glanzes eingedenk, Scham und Schmerz die Gemüther. Man fühlte noch Kraft in sich, fühlte, daß es unter anderen Umständen anders gekommen sein würde. Dieses Gefühl steigerte sich bei der wachsenden Noth. Man sah, wie der König rastlos bemüht war, die Ursachen des Falls wegzuräumen, die Gebrechen der ganzen Staatseinrichtung zu heilen, man sah, wie er nur das Beste des Volkes wolle. Fortan wandten sich nach und nach alle Gemüther dem Könige zu und es entstand und stärkte sich der Gedanke, daß durch dichte Schaarung um ihn in der Folge allein noch Rettung möglich sei.

Aber eine durchgreifende Reform des ganzen Staats war nothwendig, Reform war die Losung Aller und Keiner fühlte dies lebhafter, als der König selbst. Die alleinige Herrschaft des Adels hatte Verderben gebracht, es galt nun eine Berufung an das ganze Volk. Ein solches mußte aber erst geschaffen werden. Es mußte in den Einzelnen durch Antheil an den öffentlichen Dingen des Vaterlandes die Liebe für dasselbe hervorgerufen werden. Es mußten alle Vorrechte abgeschafft, alles Drückende, Hindernde weggeräumt, alle Kräfte mußten frei werden, alles unbenutzt Liegende zur Verwendung kommen.

Die Reform des Staats ging nach dem Tilsiter Friedensschluß bald mit schnellen Schritten vor sich. Dem Könige war nur das Land zwischen Weichsel und Pregel frei geblieben und er hielt sich in seiner äußersten Grenzstadt Memel auf. Von hier aus geschah der wichtige Anfang der Umgestaltung aller innern Verhältnisse.

Der König fing die Reform bei sich selber an. Er schränkte den eigenen Haushalt auf das Allernothwendigste ein.

Er lebte in Memel wie ein Privatmann, in einfachen beschränkten Zimmern, auf frühere Bequemlichkeit und Genüsse stoisch verzichtend. Die Mittagstafel war in einem so hohen Grade einfach und frugal, daß Alle, die zugezogen wurden, versicherten: man habe zu dieser Zeit an bürgerlichen Familientischen besser gespeist. Man aß von irdenen Schüsseln und Tellern, wie früher von goldenen, man geizte mit dem Weine. Das kostbare, ganzgoldene Tafelgeschirr, das Erbstück der Ahnen, auch was an Silbergeschirr irgend entbehrlich war, wurde in Holland für 1½ Millionen Thaler verkauft, um einen Theil der Kriegssteuer an Frankreich zu bezahlen. Es gab Momente in Memel, wo beim Mangel an baarem Gelde für die täglichen Ausgaben nur noch das Unentbehrlichste vorhanden blieb. Die ruhige, gefaßte Würde des Königs, die herablassende, mildthätige, herzerquickende Freundlichkeit der schönen und unglücklichen Königin, mit damals schon 5 Kindern, brachten in Memel die enthusiastische Anhänglichkeit hervor, welche das Königspaar für so viel Kleinsinn, Mattherzigkeit und Verrath an andern Orten entschädigte.

Die Reform des Staats, wozu die Umstände freilich gebieterisch drängten, legte der König vorzugsweise in die Hände zweier Männer, die für immer der Stolz und die Zierde des Vaterlandes sein werden.

Heinrich Friedrich Carl Freiherr vom und zum Stein, in Nassau an der Lahn aus einem alten reichsritterlichen Geschlecht geboren, bereitete sich durch Studien früh zum Staatsdienst, besuchte den kaiserlichen und die bedeutendsten Fürstenhöfe, lernte die Welt kennen und trat dann, von dem Glanze Friedrichs angezogen, 1780 in preußische Dienste, in welchen er in der Grafschaft Mark als Bergrath angestellt wurde. Er unterrichtete sich noch durch vielfache bergmännische Reisen durch ganz Deutschland und später durch Großbritannien, um seines Faches vollkommen Herr zu sein und seinen Blick zu erweitern. Durch feurigen Eifer und seltenes Talent stieg er in Westfalen bald von Stufe zu Stufe, an die Spitze mehrerer Regierungen und

endlich an die Spitze der ganzen Civil-Verwaltung der Provinz. 1804 wurde er Minister der Finanzen, des Handels und der Gewerbe, in welchem Amte man Gelegenheit hatte, seine hohen Eigenschaften und Kräfte kennen zu lernen. In der Verwirrung der französischen Invasion, wobei er sich mit den leitenden Personen und selbst mit dem Könige überwarf, nahm er im Frühling 1807 seinen Abschied und begab sich auf seine Güter am Rhein. Aber schon im Herbst desselben Jahres rief ihn der König als Retter in der Noth zu sich nach Memel und gab ihm die Leitung der innern und äußern Geschäfte. — Stein war mittlerer Größe, aber gedrungen, breit. Er hatte eine breite, gewaltige, etwas rückwärts gebogene Stirn, auf der die Gedanken sich sammelten, wie Gewitterwolken, kleine, scharfe, funkelnde Augen, aus denen der Zorn Blitze warf, eine mächtige gebietende Nase. Um seinen kleinen feingeschnittenen Mund zog leicht Satyre und Spott. Seine rasche Rede, derb, klar und fest, ergoß sich wie ein Waldstrom, der vom Felsen stürzt, oder gleich Pfeilen vom Bogen, gerade ins Ziel schlagend. Der stille Ausdruck seines Gesichts war Ruhe, Tiefsinn, Herrschaft; aber er war leicht geneigt zu Zorn und stürmenden Hasse, und man sagte von ihm, er donnere beständig. Derselbe Mann aber war reichen, tiefen Gemüths, voll sittlicher Reinheit, des Gemeinen und Schlechten bitterster Feind, voll unendlicher Milde und voll kindlichen Glaubens an das göttliche Evangelium. Seines edlen Zweckes sich bewußt, ein herrischer Mann, stieß er ohne Schonung nieder, was ihm als ungehörig entgegentrat. Als früherer reichsunmittelbarer Ritter, der, als ein kleiner Souverain, die Rücksichten eines Unterthans in absolut-monarchischen Staaten nicht kannte, durch und durch von deutscher Gesinnung, war er von Schmerz erfüllt über die Schmach des Vaterlandes und durchglüht von dem Gedanken, es wieder frei und mächtig werden zu sehen. Wohl war er stolz als reichsunmittelbarer deutscher Freiherr, aber er hatte auch ein starkes Gefühl für die Ehre unsers Gesammtvaterlandes, dessen Untergang

vor seinen Augen geschah; er hatte eine warme Liebe für das Volk, von welchem er die Wiederaufrichtung des Vaterlandes hoffte. Fortan war all sein Streben auf diesen großen Zweck gerichtet. Man hat ihn der Deutschen Grund-, Eck- und Edelstein genannt.

Dieser Mann übernahm am 5. October 1807, 51 Jahr alt, in Memel die Geschäfte. Er fand bereits den Boden vorbereitet zu seinen Schöpfungen und den ernsten Willen des Königs, sie ins Werk zu setzen. Der König insbesondere hatte unablässig nachgedacht, welches wohl die Hauptursachen des schweren Falles der Monarchie und des ungeheuren Uebergewichtes von Frankreich wären, und war zu der sehr richtigen Ueberzeugung gelangt, daß in seinem eigenen Lande alle Kraft des Volks durch Erbunterthänigkeit des Landmanns unter den Adel, durch Einschnürung der Städte unter eine jede Selbstregung niederhaltende Bureaucratie, durch Lehnsverhältnisse, Zunftzwang, überhaupt durch jede Art von Fessel gebunden wäre; wohingegen in Frankreich durch Wegräumung dieser lästigen Schranken der hohe Aufschwung erzeugt worden. Wenn also Staat und Volk von Preußen sich jemals von dem tiefen Falle erheben sollten, müßten auch in Preußen viele hemmende Schranken entfernt werden. Der König äußerte damals wiederholt: „daß eine neue Ordnung der Dinge werden müsse, da die alte sich überlebt, und daß, weil man nicht mit der Zeit fortgeschritten, diese uns überflügelt habe.“ Er wurde lebhaft unterstützt durch hervorragende patriotische Räthe: die beiden Staatsminister v. Schrötter, die Staatsräthe v. Schön, Stägemann, den geh. Rath Morgenbesser, den Cabinetsrath v. Beyme. Der König befahl die Ausarbeitung und Feststellung eines völligen Gesetzentwurfs in diesem Sinne. In der letzten Hälfte des September 1807 war dieser zu Stande gebracht und der König erhob diesen Entwurf durch seine Unterschrift in den ersten Tagen des October 1807 zu Memel zum Gesetz. — Diesen verheißungsreichen Zustand fand Stein vor, als er den 4. October in Memel anlangte. Es bedurfte nur

die kurze Zeit von 3 Tagen, daß er die Erklärung abgab: das Gesetz sei aus seiner Seele geschrieben, er billige es von ganzem Herzen und sei bereit es auszuführen. Mit seiner voranstehenden Unterschrift und der der beiden Schrötter versehen, trat dann mit dem Datum des 9. October 1807 das berühmte Gesetz unter dem sehr bescheidenen Titel ins Leben: „Gesetz, den erleichterten Besitz, den freien Gebrauch des Grundeigenthums, so wie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend"; welches die inneren Verhältnisse des Staats von Grund aus umgestaltete und einer großen Entwickelung Bahn machte. Hiebei begnügte sich der große Reformator nicht. Es ist noch ein Programm aus jener Zeit von ihm bekannt, gewöhnlich später das Testament Steins genannt, welches in großen Zügen angiebt, wie Preußen, da es extensiv so klein geworden, noch eine große intensive Kraft entwickeln könne und müsse. In dem Gesetz nun wurde das Vorrecht, daß allein nur Adlige Landgüter besitzen durften, aufgehoben, wodurch alle Allodialgüter zur freien Concurrenz kamen, einen viel höheren Werth erhielten, und der Betriebsamkeit freies Feld eröffnet wurde. Es wurde dem Adel freigegeben, bürgerliche und bäuerliche Grundstücke an sich zu bringen und bürgerliche Gewerbe zu treiben. Um möglichst viel Güter aus dem Lehnsverbande zu lösen, war verordnet, daß alle keinem Obereigenthümer unterworfenen Lehnsverbindungen aufgehoben werden könnten. Es wurde gestattet, mehrere bäuerliche Güter zu einem Vorwerk zusammenzuziehen oder mehrere bäuerliche Güter mit einem Vorwerk zu vereinigen. Es wurde im ganzen Umfange der Monarchie die Erbunterthänigkeit des Landmanns aufgehoben, mit dem 11. November 1810 sollte jede Spur davon aufhören. Damit in dieser schweren Zeit nicht eine Menge Grundbesitzer Schulden halber und oft für eine geringe Summe von Haus und Hof vertrieben wurde (denn in jener Zeit suchte man meist alle Capitalien zu kündigen und neue Anleihen waren fast unmöglich), wodurch die Leistung der

königlichen Abgaben zum guten Theil hätte aufhören müssen, wurden durch eine Verordnung vom 24. November 1807 alle Schuldklagen und alle Executionen, die bei den Gerichten anhängig gemacht waren, sistirt. Diese Verfügung traf allerdings die Gläubiger hart, die häufig gar keine Zinsen erhielten und gewärtig sein mußten, auch ihr Capital zu verlieren, ja es wurde dadurch häufig selbst erschwert, den Lohn für geleistete Dienste in kurzer Zeit zu erhalten; aber es wurden dem Staate die meisten Grundbesitzer erhalten und Sequestrationen erspart. In derselben Verfügung war noch ein allgemeiner Indult bis zum 24. Juni 1810 angeordnet, d. h. es durften bis dahin keine Capitalien auf Grundstücken gekündigt werden.

Als der König nach einem halbjährigen Aufenthalt Memel verließ und den 15. Januar 1808 seinen Aufenthalt in Königsberg nahm, folgten weitere, tiefeingreifende Reformen. Die wichtigsten waren die gänzliche Trennung der Justiz von der Verwaltung und das Erscheinen der Städte-Ordnung vom 19. November 1808. Letztere war das erste Beispiel von Ueberlassung einer Selbstregierung, wodurch ein freies Gemeinwesen nur unter der oberen Aufsicht der Regierung gegründet wurde, eine Pflanzstätte zu Gemeinsinn, Vaterlandsliebe und Erkenntniß. Es erfolgte auch eine völlige Reform der Ministerien. Außer diesen wurde noch eine große Zahl minder wichtiger Verfügungen erlassen. Mit Erlaß und näherer Erläuterung derselben war man rastlos beschäftigt.

Die Erinnerung an die frühere Größe der Monarchie, die Scham über die schnelle Niederwerfung, die Entrüstung über so viel Muthlosigkeit, Schwäche und Verrath, die große Noth, unter der das Land seufzte, erzeugte in allen edlen Gemüthern des Landes — und deren war zum Glück doch noch eine große Zahl — das glühende Verlangen: sich enger zu verknüpfen zur Verbesserung der eigenen Sitten, zur Uebung vaterländischer Gesinnungen, zur Unterstützung des erschütterten Staates, damit, wenn einmal eine günstige Zeit einträte, man im Stande wäre,

das verhaßte Franzosenjoch abzuschütteln. So bildete sich der Tugendbund, ein Verein von Männern zunächst in Königsberg und der Provinz Preußen, welcher im Frühjahr 1808 zusammentrat und förmliche Statuten entwarf. Der allgemeine Gedanke war: die Behörden reichten nicht aus, eine erforderliche allgemeine Regeneration des ganzen Volkes hervorzubringen, dazu müßte jeder tüchtige, wissende, thatkräftige Mann eifrig mitwirken, es gälte Abstreifung aller Verweichlichung, Hervorruf von Mannheit, Geradsinn, Muth und Vaterlandsliebe, Erwerbung von Kenntnissen und Bildung, Haß gegen alle Heuchelei, Kriecherei und Falschheit, Erweckung einer wahren Religiösität und Uebung in Tugend und reiner Sitte. Es sollte durchaus keine Verschwörung sein, wozu der Deutsche überhaupt keine Anlage hat, vielmehr wurde das ganze Bestreben dem Könige vorgelegt, der dasselbe Gut hieß und die Statuten des Vereins unterm 30. Juni bestätigte. Auch in dieser milden Form fand jedoch der Bund seine Gegner und erwarb (die Provinz Preußen ausgenommen) nicht die Theilnahme, die seine Stifter erwartet hatten, wie denn die Zahl der Mitglieder kaum einmal 400 erreichte. Selbst Männer wie Stein, York, waren eher gegen als für denselben, die alte Aristokratie hielt ihn sogar für sehr gefährlich und wirkte ihm nach Kräften entgegen. An dieser hatte Stein bei seinen Reformen die erbittertsten Feinde. An der Spitze der Gegenwirkung der liberalen Richtung im Militairwesen, durch Scharnhorst vertreten, stand der alte Feldmarschall Graf Kalkreuth, an der Spitze der Gegenwirkung im Civil der alte Minister v. Voß. Diese retrograde Partei bediente sich der Franzosen, um Stein und Scharnhorst zu schaden, damit die Reformen nicht ins Leben treten sollten. Sie verrieth Stein an die Franzosen. Ein von ihm in Angelegenheiten einer dereinstigen möglichen Erhebung von Nord-Deutschland am 15. August 1808 an den Fürsten Wittgenstein geschriebener Brief wurde von dieser Partei den Franzosen in die Hände gebracht. Es erfolgte von französischer Seite die Aechtung

Steins und Einziehung seiner Güter in Nassau und er mußte am 26. November 1808 seine Entlassung nehmen. Napoleon wurde nun, und zwar von seinem Standpuncte aus mit Recht, argwöhnisch auf Preußen, ließ es sorgfältig beaufsichtigen und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß aus diesem Mißtrauen größtentheils die harten Maßregeln hervorgingen, unter welchen das Land später noch so schwer zu leiden hatte. — Die Wirksamkeit Steins hatte wenig über ein Jahr gedauert, aber sie hatte eine neue Epoche begründet und viele weise Gesetze, die unter dem Staatskanzler Hardenberg ins Leben traten, waren vorbereitet.

Eine völlig neue Gestaltung bedurfte das Kriegswesen. Für dasselbe verlieh die Vorsehung Preußen einen Mann, der es fähig machte, in der Befreiung von Deutschland den Hauptreigen zu führen. Wie Stein, war auch er kein geborener Preuße.

Gerhard David Scharnhorst, 1756 zu Hämelsee in Hannover von bürgerlichen, nicht bemittelten Aeltern geboren, zeigte früh schon große Neigung zum Kriegerstande und ganz außerordentliche Fähigkeiten. Er hatte das Glück, von dem großen Kriegshelden, dem Grafen Wilhelm von der Lippe-Bückeburg, bemerkt, 5 Jahre auf dessen Artillerie-Schule zu Steinhude aufgenommen zu werden und ein starkes Gefühl für kriegerische Größe von ihm in sich aufzunehmen. 21 Jahr alt, wurde er als Officier in dem hannöverschen Dragoner-Regiment v. Estorf angestellt. 34 Jahr alt, war er Capitain und Chef einer reitenden Compagnie Artillerie. Er hatte sich bereits durch militairische Schriften einen großen Namen gemacht, als er in den Revolutionskriegen Gelegenheit hatte, auch sein glänzendes praktisches Talent zu zeigen. Für sein heldenmüthiges Benehmen beim Durchschlagen aus der Festung Menin 1794 wurde er, 38 Jahr alt, Major und nach Beendigung des Krieges Oberst-Lieutenant. Mit practischen Erfahrungen bereichert, setzte er im Frieden seine militairischen Arbeiten fort. Indessen hatte ihn

der preußische Feldmarschall Herzog Carl von Braunschweig kennen gelernt, der seinen Uebertritt in preußische Dienste betrieb, welches um so leichter gelang, da Scharnhorst's Beförderung wegen seiner bürgerlichen Geburt in der hannöverschen Armee Schwierigkeiten fand, diese auch in der nächsten Zeit der Gelegenheit zum Kriege entbehrte. Im Jahre 1801 wurde er, 45 Jahr alt, als Oberst-Lieutenant beim 3. Artillerie-Regiment angestellt, welches in Berlin stand. Er kam als Einschub, welches damals beim Artilleriecorps etwas ganz Unerhörtes war, zudem als Ausländer. Natürlich wurde er nicht mit günstigen Augen angesehen. In der preußischen Armee herrschte seit Friedrich Wilhelm I. und dem alten Dessauer ein steifes, straffes Wesen, eine übertriebene Werthlegung auf Gleichmäßigkeit, äußere Haltung und Form, welches selbst die neueren Kriege nicht haben verdrängen können. Scharnhorst erschien bescheiden, anspruchslos im Auftreten, scheinbar indolent, sich gehen lassend. Er hatte eine etwas schiefe Körperhaltung, der Kopf war nicht selten auf die Brust gesenkt. Seine etwas schleppende Rede, die weiche hannöversche Mundart, der oft unbehülfliche mündliche Ausdruck nahmen nicht für ihn ein. Er wurde daher anfänglich fast allgemein falsch beurtheilt und für einen unpraktischen Officier gehalten. Ein ihm untergeordneter Stabs-Officier ging so weit, öffentlich zu erklären: der geringste seiner Unterofficiere stände in dienstlicher Beziehung weit über ihm. Man ahnte nicht, daß der anscheinend indolente Mann eine Welt in sich verberge, daß er erst in der Gefahr wachse und einen Muth und eine Characterstärke entwickeln könne, wie sie wenig Sterbliche besitzen. Ungeachtet seiner Ruhe und Selbstverleugnung wäre er seinen Widersachern wohl erlegen, wenn man seine Talente am Ende doch nicht durchschimmern gesehen und wenn die Begebenheiten der Zeit nicht seinen Werth in helles Licht gestellt hätten. 1804 zum Obersten aufgerückt, wurde er in den Generalstab versetzt; er ertheilte in der Kriegsschule vielbesuchten Unterricht in der Kriegskunst und machte hier vor-

züglich auf die Umwälzung derselben durch Napoleon aufmerksam. 1806 war er Chef des Generalstabes bei dem Generalissimus Herzog Carl von Braunschweig und wurde später bei Lübeck gefangen. Mit Blücher ausgewechselt und von diesem aus allen Kräften empfohlen, ward er sogleich als Chef des Generalstabes bei der Armee von L'Estocq in Preußen angestellt. Die Erfolge derselben in der Schlacht von Eylau sind zum größten Theile seiner Mitwirkung zuzuschreiben, und das Ergebniß würde ein ganz anderes gewesen sein, wenn der russische Oberfeldherr Bennigsen seinem Rathe gefolgt wäre.

Diesen Mann nun, redlich, stark und treu, ächt deutschen Herzens, voll glühender Wünsche für Deutschlands Rettung und Wiedergeburt, stellte der König bald nach dem Tilsiter Frieden, unter Beförderung zum Generalmajor, an die Spitze einer Commission, welche sich mit der Wiedereinrichtung des Heeres beschäftigen sollte. Zu derselben gehörten noch die später so berühmt gewordenen Männer Gneisenau, Borstell, Grolman, Boyen. In seinem Wirkungskreise hatte er manche herbe Prüfung zu bestehen. Man theilte in der Armee seine Meinung lange nicht allgemein, die alten Kriegskünstler waren noch zu sehr in den Schöpfungen des großen Friedrich befangen. Man wollte wohl Reformen, aber keineswegs eine gänzliche Umformung, wodurch, wie man meinte, die Kraft des ganzen Heeres erschüttert werde. Aber furchtlos, ruhig, besonnen und unermüdlich theilte er die Wolken der Vorurtheile und warf die abgelebten Formen ab. Es war auch eine seltene Eigenschaft an dem Manne, die seinem Streben sehr zu Hülfe kam, daß er seine reiche Ideenwelt ganz für sich behalten und selbst vor denen verbergen konnte, die sich seines näheren Umgangs rühmten. Nur nach und nach kam er mit dem völlig fertig hervor, was Noth that. Er entging dadurch dem gewöhnlichen Sturm unnöthiger Vorstreitigkeiten, baute folgerecht fort, aus dem einmal Festgesetzten folgte die Nothwendigkeit des Folgenden und so war das Gebäude errichtet, eh' man es ahnte. Was

die preußische Armee geworden, und daß sie fähig gewesen, bei der Befreiung von Deutschland das Hauptbanner zu führen, verdankt sie ihm. Man hat ihn darum der deutschen Freiheit Waffenschmidt genannt und er ist in Liedern gefeiert worden, die seinen Ruhm durch die Jahrhunderte tragen werden.

Die Armee war nach dem unglücklichen Kriege bis auf wenige Tausende aufgelöst, das ganze reiche Kriegsmaterial war bis auf Weniges dem Feinde in die Hände gefallen, Muth und Vertrauen waren dahin. Es galt daher Alles neu zu ordnen und einzurichten. Es galt, womit Scharnhorst durchdrang, ein nationales Heer zu schaffen, wie es der Feind hatte; eine neue Fechtart einzuführen, die dem Geiste der neueren Kriege gemäß war; Kanonen, Waffen, Munition, Roß und Mann wieder zu erhalten; Ehre, Muth und Vertrauen wieder zu beleben.

Das Erste, was gleich von Memel aus geschah, war die Bestrafung der Verräther. Die elenden Commandanten, die die Festungen ohne Gegenwehr übergeben hatten, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und verurtheilt. Die bei Prenzlau gefangen genommenen Officiere wurden des Dienstes entlassen. Ueber jeden der im Kriege activ gewesenen Officiere wurde Ehrengericht gehalten und wer sich nicht reinigen konnte, des Dienstes entlassen oder bestraft. Hierbei hörte man freilich von vielen Seiten die Klage, daß zu Wenige verurtheilt worden waren. — Hierauf galt es Bataillone, Escadrons, Batterien wieder vollständig zu machen und neue zusammenzusetzen, wozu sich eine nicht unbeträchtliche Zahl Ranzionirter in Preußen eingefunden hatte, dann Wehr und Waffen zu bereiten. — Es war nothwendig, daß ein ganz neuer Geist diese Schöpfungen durchdrang. Ein Befehl vom 3. August 1808 verordnete für das Heer neue Kriegsartikel. Diese hoben das bisher stattgehabte, die Menschlichkeit empörende Gassenlaufen auf, schafften alle entehrenden Strafen ab, ordneten verschiedene Arreststrafen für Vergehen an, und ließen körperliche Züchtigung allein bei

entehrenden Verbrechen bestehen. Auch die Strafgewalt der Officiere wurde so abgestuft, wie sie noch jetzt gilt. Es war verordnet, daß künftig jeder Unterthan des Staats ohne Unterschied der Geburt zum Kriegsdienste verpflichtet sein und das Heer fast gänzlich aus Inländern bestehen solle. Ein besonderer Befehl vom 6. August 1808 hob allen Unterschied der Geburt bei Beisetzung der Officierstellen auf und verordnete, daß im Frieden nur Führung, Kenntnisse und Bildung, im Kriege nur Tapferkeit und Auszeichnung zur Beförderung bis zum höchsten Grade berechtigen sollten. Demnach wurde das Maß der Kenntnisse festgesetzt, was zur Erlangung einer Officierstelle erforderlich sein sollte. Es wurden Schulen eingerichtet und Prüfungs-Commissionen ernannt. Ein späterer Befehl vom 8. September 1809 setzte fest, daß von jetzt an das Heer nur aus Inländern bestehen solle; es mußte in Folge dessen der Rekrutirungscanton jedes Truppentheils normirt werden. Hiernach vertraute der Staat die heiligsten Interessen des Vaterlandes dessen eigenen Söhnen an und schuf Soldaten aus Bürgern. Soldat wurde ein Ehrentitel, wie bei den Römern in ihrer besten Zeit und wie in dem kaiserlichen Frankreich. Eine zweckmäßige Bewaffnung und Bekleidung folgte. — Es war aber noch besonders nothwendig, gemäß der neuen Kriegführung und veränderten Fechtart, ein neues Exercier-Reglement für jede Waffe der Armee zu haben. Scharnhorst, mit Unterstützung Mehrerer, arbeitete daran seit dem Jahre 1810, und schon 1812 war es gedruckt und trat ins Leben. Es zeichnet sich durch hohe Zweckmäßigkeit und Einfachheit aus und ist in jeder Beziehung ein Muster. Mit Einführung desselben fiel — wenigstens auf längere Zeit — der Kamaschendienst und erst später im langen Frieden fand sich, daß man auch bei dieser ursprünglichen Einfachheit noch sehr viel Kamasche anbringen könne.

Scharnhorst, der zu den Wenigen gehörte, die in der allgemeinen Noth nicht zagten, und überzeugt waren, daß die

hohe Fluth der französischen Macht nothwendig ihre Ebbe haben, daß solcher fieberhaften Anspannung die Abspannung folgen werde, wollte Alles nach Kräften vorbereiten, daß wenn die Stunde der Vergeltung käme, auch ein tüchtiges Gewicht in die Wagschale gelegt werden könne. Nach dem Vertrage, den der Prinz Wilhelm mit der französischen Regierung am 8. September 1808 geschlossen, durfte Preußen nur 42,000 Mann Militair halten. Dieser Vertrag mußte auf das Pünctlichste gehalten werden, damit man dem französischen Machthaber kein Mißtrauen einflößte. Scharnhorst erfand aber das Mittel, eine große Zahl Krieger schlagfertig zu haben, ohne die effective Stärke des Heeres zu überschreiten. Es wurde ein Theil desselben als ausgebildet entlassen, Rekruten dafür eingezogen, diese wieder ausexercirt, nachdem wieder ältere Mannschaft entlassen u. s. f. Die entlassene Mannschaft ging entweder, nach dem heutigen Ausdruck, auf Kriegsreserve in ihre Heimath oder wurde unbewaffnet unter Aufsicht von Officieren zum Festungsbau verwandt. Damals nannte man sie Krümper. Auf diese Weise konnte Preußen beim Beginn des großen Kampfes 1813 statt 42,000 Mann fast das Dreifache derselben ins Feld stellen. Es wurde auch möglichst, soviel es die kargen Mittel nur immer zuließen, für Geschütz, Munition, Bewaffnung und Kriegsvorräthe aller Art gesorgt. Durch angestellte Revisionen der Landräthe waren 60,000 Pferde als felddienstfähig für das Heer bezeichnet.

Scharnhorst handelte in genauer Uebereinstimmung mit dem Minister Stein und beide fanden das aufrichtigste Eingehen und die festeste Unterstützung an dem Könige selbst, der nicht selten die besten Rathschläge zu geben wußte und eine Sache nur befahl, wenn er sich von deren Zweckmäßigkeit nach reiflicher Ueberlegung überzeugt hatte Diese Anordnungen wurden in aller Stille, fast unter den Augen des Feindes betrieben, der überall seine Späher hatte. Auch der Tugendbund hatte seinen Fortgang und seine Ausbreitung. Es kann nur dem

großen Hochmuthe der Franzosen, daß das kleine Preußen für sie unschädlich sei, und der fast allgemeinen Unbekanntschaft mit der deutschen Sprache zugeschrieben werden, daß ihnen die Einzelnheiten des preußischen Strebens entgingen. Napoleon wußte nur, daß ihm Preußen abgeneigt und feindlich war, und nahm danach seine Maßregeln.

Die Drangsale des Landes aber häuften sich durch die stufenweise immer strengere Durchführung des Continentalsystems. Durch ein Gesetz des Königs (von Napoleon aufgenöthigt) vom 10. März 1810 mußte auf jede fremde Waare Beschlag gelegt werden, sobald sie aus englischen Häfen kam; auch den Amerikanern mußte der Handel unterm 20. Juli verboten werden. Am 19. October 1810 mußte sogar verordnet werden, daß alle englischen Waaren, wo man sie fände, verbrannt werden sollten, und französische Truppen wurden längs der Küste vertheilt, um diesem Gebot Nachdruck zu verschaffen. Gewiß ist, daß von allen Ländern Deutschlands die Pein des französischen Drucks bei Preußen am größten war, so daß es diesen nicht lange mehr ertragen konnte, ohne ganz zu Grunde zu gehen. Nothwendig mußte dabei die Erbitterung und der Haß gegen Frankreich sich fortwährend steigern. Wir haben aber gezeigt, wie die Regierung auf höchst einsichtige und kräftige Weise rastlos bemüht war, mitten unter Sturm uud Drang an der Wiedergeburt des Staates zu arbeiten, wie dies durch Belebnug und Anerkennung der Volkselemente geschah und wie Regierung und Volk sich vollständig identificirten. In solcher Lage und bei solchen Bestrebungen entflieht der selbstsüchtige Troß der Höflinge, der Schmeichler, der Glücksritter, und nur die Edelsten und Besten, die wahren Männer und Patrioten, treten hervor. Zu keiner Zeit hat Preußen so geniale und vortreffliche Staatsmänner, so tüchtige Beamte jeder Art gehabt. Ihnen ist es zuzuschreiben, so wie dem würdigen Könige, daß das Schiff des Staats sicher durch Klippen und Brandung geleitet worden ist.

H. Beitzke.

(Deutsche Freiheitskriege. Bd. 1.)

16.

Der Congreß in Erfurt.

Es waren zwischen Napoleon und Alexander nicht alle Schwierigkeiten geebnet.

Schon in den ersten Monaten des Jahres 1808 hatte die französische Diplomatie aus Petersburg berichtet, daß es irgend einer Nachgiebigkeit bedürfe, um die russische Politik auch fernerhin in den Bahnen von Tilsit zu erhalten. Sie verhehlte auch nicht, in welcher Richtung diese Concession zu suchen sei. Jetzt, wie vorher in Tilsit, war es das erste und letzte Wort der russischen Politik: durch eine Theilung des osmanischen Reiches sich zu entschädigen. Nicht nur der Czar hatte sich zu Tilsit zu jenem unerhörten Umsprung von der preußischen Allianz zur napoleonischen durch die lockende Aussicht auf das byzantinische Reich verführen lassen; die ganze Tradition russischer Staatskunst seit Peter und Katharina drehte sich um diesen Gedanken und machte ihn zu einem Glaubensartikel des Volkes. Mit naiver Zudringlichkeit und Ungeduld ward damals wie später offen eingestanden, daß es einen Preis gebe, Rußland für jede Allianz zu gewinnen: der Besitz von Constantinopel.

Nun war es freilich nie Napoleons Meinung gewesen, seinen neuen Verbündeten von Tilsit gleichsam im Traume zum Herrn zweier Welten zu machen und ihn selber einzuführen in die

weltgeschichtliche Stadt der oströmischen Cäsaren; allein er fühlte doch die Nothwendigkeit, ihm ein Stück der ersehnten Beute zu überlassen. Wenn er auch nicht Constantinopel mit dem, was daran hing, den Russen als Großmuthsgabe in den Schooß zu werfen geneigt war, so glaubte er doch, um seiner westlichen Verwickelungen willen, ihnen den Weg dahin öffnen und die Gebiete an der untern Donau preisgeben zu müssen. In diesem Sinne begann er schon im Frühjahr 1808 die verführerischen Saiten von Tilsit wieder anzuschlagen und bei Alexander die Theilung des osmanischen Reiches in Anregung zu bringen. Er wußte, wie mächtig er ein Jahr zuvor mit dieser Lockung auf den Czaren gewirkt; drum verschmähte er es auch jetzt nicht, eine unermeßliche Aussicht da zu öffnen, wo doch das, was er zunächst gewähren wollte, noch in bestimmten Grenzen gehalten war. Alexander ergriff natürlich mit leidenschaftlichem Eifer diese Rückkehr zu den „großen Ideen von Tilsit;" von ihm scheint damals der Gedanke einer persönlichen Zusammenkunft zuerst ausgegangen zu sein. Wir könnten, soll er gegen Caulaincourt geäußert haben, Weimar wählen, wo wir im Kreise meiner Familie wären, doch würden wir auch dort vielfach belästigt sein. Zu Erfurt wären wir ungestörter und freier. Schlagen sie den Ort Ihrem Kaiser vor; wenn seine Zusage kommt, werde ich mich sogleich auf den Weg machen und reisen wie ein Courier.

Seit diesen ersten Anregungen waren die Dinge in Spanien zu der schon damals vorbereiteten Krisis gekommen; den Auftritten zu Bayonne war der Aufstand des spanischen Volkes gefolgt und aus dieser erst verachteten Bewegung ein großer fürchterlicher Krieg erwachsen. Das Verhältniß zu Preußen war zweifelhaft, das zu Oestreich gestaltete sich, unter der Einwirkung der spanischen Dinge, kälter und feindseliger. Es war hohe Zeit, daß der Czar abgefunden und auf's Neue mit der französischen Politik verkettet ward. Der Congreß der beiden Kaiser konnte dann zugleich als Schaustellung Bonapartescher Macht und Herrlichkeit dienen, seine Vasallen um ihn versammeln und

die Gedanken der Auflehnung in Oestreich und Preußen zu Boden schlagen.

Am 22. September reiste Napoleon von St. Cloud ab, nahm in Frankfurt die ersten Huldigungen seiner deutschen Untergebenen entgegen und traf am 27. in Erfurt ein. Seine Diplomatie war ihm bereits vorangeeilt; eine Abtheilung seiner Grenadiergarde war von Paris hingesandt worden, um mit andern auserlesenen Truppen zugleich als Schutz und Ausschmückung zu dienen. Das frühere Statthaltereigebäude war als Ort der Conferenzen ausersehen; die etwas öde und unter französischer Herrschaft schwer heimgesuchte Stadt ward von französischen Dekorateurs eifrig herausgeputzt, damit ihr Aussehen dem Glanze der festlichen Tage entspreche. Von den Vasallen waren viele bereits angekommen oder beeilten sich, hinter ihrem Lehnsherrn nicht zurückzubleiben; sämmtliche Rheinbundsstaaten, von Baiern, Westfalen, Sachsen, Würtemberg, dem Fürsten Primas an bis zu den Reuß und Leyen herunter, waren entweder durch die Regenten persönlich, oder durch die Thronerben repräsentirt. Nur Oestreich und Preußen erschienen in abgesonderter Stellung; für Preußen war Prinz Wilhelm gekommen, um mit des Czaren Hülfe eine Milderung des Pariser Vertrages zu erlangen; Oestreich war durch General Vincent vertreten. Seit den Zeiten, wo die großen deutschen Kaiser ihre Fürstentage gehalten und die Herzöge und Markgrafen als Lehnsleute vor ihnen erschienen, war ein so glänzender und zahlreicher Fürstencongreß nicht mehr vereinigt gewesen; nur hatten jene alten Zeiten den höchsten Grad von Macht und Herrlichkeit Deutschlands verkündigt, wie diese jetzt das äußerste Maß der Erniedrigung. Damals waren den deutschen Stammesfürsten zur Seite die Könige des Auslandes oder ihre Vertreter erschienen, um dem „Herrn der christlichen Welt" ihre Huldigungen darzubringen; jetzt figurirten ihre Nachkommen nur im Gefolge zweier fremder Despoten, deren Herrschaft auf die Theilung und Entwürdigung Deutschlands gestellt war.

Noch ehe Napoleon in Erfurt ankam, waren Kaiser Alexander und der Großfürst Constantin in Weimar eingetroffen. Am 27. September begaben sich beide nach Erfurt. Um Mittag brach Napoleon mit glänzendem militairischen Gefolge auf, um den russischen Kaiser einzuholen. Zwischen Münchenholzhausen und Nohra trafen die Fürsten zusammen; beide Autokraten umarmten sich und gingen eine geraume Zeit zu Fuß mit einander. Dann bestiegen sie die Pferde; für den Czaren war eines bereit gehalten gerade so aufgeschirrt, wie er es in Petersburg zu reiten pflegte. Mit allem militairischen Pompe bewegte sich nun durch die Reihen der französischen Truppen der Zug unter dem Donner der Kanonen nach Erfurt. Am Abend war die Stadt glänzend illuminirt, in Inschriften und Transparenten alle Kunst der Schmeichelei aufgeboten, den Imperator und seine Größe zu verherrlichen. Er selbst bot seinen Gästen diesmal neben den militairischen Schaustücken vorzugsweise theatralische Genüsse. Die berühmtesten Schauspieler des Theatre français waren nach Erfurt beschieden, um, wie er Talma zugesagt, „vor einem Parterre von Königen" die französischen Tragödien darzustellen. Die Zeitungen jener Zeit haben uns sorgfältig berichtet, in welcher Rangordnung dies seltene Theaterpublikum, das zum größten Theile hier zugleich die Rolle politischer Statisten spielte, gruppirt war. Die Franzosen aber erzählen heute noch mit Selbstgefälligkeit, wie sich diese armen Souveraine neben dem Uebermuthe der fremden Kriegsfürsten, Staatsmänner und Kammerherren bei Seite gedrängt sahen und wie manchmal man sie zum geduldigen Antichambriren verurtheilte. Im Theater waren nicht nur die Plätze dieser Könige und souverainen Fürsten in gemessener Entfernung von den beiden Kaisern, sondern auch ihre Sessel waren von geringerer Art. Wenn die Wagen der beiden Kaiser ankamen, wurde dreimal, bei jedem Könige nur einmal die Trommel gerührt. Da geschah es denn, daß einmal die Wache, durch das Aeußere des Wagens des Königs von Würtemberg getäuscht, die dreifache Begrüßung eintreten ließ, der commandirende Officier

aber zornig Einhalt gebot mit den Worten: taisez vous, ce n'est qu'un roi.

Nach der Verwirrung und dem Gedränge der ersten Tage bildete sich eine feste Tagesordnung. Jeden Morgen um 9 Uhr war großes Lever bei Napoleon. Hier fanden sich, nur die Könige ausgenommen, alle anwesenden Fürsten, ihre Minister und die Vornehmsten ihres Gefolges ein. Nur die Fürsten und Großwürdenträger konnten in das Cabinet Napoleons eintreten, während die Zurückbleibenden sich mit den Officieren und Höflingen begnügen mußten. Der Kanzler von Müller, der dies als Augenzeuge berichtet, vergleicht diesen bunten Menschenknäuel treffend mit einer großen Börse, wo Jeder die Neuigkeiten des Tages begierig zu erforschen und für sich einen Gewinn daraus zu ziehen strebte. Dem Lever folgten die Audienzen und Aufwartungen: Revuen, Paraden und Mittagstafeln füllten den Tag aus bis zum Abend, der in der Regel der französischen Tragödie gewidmet war.

Besondere Aufmerksamkeit ward von den anwesenden deutschen Vasallen natürlich keinem zu Theil. Kaiser Alexander war der einzige Gegenstand eifrigster Sorge; mit Schmeicheleien und Artigkeiten sollte der eitle Mann betäubt werden, damit er nicht fühle, daß er auch jetzt nur gerufen war, um wohlfeil abgefunden zu werden. Wie weit aber auch gegen ihn schon Napoleons muthwilliger Uebermuth ging, davon erzählt Müffling einen charakteristischen Zug. Es war, wohl nicht ohne Absicht, eines der Regimenter auf dem Rückmarsche durch Erfurt dirigirt, das an dem Feldzuge von 1807 mit Auszeichnung Theil genommen. Napoleon ritt mit dem Czaren und dem Großfürsten zur Parade; von ihnen umgeben, trat er in den Kreis des Regiments, ließ die Tapfersten vorrufen; sie mußten ihm erzählen von ihrem Verhalten bei Friedland, und er ließ Alle zur Belohnung aufzeichnen für ihre Heldenthaten, die sie gegen die Russen ausgeführt. Alexander mußte unbeweglich dieser demüthigenden Scene zuhören.

Dieser Geringschätzung gegenüber, die Napoleon gegen das Fürstliche und Hochgeborene auch jetzt nicht verleugnete, fiel die Auszeichnung doppelt in die Augen, die er den Heroen der deutschen Literatur bewies. Wie demüthigend es auch für diese war, vor dem Unterdücker Deutschlands in Parade zu erscheinen, ward von ihnen selbst am wenigsten empfunden. Vielmehr schien es, als würde damit der gelehrten und literarischen Nation, auf der Napoleons eiserne Hand jetzt lastete, in ihrer Weise eine Artigkeit erwiesen, den Königen und Fürsten aber, die täglich seine Rücksichtslosigkeit fühlen mußten, zugleich bedeutet, was er höher achte, als ihren Stammbaum. Am 2. October ward Göthe vom Kaiser zur Audienz beschieden. Er fand ihn in Talleyrands und Darus Gesellschaft; er war eben mit den deutschen Contributionen beschäftigt. Als der Dichter eintrat, winkte ihm der Kaiser heranzukommen; nachdem er ihn aufmerksam betrachtet, sagte er ihm: vous êtes un homme. Nach den ersten geläufigen Fragen wandte er das Gespräch auf die tragische Poesie und auf Göthes Werther, mit dem der Kaiser genau vertraut schien; denn er erörterte und kritisirte die Einzelnheiten und erhob namentlich gegen eine Stelle sein Bedenken, das der Dichter nicht umhin konnte, „mit heiterem Gesicht und einem vergnügten Lächeln" gegründet zu finden. Auch über das Drama machte der Kaiser nach Göthes Bericht „sehr bedeutende" Bemerkungen, wie einer, der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Criminalrichter betrachtet und dabei das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte. Die Schicksalstragödien erwähnte Napoleon mit Misbilligung; sie hätten einer dunkleren Zeit angehört. Was, sagte er, will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal. Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein. Sie sollten, rief er Göthe zu, den Tod Cäsars würdiger und großartiger als Voltaire schreiben. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen

hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris. Dort giebt es größere Weltanschauung! Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden.

Wenige Tage nachher ward der Schauplatz der Festlichkeiten von Erfurt nach Weimar verlegt. Napoleon hatte den Wunsch geäußert, sich und seine Gäste hier fetirt zu sehen, und wollte dem Czaren zugleich das Schlachtfeld von Jena zeigen. So wurden denn in Weimar für den 6. und 7. October außer einem Festmahle und einem Hofballe große Jagden vorbereitet. Napoleon schickte seine Komödianten hinüber; sie sollten dort Voltaires Mort de César aufführen. Das beziehungsreiche Stück war in Frankreich seit Jahren von der Bühne verbannt; vor den geduldigen Deutschen es aufführen zu lassen, schien aber ungefährlich. Am 6. October, einem sonnigen schönen Herbsttage, kam die fürstliche Versammlung von Erfurt herüber. In der Nacht vorher waren mehrere hundert Hirsche und Rehe aus dem Ettersberger Walde gegen einen großen freien Rasenplatz zusammengetrieben und umzäunt worden. In der Mitte dieses freien Platzes hatte man einen ungeheuren Jagdpavillon errichtet, an dem das Wild in Schußweite vorübergetrieben ward. Tausende von Menschen waren zu Roß und Wagen hinausgepilgert, auf Gerüsten drängten sich die Schaulustigen zusammen, an der Waldgrenze gruppirten sich, um große Feuer zur Bereitung von warmen Speisen, eine Masse von Landleuten, welche die Nacht vorher das Wild hatten zusammentreiben müssen. Dem Jagdvergnügen folgten dann Festmahl, Theater und Hofball. Napoleon ließ, wie einer seiner Bewunderer sich ausdrückt, das „Bataillon" Fürsten stehen und suchte nach der ersten Begrüßung Alexanders Göthe auf. Dann erkundigte er sich nach Wieland, der seines hohen Alters wegen solche Festlichkeiten mied. Er mußte herbeigeholt werden. Der Kaiser fragte ihn erst über seine Schriften, dann kam er auf ein historisches Thema. Wie früher Johannes Müller, so ward jetzt Wieland von ihm verhört, welches Zeitalter er für das glücklichste der Menschheit halte? Wieland gab die Antwort nicht,

die Napoleon wünschen mochte, er äußerte sich ausweichend. Das brachte dann den Kaiser auf Tacitus. Wie bei anderen Anlässen, so machte er hier seinem Unmuthe Luft über die herbe und düstere Zeichnung, die der große Geschichtsschreiber von der Kaiserzeit entworfen. Tacitus habe die Handlungen und Gesinnungen nicht tief genug erforscht, um ein unbefangenes Urtheil der Nachwelt zu begründen. Man müsse die Menschen und Völker nur so nehmen, wie sie in der Mitte ihrer Zeit und aller bestimmenden Umstände sein könnten. Die römischen Kaiser seien lange nicht so schlecht gewesen, wie Tacitus sie geschildert. Der Verlauf des Gesprächs führte dann auf die griechisch-römischen Wechselwirkungen dieser Epoche und auf das Christenthum; hart an Wieland herantretend, sagte der Kaiser plötzlich mit leiser Stimme: „Es ist übrigens eine große Frage, ob Christus jemals gelebt hat." Die Lebhaftigkeit, womit der „deutsche Voltaire" die wirkliche Existenz des Erlösers verfocht, schien ihm zu gefallen. „Gut, gut" sagte er. „Die Philosophen quälen sich ab, Systeme aufzubauen, aber sie suchen vergeblich ein besseres, als das Christenthum, durch welches der Mensch mit sich selbst versöhnt und zugleich die öffentliche Ordnung und die Ruhe der Staaten gleich stark verbürgt wird, wie das Glück und die Hoffnung der Individuen." Napoleon schien geneigt, noch länger fortzuplaudern, wenn nicht der greise Dichter sich durch das lange Stehen angegriffen gefühlt und beurlaubt hätte. Ihm und Göthe wurde dann vor der Abreise des Kaisers der Orden der Ehrenlegion ertheilt.

Am andern Tage fand eine zweite große Jagd zwischen Apolda und Jena statt, auf dem Plateau des Landgrafenberges, wo Napoleon die Schlacht vom 14. October 1806 geleitet hatte. Es war vielleicht nur Zufall oder Ungeschicklichkeit, daß man die festgesetzte Hasenjagd gerade mit dem von Napoleon gebotenen Besuche des Schlachtfeldes verband, aber das geschah schwerlich ohne Absicht, daß der Sieger von Jena den Prinzen Wilhelm von Preußen einlud, sein Begleiter zu sein. Das war ja seine

Art sich des Sieges zu freuen. Wahrscheinlich hat diese Brutalität diesmal eine Lebensgefahr von ihm abgewandt. Am Webicht, dem kleinen Gehölz bei Weimar, das uns aus der Geschichte des Rückzuges von Jena bekannt ist, warteten nach Müfflings Aussage auf raschen Rossen zwei Männer aus Preußen, die unter ihren Mänteln Mousquetons verborgen hatten und entschlossen waren, dem Unterdrücker Deutschlands ein gewaltsames Ende zu bereiten. Als sie den Bruder ihres Königs an seiner Seite erblickten, versagte ihnen ihr Arm den Dienst. Gewiß wäre es ewig zu beklagen gewesen, wenn der Imperator auf diese Weise sein Ende fand; aber ein bedeutsames Zeichen der Zeit war es doch, daß sich in dem friedfertigen und geduldigen Deutschland anfingen Mordgedanken zu regen.

Den Festlichkeiten liefen geräuschlos politische Verhandlungen zur Seite, in welche nur die beiden Kaiser und ihre nächsten Vertrauten eingeweiht waren. Die Russen mochten wohl mit der Hoffnung gekommen sein, die Theilung des osmanischen Reiches als reife Beute von Erfurt mitzunehmen; wenigstens kam der Czar in den ersten Unterredungen auf diese Lieblingsgedanken, womit man ihn zu Tilsit gelockt, angelegentlich zurück. Aber aus Napoleons Gegenrede, welche die Schwierigkeit der Ausführung und die Gespanntheit der europäischen Lage geltend machte, ging das Eine deutlich hervor, daß er entschlossen war, den Kern des türkischen Reiches mit der Hauptstadt den Russen nicht preiszugeben. Die Höflichkeiten und Galanterien, die in reichem Maße an Alexander verschwendet wurden, schienen nur eben berechnet, die Ablehnung minder empfindlich zu machen. Doch fühlte auch Napoleon recht gut, daß es irgend einer Einräumung bedürfe, um sich Alexanders dauernde Billigung für die Veränderungen im Abendlande zu sichern und sich an ihm einen zuverlässigen Wächter für Oestreich und Preußen zu erhalten. Die Abtretung der Moldau und der Wallachei, außer dem eben von Schweden abgerissenen Finnland, schien dazu der geeignetste Weg. Dieser Besitz vollendete Rußlands Herrschaft an der

untern Donau, machte das wankende Türkenreich immer wehrloser und misachteter und ermuthigte ebendadurch die russischen Hoffnungen, daß die abermals verschobene Theilung endlich doch vollzogen werden müsse. Der Czar und sein Minister Romanzoff zeigten sich auch geneigt, auf die Erfüllung ihrer kühnsten Wünsche zunächst zu verzichten, wenn nur diese bescheidenere Beute ohne Säumen erlangt ward. Darum drehte sich nun wesentlich der vertrauliche Verkehr der beiden Kaiser und ihrer Rathgeber. Der Czar wünschte die förmliche Abtretung der besetzten Provinzen unverzüglich in Händen zu haben, um gestützt auf Napoleons Zustimmung auch die Einwilligung der Pforte sofort zu erpressen. Für so übermäßig dringend sah es freilich Napoleon nicht an. Er dachte, die vertragsmäßige Verpflichtung könne Rußland vorerst genügen und es so stimmen, daß es ihm Oestreich und Preußen in Ruhe hielte. Dann wollte er die ganze Wucht seiner militairischen Kräfte auf Spanien werfen, mit raschen Schlägen den Aufruhr dort bewältigen und das englische Hülfscorps hinausdrängen. Mit diesem Ergebniß, der Unterwerfung des Westens durch die französischen, der Bewachung des Ostens durch die russischen Waffen, schien es dann nicht undenkbar, England zu einem Frieden zu bestimmen, der den Statusquo dort wie hier, am Ebro wie an der untern Donau, feierlich anerkannte. Ein vorzeitiges Verkündigen der Abtretung der Donauländer an Rußland konnte dies erschweren, die Pforte zur letzten Kraftanstrengung anspornen, Oestreich schwierig machen und so dem englischen Widerstande neue Chancen eröffnen. Allein auf die Russen machte diese Betrachtung nicht so viel Eindruck, daß sie darum ihre Ungeduld hätten zähmen wollen. Sie glaubten sich seit Tilsit zu mannigfach enttäuscht und hingehalten, um nicht ein leises Mistrauen zu empfinden. So drängten und trieben sie mit aller Ungeduld der Habsucht auf ungesäumte Anerkennung ihres Eigenthums, und es erforderte Napoleons ganze diplomatische Kunst, ihre Verstimmung zu bewältigen und sie seinem Calcul zugänglicher zu machen.

Neben diesen Hauptgeschäften des Congresses erschienen die deutschen Angelegenheiten nur wie untergeordnete Fragen. Oestreich und Preußen waren in die vertrauten Besprechungen der beiden Kaiser nicht eingeweiht, die Fürsten des Rheinbundes ohnedies nur anwesend, um das Gefolge Napoleons zu vergrößern.

Mit Oestreich war das Verhältniß bereits so gespannt, daß der französische Kaiser nach seiner brüsken Art einen öffentlichen Anlaß, die feierliche Audienz vom 15. August, benutzt hatte, seinen Unmuth an dem Gesandten Oestreichs, dem Grafen Metternich, laut auszulassen. Er war zu scharfsichtig, um sich durch die friedlichen Worte des Wiener Cabinets täuschen zu lassen und nicht zu sehen, daß in Oestreich Alles auf kriegerische Thaten gerüstet sei. Die Franzosen wollen wissen, Kaiser Franz habe vor dem Congresse sondirt, ob auch er in Erfurt erscheinen solle; Napoleon habe es aber verneint. Thatsache ist, daß im Namen Oestreichs nicht ein Glied des Kaiserhauses auf dem Congresse erschien, sondern der General Vincent, den die Männer der Erhebung in Deutschland zu den Ihrigen zählten. Seine Rolle war nur die, zu beobachten und durch friedfertige Erklärungen die Stunde des offenen Bruches noch zu verzögern. In diesem Geiste war auch das Schreiben des Kaisers abgefaßt, dessen Ueberbringer er war. Es betheuerte die friedlichen Gesinnungen Oestreichs und ermächtigte den Abgesandten zu allen den Erklärungen, welche das gegenseitige Vertrauen wieder befestigen konnten. Napoleon nahm öffentlich die Miene an, als schenke er dem Glauben. Die Versicherungen, daß die Rüstungen eingestellt würden, erwiederte er durch den Befehl an die Rheinbundsfürsten, ihre zum Theil in Lager vereinigten Truppencorps in ihre Garnisonen zurückkehren zu lassen. Aber es sollte doch nur vor der Welt so scheinen; er selbst traute der östreichischen Politik nicht mehr als zuvor. Zeugniß davon gab nicht nur die Behandlung Vincents, dem man nicht unhöflich, aber fremd und kalt begegnete, sondern namentlich der Brief, womit Napoleon am Schlusse des Congresses das Schreiben des östreichischen

Monarchen erwiederte. Er habe, hieß es darin, niemals gezweifelt an den geraden Absichten des Kaisers; allein es gebe in Wien eine Faktion, die Furcht vor Frankreich affectire, um das östreichische Cabinet zu gewaltsamen Maßregeln zu drängen, deren Folgen noch unglücklicher sein würden als die vorausgegangenen Ereignisse. „Ich bin in der Lage gewesen, die Monarchie E. M. aufzulösen oder wenigstens sie weniger mächtig zu lassen; ich habe es nicht gewollt. Was sie ist, das ist sie durch mein Zugeständniß. Darin liegt der evidenteste Beweis, daß unsere Rechnungen ausgeglichen sind und ich nichts von ihr will." Er beschwerte sich dann über die Aushebungen und Rüstungen und verbat sich in einem Tone, der drohend genug klang, jeden Schritt, der Besorgniß erwecken und einer Diversion zu Gunsten Englands ähnlich sehen könnte.

Nicht viel günstiger war die Situation Preußens auf dem Congresse. Prinz Wilhelm wurde zwar mit Auszeichnung behandelt, aber im Uebrigen blieb es bei den drückenden Bedingungen des Pariser Vertrages. Die Vermittelung des Czaren, von der man am Hofe sich soviel versprochen, beschränkte sich darauf, daß von der gewaltthätig in die Höhe geschraubten Contribution zwanzig Millionen erlassen und bessere Fristen zugesagt wurden. Und um welchen Preis geschah es! Im Tilsiter Frieden war durch einen geheimen Artikel ausgemacht gewesen, daß, wenn Hannover mit dem Bonaparteschen Gebiete vereinigt würde, Preußen dafür einen Zuwachs von 400,000 Seelen an der Elbe erlangen sollte; Alexander erklärte im Augenblick, wo der Congreß zu Ende ging, aus eigenem Antriebe, er lege keinen Werth auf die Vollziehung dieses Artikels — für die Franzosen freilich ein erwünschter Vorwand, ihn unvollzogen zu lassen!

Indessen war am 12. October der Vertrag zu Erfurt unterzeichnet worden, der die französisch-russische Diktatur über Europa, wie sie zu Tilsit entworfen war, genauer regelte. Darin war von Neuem das engste Einverständniß zwischen beiden Theilen

festgesetzt; alle Unterhandlungen, alle Vorschläge sollten nur gemeinsam erörtert werden.

Zwei Tage nach dem Abschluß des Vertrages ging der Congreß auseinander. Es war Napoleon gelungen, was er wollte: den Czaren von Neuem an sein Interesse zu knüpfen, ohne daß der Preis dafür zu hoch war. Zwar hatte Alexander weniger erlangt, als ihm zu Tilsit vorgespiegelt war; doch schied er von Erfurt noch ziemlich befriedigt, denn Finnland und die Donauländer waren ihm gesichert und die Hoffnung auf die Theilung der ganzen osmanischen Beute nur vertagt, nicht vereitelt. Bedeutsam war es immer, daß abermals das wirklich Erreichte hinter dem Erwarteten zurückblieb und der russische Czar zwar nicht mißvergnügt, aber auch keineswegs vollkommen gesättigt den Congreß verließ. Je rücksichtsloser Napoleons Unersättlichkeit fortan sich den Consequenzen des eigenen Systems hingab, um so wichtiger konnte der Umstand werden, daß schon zu Erfurt, trotz aller Schmeichelreden und Galanterien, zwischen beiden Kaisern nicht Alles glatt und geebnet war. Die Herrschsucht und der schnödeste Egoismus hatten diesen Bund gestiftet und bis jetzt zusammengehalten; die gleichen Hebel konnten ihn auch eines Tages auseinandertreiben.

Ludwig Häusser.
(Deutsche Geschichte, Bd. 3.)

17.

Napoleons Aechtung des Ministers von Stein.

In den ersten Tagen des Januar 1809 traf der neue französische Gesandte, Herr von St. Marsan, in Berlin ein. Er überbrachte nachstehendes Decret Napoleons:

1) Der Namens Stein (le nommé Stein), welcher Unruhen in Deutschland zu erregen sucht, ist zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt.

2) Die Güter, welche der besagte Stein, sei es in Frankreich, sei es in den Ländern des Rheinbundes, besitzen möchte, werden mit Beschlag belegt. Der besagte Stein wird überall, wo er durch unsere oder unserer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, persönlich zur Haft gebracht.

In unserem Kaiserlichen Lager von Madrid, den 16. December 1808.

(unterzeichnet) Napoleon.

Diese Achtserklärung wurde zu gleicher Zeit in allen Theilen Deutschlands, welche dem französischen Heere gehorchten, bekannt gemacht und an öffentlichen Orten verdeutscht angeschlagen.

Auf den Vorposten der französischen Truppen zu Erfurt, Magdeburg, Hamburg, Hannover las die Bevölkerung mit Erstaunen und banger Besorgniß die Kriegserklärung, wodurch der Sieger von Marengo, Ulm, Austerlitz, Jena, Friedland und

Tudela, der Beherrscher von Frankreich, Italien, Holland, Schweiz, halb Deutschland und Spanien, einen einzelnen machtlosen Mann aus der zahllosen Menge seiner Zeitgenossen hervorhob und sich zum Gegner auf Tod und Leben stempelte. Aber weit entfernt ihren Zweck zu erreichen, hat diese Maßregel blinder Leidenschaft sich gegen ihren eigenen Urheber gekehrt. Napoleons Haß bezeichnete seinen Feinden ihren Führer. Unzählige Menschen lasen damals Stein's Namen zum erstenmal, aber die Aechtung umgab ihn sogleich mit dem heiligen Glanze des Märtyrers; die Herzen, welche in allen Theilen Deutschlands nach Befreiung lechzten, hatten ihren lebendigen Mittelpunkt gefunden; Stein ward eine politische Macht, worauf weit über Preußens Grenzen hinaus die Erwartungen und Hoffnungen des zertretenen Volkes blickten, und damit auch der Mächtigste dieser Erde die ewige Gerechtigkeit scheue — sechs Jahre weiter, und von dem Namens Stein geht der Gedanke der europäischen Achtserklärung aus, deren Folgen der Kaiser der hundert Tage erliegen wird! Damals aber drang kein Blick in das Dunkel der Zukunft.

Bei seiner Ankunft in Berlin schickte St. Marsan den holländischen Gesandten v. Goldberg, den Stein im letzten Frühjahr als einen verständigen wohlwollenden Mann kennen gelernt hatte, zu ihm, ließ ihm die Achtserklärung zustellen und sagen, er habe Befehl, alle politischen Verhältnisse mit Preußen abzubrechen und Berlin zu verlassen, wenn er Stein im Preußischen anwesend oder gar noch im Dienste vorfinde; er werde aber, wenn Stein sogleich abreise, verfahren, als wenn er schon abwesend wäre.

Der Entschluß mußte schnell gefaßt werden. Stein traf die nothwendigsten Maßregeln, um einen Theil seines Vermögens zu retten, und bereitete sich zur Flucht; er benachrichtigte den König von der wider ihn verfügten Verfolgung, welche dem Einfluß persönlicher Feinde und übelverstandenen Diensteifers der französischen Behörden zuzuschreiben sei, und erbat sich seinen Schutz und seine Vermittlung bei dem russischen Kaiser, um

dessen Verwendung bei Napoleon und die Erlaubniß, sich erforderlichen Falls nach Rußland zu begeben. Er zeigte dem König zugleich an, daß er nach der böhmischen Grenze abreise, und seine Befehle durch General Scharnhorst erwarte.

Am Abend des 5. Januar, als zum letztenmale die Freunde um ihn versammelt waren, und die ungewisse Zukunft, der er entgegen ging, alle bewegte, sprach einer der Anwesenden, der Major von Röder: „Euer Excellenz werden jetzt durch die Franzosen Ihres angestammten Erbes beraubt; wir Preußen müssen es Ihnen mit unserem Blute wiedererobern!“ Der tapfere Mann hat sein Gelübde gelöst; er ruht mit seinen Heldengenossen in freier Erde, bei Arbesau.

In der folgenden Nacht verließ Stein Berlin. Die Reise ging im größten Geheimniß und ohne Unterbrechung bis Sagan, nach einigen Stunden Schlafs am folgenden Tage bis Bunzlau. Dort ließ er seinen Wagen stehen, fuhr in einem Schlitten nach Löwenberg, schlief einige Stunden und setzte die Reise früh um 1 Uhr zu Schlitten fort. Die Nacht war sehr schön, die Witterung milde, der Himmel bald bewölkt, bald erleuchtet, die Natur still und feierlich, und die zahlreichen Wohnungen der Menschen, durch die der Weg leitete, vollkommen ruhig. Eine solche Nacht und solche Umgebungen gaben seiner Seele eine Stimmung, die alles Menschliche, und erscheine es noch so gewaltig, auf seinen wahren Werth zu bringen bereit war. Er erinnerte sich der am ersten Tage des Jahres mit den Seinigen gelesenen Neujahrspredigt von Schleiermacher: „über das, was der Mensch zu fürchten habe, und was nicht zu fürchten sei,“ als einer sehr passenden Vorbereitung auf die so rasch nachher erfolgten Ereignisse. Am Vormittage des 9. Januars kam er wohlbehalten bei seinen Freunden zu Buchwald im schlesischen Riesengebirge an.

Am 10. erhielt er Briefe aus Berlin. Frau von Stein hatte in ihrer Angst um ihn von dem östreichischen Gesandten, Herrn von Bombelles, einen Paß verlangt und sandte diesen mit der dringenden Bitte, sobald als möglich über die Grenze

zu gehen; sie werde mit den Kindern, wohin er auch gehe, ihm folgen. Sack rieth gleichfalls, dem Rathe seiner Frau zu folgen, welche nur für ihn denke, fühle und handle; er berichtete von zwei im Moniteur vom 27. December abgedruckten Schreiben des Fürsten Wittgenstein in Hamburg an Graf Goltz und Stein, welchen die Achtserklärung erst gefolgt sein solle; der Freund, welcher die Sicherung des Vermögens in Nassau übernommen habe, Kammergerichts-Assessor Eichhorn, sei nach dem Rhein abgereist.

Er freuete sich des Entschlusses seiner Frau, welcher ihrem vortrefflichen und edlen Charakter ganz entspreche, bat sie, sobald ihre Gesundheit es erlaube, durch die Lausitz nach Prag zu reisen, alle werthvollen Papiere in Kunth's Händen zu lassen, und Graf Arnim für seine auf so edle Art bewiesene Freundschaft zu danken. Er schrieb dann noch an den Fürst Primas um dessen Verwendung wegen seiner Güter am Rhein, suchte für den Fall, daß ihm Oestreich den Aufenthalt versagen sollte, um einen englischen Paß nach, der ihm auf den Namen Karl Frücht — Frücht war sein Gut bei Nassau — von dem englischen Geschäftsträger in Prag, Alexander Horn, ausgestellt ward, und nahm am 12. vom preußischen Boden mit einigen Zeilen an die Prinzessin Louise und diesem Briefe an die Prinzessin Wilhelm Abschied:

„In wenigen Stunden verlasse ich ein Land, dessen Dienst ich dreißig Jahre meines Lebens widmete, und worin ich nun meinen Untergang finde. Besitzungen, die seit 675 Jahren in meiner Familie sind, verschwinden, Verbindungen jeder Art, die in jedes Verhältniß meines Lebens eingreifen, werden vernichtet, und ich bin aus meinem Vaterlande verbannt, ohne jetzt auch für mich und die Meinigen eines Zufluchtsortes gewiß zu sein.

Möchte mein Untergang in dem Sturme der Zeit meinem unglücklichen Vaterlande nützlich sein, so will ich ihn mit Freudigkeit ertragen.

Empfangen Eure Königliche Hoheit mit Güte und Theil-

nahme den Ausdruck meiner tiefsten Verehrung für Ihren großen und edlen Charakter, für Ihren kräftigen gebildeten Geist; möge er seinen wohlthätigen Einfluß ferner auf Alles verbreiten, was sie umgiebt, und möge ich immer verdienen, einen Platz in Ihrem Andenken zu erhalten."

Buchwald liegt nur eine Meile von der östreichischen Grenze; seine Freunde, die in ihm das Bild alles Guten und Edlen liebten und bewunderten, geleiteten ihn dahin und schieden mit den heißesten Segenswünschen. Er überschritt das Gebirge in Gesellschaft eines alten Freundes, des Grafen Geßler, eines wohldenkenden, aufopferungsfähigen Mannes, den er 1806 in Dresden viel gesehen und der ihn jetzt in Buchwald aufsuchte, um sein Schicksal zu theilen. Sie kamen am Abend nach Trautenau, in der folgenden Nacht fiel ein tiefer Schnee, welcher den Uebergang des Gebirges unmöglich gemacht haben würde. In Trautenau schrieb Stein an einen bewährten Jugendfreund, den östreichischen Finanzminister Grafen Odonell of Tyrconnell, welchen er 1775 in Göttingen lieb gewonnen und 1794 in Nassau wiedergesehen hatte, einen redlichen, geist- und kenntnißreichen Staatsmann, und an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Grafen Stadion, machte sie mit den Ursachen seiner Verfolgung bekannt und bat, ihm vom Kaiser ein Asyl in seinen Staaten auszuwirken, wo er sich in Zurückgezogenheit der Erziehung seiner Kinder widmen könne.

Sobald sein Wagen nachgekommen war, reiste er weiter nach Prag; Graf Geßler's angenehme Gesellschaft zerstreuete und erhielt ihn aufrecht, und verhinderte ihn sich trüben Gedanken zu überlassen; sie erreichten Böhmens Hauptstadt am Abend des 16. Januar, und wurden mit Theilnahme und Freundlichkeit empfangen. Mit Ungeduld wartete er nun auf Antwort von Wien. Odonell beruhigte ihn am 21. vorläufig über die Gewährung des Gesuchs; dann gab sein Schwager, Graf Wallmoden, in Stadion's Auftrag, die Versicherung, daß ihm ein sicherer Aufenthalt in einer der Hauptstädte des Kaiserreichs gewiß

sei. Dieser, einer der thätigsten und entschiedensten Gegner Napoleons, im Begriff, für die gute Sache eine Reise nach England anzutreten, schrieb ihm bedeutend: ... „Ich habe mit doppeltem Rechte den lebhaftesten Antheil an Allem genommen, was Ihnen widerfahren ist. Ich bin erfreut, das Schiff für den Augenblick vor Anker und im Hafen zu sehen; möchten Sie, so früh ich es wünsche, daraus mit vollen Segeln wieder abfahren“ ... Endlich benachrichtigte ihn Stadion amtlich, daß der Kaiser sich freue, in seinen Staaten einen Minister aufzunehmen, der eben so sehr durch die seinem Könige geleisteten Dienste als durch das für ihn daraus geflossene Unglück ausgezeichnet sei; der Kaiser wünsche jedoch, daß Stein die Hauptstadt von Mähren, Brünn, zum Aufenthaltsorte wählen möge, da Prag — der Sammelplatz vieler durch das Unglück der Zeiten brod- oder dienstlos gewordenen Personen — ihm die wünschenswerthe Ruhe nicht gewähren würde; und, fügte Stadion hinzu, ihm persönlich sei es lieber, Stein in größerer Nähe, nur eine kleine Tagereise von Wien, als in der Entfernung von Prag zu wissen.

Prag war ihm in den wenig Tagen seines Aufenthalts lieb geworden; die herrliche Lage der Stadt an einem breiten Strome, in einem reichen malerischen und wohlangebaueten Lande, voll mannigfaltiger Erinnerungen an eine ernste und schöne Vorzeit, die Gutmüthigkeit der Bewohner, die Theilnahme an seinem Schicksale und die wohlwollende Freundlichkeit und Dienstfertigkeit, welche er bei allen Bekanntschaften antraf, gewannen leicht seine Zuneigung; Alles dieses, so wie die Anstalten für Wissenschaft und Kunst, versprachen ihm und den Seinigen einen angenehmen Aufenthalt, doch folgte er ohne Weiteres der Bestimmung des Kaisers und vertauschte nach einigen Tagen Prag mit Brünn.

Unter den Bekannten früherer Jahre, welche er in Prag wiederfand, war auch Gentz, der dort in einer gewissen Entfernung von dem Mittelpunkte der Geschäfte, doch in steter Verbin-

dung mit den einflußreichsten Menschen lebte. Höchst verschiedene sittliche Charaktere, aber damals durch gleiches Streben für die Rettung der deutschen Freiheit und gleichen Haß gegen deren Unterdrücker belebt, sahen sie sich einander fast täglich. Ein Brief, den er während dieser Tage an Stein schrieb, bezeichnet ihr damals wieder angeknüpftes Verhältniß:

„Ich habe so eben vernommen, daß die Antwort auf den, wegen Ew. Excellenz Ankunft in Prag, nach Wien abgegangenen Bericht, eingelaufen ist, und daß durch selbige den hiesigen Autoritäten aufgegeben wird, Ew. Excellenz mit aller der ausgezeichneten Achtung, die Ihrem Range und Ihren hohen Verdiensten gebührt, zu behandeln, und nichts zu unterlassen, wodurch Ihnen der Aufenthalt in Prag erleichtert und angenehm gemacht werden kann.

Im Ernste habe ich zwar keinen Augenblick gezweifelt, daß das das Resultat sein würde. Wenn das Gemüth aber durch mancherlei Widerwärtigkeiten mürbe gemacht ist, so weicht das Vertrauen oft gerade in solchen Momenten, wo man dessen am nöthigsten bedarf. Und hiezu kommt, daß in Sachen, wo das Interesse das lebhafteste und höchste ist, auch die kleinste Besorgniß leicht zu einer drückenden Last wird.

Das Verfahren des Hofes wird für alle gutdenkende und edle Menschen — deren Anzahl in diesem Lande wirklich nicht geringe ist — ein wahrer Triumph sein. In einem Augenblicke wie dieser entschuldigt vielleicht die Freude einige Aeußerungen, welche unter andern Umständen die Bescheidenheit mir verbieten würde. Alle die, welche noch wissen, auf welchem Wege Heil und Rettung zu finden wäre — wenn sie gleich längst daran verzweifelt — daß man es auf diesem Wege suchen werde — verehren in Ew. Excellenz den Patriarchen, das Oberhaupt ihrer Kirche; aus diesem Standpunkte habe ich wenigstens, und haben die, welche mit mir gleich denken, Sie schon seit mehreren Jahren betrachtet; die letzten Begebenheiten haben unserm Glauben das Siegel aufgedrückt. — Und ich meines

Theils erkläre hier, daß, wenn es mir heute gelänge, Ew. Excellenz die Diktatur (im eigentlichen alt-römischen Sinne des Wortes) über alles, was zur Rettung von Deutschland unternommen werden müßte, zusprechen zu lassen, ich Morgen, mit meinem Tagewerk zufrieden, über den Ausgang und über die Zukunft beruhigt, die Welt verlassen wollte."

Die persönliche Mittheilung ward durch Stein's Abreise nach Brünn unterbrochen, wohin ihn der Graf Geßler begleitete; auch Gentz ward bald darauf nach Wien berufen. Graf Geßler verließ seinen Freund erst in der letzten Hälfte des Februar, nachdem er mit persönlicher Aufopferung diese Prüfungszeit mit ihm durchlebt hatte. Der erste März vereinigte Stein wieder mit den Seinigen. Er war darüber außerordentlich glücklich, besonders da er nun auch seiner Frau bessere Tage zu bereiten hoffte. „Der Adel und die Reinheit ihrer Gesinnungen", schreibt er der Prinzessin Louise, „verleugnet sich nicht einen Augenblick; sie erträgt alle diese Veränderungen, welche ihr bei dem Zustande ihrer Gesundheit und ihrer Neigung zu einem ruhigen Leben sehr drückend sind, ohne sich eine Klage zu erlauben." Auf der Kehrseite des Briefes, worin sie ihm von Buchwald aus ihre und der Kinder nahe Ankunft meldete, sieht man von seiner Hand die Verse aus Schillers Glocke, welche seine damalige Lage bezeichnen:

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe;
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben
Und sieh', ihm fehlt kein theures Haupt.

So lebte er denn hier in einer hübschen angenehm gelegenen Stadt, welche jedoch damals aller Mittel zur Belehrung ent-

kehrte, richtete sich ein und genoß nach den Stürmen der letzten Wochen im Kreise der Seinigen eine kurze Erholung.

Die Acht war nicht nur in Frankreich und den Rheinbundstaaten, in dem dazu gehörigen Herzogthum Warschau, sondern auf französischen Betrieb sogar in Preußen vollstreckt worden; zuerst, noch zwei Tage vor öffentlicher Bekanntmachung des Armeebefehls, auf Verlangen des französischen Gesandten Bacher im Herzogthum Nassau.

Hier hatte sofort der von Stein'sche Rath Wieler Silberzeug, Leinen, Gemälde, Bibliothek und andere werthvolle Sachen gerettet, als Pfand und Zeichen des unbeweglichen Besitzes den Eselsklöpfel von der Hausthür abgenommen und Alles bei treuen Freunden verborgen. Er wollte auch die Korn- und Weinvorräthe verkaufen, als ihn ein Brief der Ministerin von Stein über das Verschwinden der Gefahr beruhigte. Um so unerwarteter erschien am 4. Januar in der Frühe ein nassauischer Justizrath auf dem Stein'schen Hofe zu Nassau, zeigte den französischen Achtsbefehl und seine nassauische Vollmacht vor, und verpflichtete den Rath Wieler und die übrigen Beamten durch Handgelöbniß, alle briefliche Verbindung mit ihrem Herrn abzubrechen und von Allem im Hofe befindlichen nichts weiter zu verabfolgen; er ließ die Casse und die Getraidevorräthe stürzen, die Rechnungen abschließen, und begann mit Aufnahme des beweglichen Gutsbestandes. Die Beamten mußten der Gewalt weichen und konnten keinen besseren Beweis ihrer Treue und Ergebung ablegen, als durch Fortführung der Verwaltung unter den auferlegten Bedingungen das ihnen anvertrauete Gut zu sichern und ihrem entfernten Herrn für bessere Zeiten zu erhalten; sie unterzogen sich diesem Geschäfte mit Einsicht, Sorgfalt und Rechtlichkeit, so daß der Zustand der Güter nicht verschlechtert ward.

Zu Warschau ward auf Befehl der sächsischen Regierung in der Mitte Januars von dem polnischen Appellationsgerichte die Beschlagnahme des sämmtlichen im Großherzogthume gelegenen Stein'schen Vermögens, an beweglichen oder unbeweglichen Gütern

oder Capitalien, verfügt, und allen Verwaltungsbehörden aufgegeben, sie aufzusuchen und den Eigenthümer im Betretungsfalle einzufangen. Die Herrschaft Birnbaum war schon 1806 und 1807, da sie an einer Kriegsstraße lag, sehr hart getroffen; die Finanzeinrichtungen der sächsischen Regierung verminderten ihren Ertrag durch Verdoppelung der Steuern, unerschwingliche Naturallieferungen, Aufhebung mehrerer nutzbaren Rechte, und das Sinken aller Preise in Folge des französischen Continentalsystems entwerthete alle Wirthschaftserzeugnisse. Am 7. Februar 1809 warf die Warschauer Regierung, von ihrem Haß gegen alles Deutsche geleitet, den Miteigenthümer, Herrn v. Troschke, ohne ihn zu fragen noch zu hören, gewaltsam aus dem Besitze, nahm die nach dem Gesellschaftsvertrage ihm zustehende Verwaltung, und übergab sie einem Unterpräfecten und einem ehemaligen preußischen Accisebeamten, in deren unfähigen verschwenderischen Händen sie bald in die größte Zerrüttung gerieth; von dem Gute, welches noch vor drei Jahren ein reines Einkommen von 12 bis 14,000 Thalern gegeben hatte, wurden in den nächsten Jahren nicht einmal die Zinsen der darauf haftenden Schuldcapitale bezahlt, und die Klage der Gläubiger bei dem Tribunal zu Posen schien zu einem Gantverfahren und zur Verweigerung des Sequesters zu leiten, wobei Gerichte, Anwalte und Sequestratoren gewinnen, aber Gläubiger und Eigenthümer zu Grunde gehen mußten.

Alle diese Maßregeln, wodurch Napoleon mit Verachtung der Gesetze des Völker- und bürgerlichen Rechtes seinen Haß gegen den Minister eines unabhängigen Staates ausließ, vermochten ihn nicht zu befriedigen. Er wollte sich in höhnischer Schadenfreude den Triumph nicht versagen, Preußen selbst zum Werkzeuge seiner Rache zu gebrauchen. Der König sollte seinen Minister nicht nur entlassen, er sollte ihn selbst verfolgen, verhaften und ausliefern. Und so unglücklich war der Zustand Europas in dieser schmachvollen Zeit, daß der König sogar in der Hauptstadt seines mächtigen Bundesgenossen Alexander eine

solche Zumuthung nicht geradezu zurückweisen zu können glaubte. Er beantwortete Stein's Gesuch wie folgt:

„Mein lieber Freiherr von Stein, ich war schon von der Maßregel, welche der Kaiser Napoleon gegen Sie genommen hat, benachrichtigt, als ich Ihr Schreiben vom 5. dieses erhielt; ich hatte auch schon den Kaiser von Rußland ersucht, sich für Sie bei dem Kaiser Napoleon zu verwenden. Ersterer hat mir versprochen, alles zu thun, was die Umstände gestatten; ich habe demungeachtet dieses Gesuch jetzt wiederholt und ich wünsche von Herzen, daß die Sache einen guten Ausgang haben möge. Sehr lieb ist es mir, daß Sie den Entschluß gefaßt haben, sogleich meine Staaten zu verlassen, so daß nun keine Compromis und übeln Folgen weiter entstehen können. Ich muß Sie ersuchen auch in der Folge diesem Entschlusse getreu zu bleiben, da durch die gebieterischen mir sehr betrübenden Umstände keine andere Partie mit Ihrer persönlichen Sicherheit vereinbar ist.

St. Petersburg, den 16. Januar 1809.

(gez.) Friedrich Wilhelm."

Diesem von Scharnhorst's Hand geschriebenen Briefe fügte der König eigenhändig hinzu: „Der Kaiser will Ihnen sehr gerne ein Asyl in seinen Staaten vergönnen; er wünscht aber, daß Sie durch Galizien in das russische Reich reisen möchten."

Scharnhorst schrieb dabei: „Ew. Excellenz überschicke ich hier mit dem gerührtesten Herzen die Antwort des Königs auf Ihren Brief. Ich habe den Auftrag, noch hinzuzufügen, daß nicht allein Ihre Pension ausgezahlt werden soll, sondern daß auch der König auf alle Art suchen würde, Ihnen Beweise der Dankbarkeit zu geben. Sollten Ew. Excellenz irgend Etwas benöthigt sein, es sei Geld u. s. w., so bitte ich mich davon zu benachrichtigen, wobei ich jedoch in Hinsicht des Wappens Vorsicht empfehle.„

Als die erste Nachricht der Achtserklärung über Berlin in Königsberg eintraf, gaben die Minister dem Oberstlieutenant

v. Gneisenau den Auftrag, Stein zu warnen und für seine Sicherheit zu sorgen. Gneisenau führte den Befehl mit Eifer und Vorsicht aus, sandte einen Courier an Stein, erhielt jedoch schon am folgenden Tage die Nachricht seiner Abreise. Der französische Bevollmächtigte Clairembault verlangte von dem Ministerio Verhaftungsbefehle für den ganzen Umfang der preußischen Staaten, und ward sehr heftig, als man sie ihm verweigerte. Er beklagte sich durch einen nach St. Petersburg gesandten Courier beim Könige. Endlich, als man Stein in Sicherheit wußte, wurde die Verhaftung unter den gehörigen Formen verhängt; französische Gensdarmen wurden aus Glogau nach Breslau gesandt, um ihn aufzuspüren. Preußen war amtlich für Stein verschlossen.

Am 14. Januar schrieb Gneisenau an Stein: „So wie ich die erste Nachricht von dem gegen Ew. Excellenz geschleuderten Bannstrahl erhielt, ergriff mich eine große Unruhe. Man traf indessen Anstalten zu Ihrer Sicherheit, und was mir schmeichelte, man wählte mich zum Werkzeug der Ausführung. .... Gott sei mit Ihnen! — Sobald ich Sie in Sicherheit wußte, freute ich mich über Ihre Proscription. Die Schwachmüthigen sind dadurch niedergedonnert, die Bösartigen freuen sich darüber; allein alle edle Herzen fühlen sich dadurch näher an Ew. Exellenz angeschlossen. Sie gehören nun der Geschichte an, und wenn ein gewisser Hof durch große Blicke sich leiten läßt, so zieht er von diesem Umstande großen Vortheil.“ Und einige Wochen später: „Gott geleite Ew. Excellenz und lasse Sie glücklichere Tage sehen. Aller Edlen Herzen sind durch Ihre Proscription noch fester an Sie geschlossen. Napoleon hätte für Ihre erweiterte Celebrität nichts Zweckmäßigeres thun können. Sie gehörten ehedem nur unserem Staate an; nun der ganzen civilisirten Welt“.

Mit liebevoller Besorgniß und Theilnahme schrieben auch die Prinzessinnen Louise und Wilhelm.

Auch Herr v. Schön, Merckel, Scheffner in Königsberg,

gaben ihm Beweise von treuer Anhänglichkeit und dem lebhaften Schmerz über seine Entfernung. Oberpräsident Sack und Geheimrath Kunth in Berlin sorgten mit wahrer Freundschaft für Alles, was sein Geschick zu erleichtern versucht werden konnte, während ein deutscher Fürst, mit welchem Stein seit vielen Jahren in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte, die auf ihn gebaute Hoffnung täuschte.

Es war dieses der Freiherr von Dalberg, ehemaliger Statthalter von Erfurt, dann Coadjutor von Mainz, damals Fürst Primas und Haupt des Rheinbundes. Stein hatte ihn von seinem Asyl aus ersucht, sich bei Napoleon für Aufhebung der wider ihn verhängten Maßregeln zu verwenden. Den Brief übergab der Cammergerichts-Assessor Eichhorn. Dieser war an den Rhein geeilt, um für Stein die Anordnung seiner dortigen Verhältnisse zu bewirken, fand bei der nassauischen Regierung ein sehr williges Gehör und Geneigtheit, die von Frau v. Stein angesprochene Lehn-Competenz aus den Gütern ihres Mannes zu bewilligen, that die erforderlichen Schritte und traf Einrichtungen in Wiesbaden, Nassau, Coblenz, Boppard, und reisete dann nach Frankfurt, um auf den Fürst Primas persönlich zu wirken. Er überreichte den Brief in einer Privataudienz. Der Fürst wollte ihn anfangs gar nicht annehmen. Auf die Vorstellung, daß man dem Ueberbringer keinen Brief gesandt habe, wodurch Seine Hoheit irgend compromittirt werden könne, nahm er ihn endlich an, erbrach und las ihn mit Aufmerksamkeit auf der Stelle. Dann trat er auf Eichhorn zu, sagte: „Sie haben mir den Mann nicht genannt, und ich will und darf ihn auch nicht nennen. Was ich thun kann, will ich gerne thun. Ich werde Sie rufen lassen und Ihnen die Antwort schriftlich ertheilen“ — eilte schnell in ein Nebenzimmer und ließ Eichhorn allein stehen. Von der Zeit an bis kurz vor seiner Abreise nach Aschaffenburg besuchte Eichhorn alle seine Assembleen und trat ihm überall in den Weg, um ihn zu erinnern. Er schlüpfte jedesmal kalt-freundlich an

ihm vorüber. Zuletzt bat Eichhorn wieder um eine Privataudienz, und ward auf den anderen Tag zur öffentlichen Audienz bestellt. Als die Audienz aufgehoben war, kam er beim Weggehen an Eichhorn heran und sagte: „Sie haben mir einen Brief gebracht. Sie können sich leicht vorstellen, daß ich nichts thun kann. Ich habe bis jetzt nichts thun können. Ich möchte gerne etwas thun". Als Stein später eine Beilage zu dem Briefe schickte, reisete Eichhorn nach Aschaffenburg. Der Fürst war höchst freundlich und sprach gleichsam vertraut über allerlei. Eichhorn reichte nun das Blatt hin. Anfangs dasselbe Sträuben es anzunehmen. Dann nahm er es an, las es wieder in Eichhorns Gegenwart durch, und sprach: „Zuerst bin ich Fürst Primas, und als solcher habe ich Pflichten, die mir die heiligsten sind. Kommen diese nicht in Collision, so gilt mir der Freund das Höchste. Ich werde thun was ich kann. Leicht stellen Sie sich aber vor, was ich Ihnen schon mehrmals gesagt, daß ich sehr wenig thun kann. Man muß zusehen und den schicklichen Zeitpunkt abwarten". Und ohne auch dieses Mal Gelegenheit zu weiteren Vorstellungen zu verstatten, erklärte der Fürst, daß er allein sein wolle; und Eichhorn, allein die leeren Worte im Ohr, mußte seine Rückreise antreten; er hatte in dem geistlichen Herrn statt eines Hirtenstabes und deutschen Mannes, nur ein schwankendes Rohr gefunden.

Den besten Trost gab die alte würdige Ministerin v. Heinitz: „Die Vorsicht wacht, und wann widrige Vorfälle sich ereignen, so müssen wir nur ihre Wege, so sie einschlägt, anstaunen, nicht beurtheilen". — Einige Jahre später, und das Schicksal des Fürsten Primas lag in Steins Hand; sie ertheilte ihm, was er um Deutschland verdient hatte.

Das Mißlingen des Hauptschrittes bewog dann Steins Freunde zu anderen Versuchen. Kunth bemühete sich in Berlin durch wohlgesinnte Vermittler auf die französischen Machthaber zu wirken; aber diese waren an sich theils unfähig, theils ab-

geneigt, und die bald folgenden Ereignisse in Oestreich, Preußen und Hessen verstärkten nur ihre Erbitterung.

So ward Stein ein Opfer seiner Anhänglichkeit an die gute Sache, geächtet, verbannt von fremden Unterdrückern, die ihn unbefugt und ungehört verurtheilten und verfolgten; er mußte einen Staat verlassen, dem er fast ein Menschenalter hindurch mit Eifer und Treue gedient hatte, dem er aus tiefstem Unglück ein Retter geworden war; er mußte die Wohnsitze seiner Vorfahren fliehen — Allen, mit denen er in Verbindung stand, seiner Familie, seinen Freunden, seinen Gläubigern war, so fürchtete er, diese Verbindung für jetzt eine Quelle des Verderbens.

G. H. Pertz.

(Das Leben des Ministers von Stein. Bd. 2.)

18.

Die Dotationen französischer Generale und Minister.

Einer der härtesten Schläge, welche das von den Franzosen occupirte Hannover erfuhr, war die Verschenkung seiner Domainen an begünstigte Diener, welche Napoleon verfügte. Denn während die Einnahmen aus denselben bis dahin, wenn auch größtentheils für französische Bedürfnisse verwandt, zum Geldumlauf im Lande beitrugen, mußten sie diesem für die Zukunft fast gänzlich verloren gehen, wenn sie über die Grenzen hinauswanderten.

Am Ende des Jahrs 1807 erschienen zwei von Napoleon zur Besitznahme der Domainen Bevollmächtigte, Ginoux und Boiteux, bei dem Intendanten Belleville, der übrigens eben so wenig, wie sie, diese Domainen kannte und daher ein Verzeichniß aller in die Generalcasse fließenden Einnahmen von den Behörden einforderte. Man lieferte diese Verzeichnisse ohne jede Ahnung, daß eine Verschenkung der Domainen in Napoleons Absichten liege, durch Ausfüllung der dazu bestimmten Tabellen (Etats de consistance). Es wurden darin Posten, Zölle, Weggelder, Lotterie, Gebäude, ja sogar Kloster-Cammergüter (welche die Franzosen als biens provenans des Couvents sécularisés ansahen, die manche Fürsten theilweise zu ihren Domainen geschlagen hatten), ferner Capitalien, Vorschüsse u. s. w. aufgenommen, wo-

durch die Summe, angeblich als Brutto-Einnahme, über 16 Millionen Franken anschwoll.

Als die Listen Anfangs 1808 vollendet und in Triplo copirt waren, ging Boiteux damit nach Paris, wo der Finanzminister ein, der General-Intendant der außerordentlichen Krondomainen, Graf Villemanzy, das zweite Exemplar erhielt, und Boiteux das dritte bewahrte, bis Napoleon das Weitere über die Verwaltung entscheiden würde. Die bedeutende Summe von 16 Millionen Einnahme veranlaßte den Kaiser, eine Partie von 73 Dotationen zum Betrage von 2,321,000 Franken vorerst von lauter Pachtobjecten ausfertigen zu lassen, welche mit einer fortlaufenden Nummer versehen wurden, und worüber er mit Angabe der Nummer zu Gunsten seiner Marschälle und Minister disponiren wollte, um ihnen dadurch Majorate zu schaffen und sie zugleich an das Land, worin solche belegen, zu fesseln und ihr persönliches Interesse mit dem seinigen zur Behauptung der Eroberung zu verbinden. Mit diesem Beschluß Napoleons, und mit Instructionen, die wohl für französische, aber nicht für deutsche Zustände paßten, versehen, kam Boiteux wieder im Sommer 1808 nach Hannover, etablirte Bureaux, um die Dotationen zusammenzusetzen und nahm Besitz von Allem, was in den Etats de Consistance verzeichnet war, als: „Kaiserlichen extraordinären Krondomainen", mischte sich aber nicht in die Administration selbst, welche einstweilen in den Händen der Landesbehörden blieb.

Gegen Ende October erhielt Boiteux ein Arrêté vom 15. d. M., wonach die beschlossene General-Direction der Domainen vom 1. Januar 1809 an sich richten sollte. Die Bestimmungen dieses Arrêté waren sehr niederschlagend für sämmtliche Beamten, die aus den Einkünften der Domainen bisher ihre Besoldungen bezogen hatten. Die Gagen des Cammerpersonals, die Zinsen auf Cammerschulden, alle Zahlungen, die bisher aus der Generalcasse behuf des Unterhalts und der Besoldung von Landes-Administrationen behuf Bauten und Unter-

stützungen gemacht wurden, sollten aufhören, indem die Krondomainen davon befreit bleiben müßten. Das Arrêté ließ für einige der bisherigen Gagen nur gewisse Procente auf die ganze baare Einnahme der Domainen zu, welche natürlich für die Bedürfnisse der Angestellten völlig unzureichend waren.

Mit dem 1. Januar 1809 trat die kaiserlich-französische General-Direction der hannoverschen Domainen in Wirksamkeit. Von nun an sollte keine der Behörden, deren Einnahmen laut den Etats im Besitz der Krondomainen waren, eine Ausgabe machen ohne Bewilligung der General-Direction; auch keinen Verkauf, keine Verpachtung vornehmen. Kurz, sie waren alle in diesen Beziehungen der General-Direction untergestellt, und sollten nur als Mittelsbehörden zwischen dieser und den Beamten, Pächtern und Pflichtigen jeder Art handeln.

Die Cessirung der Gagen der Administrationen, welche sich dieselben aus ihren Einnahmen nicht berechnen konnten, so wie der schon lange nicht mehr bezahlten Pensionen und Zinsen der Landes- und Cammerschulden, die drückende Einquartierung rc. verbreiteten begreiflich eine unglückliche Stimmung im Lande.

Das Arrêté vom 15. October 1808, welches als Grundlage der Direction der Krondomainen dienen sollte, wurde von Boiteux durch Instructionen ganz im Sinne französischer Principien ergänzt, welche, wenn sie so beachtet worden wären, wie Boiteux sie bei längerem Bleiben ausgeführt hätte, den größten Theil der Dienerschaft zur Verzweiflung gebracht haben würde. Er selbst fühlte das Unangenehme seiner Stellung und seine Ohnmacht, etwas dagegen zu thun, und fand sich daher bewogen, in Paris um seine Zurückberufung nachzusuchen. An seiner Statt wurde d'Aubignosc ernannt, der sich noch in Berlin befand, wo er von Daru zu Regulirung manches Unerledigten, unter Anderem der Stipulationen des mit dem König von Sachsen geschlossenen Friedens, gebraucht ward. Boiteux froh, nach seinem lieben Paris zu kommen, dachte nicht einmal daran, seinem Nachfolger

die Archive auf schriftliches Inventarium zu übergeben, was für die Folge seinen guten Nutzen gewährte.

Der neue Generaldirector war gutmüthig, vielem Aufwand, besonders den Tafelfreuden ergeben, und sehr gastfrei; der deutschen Sprache unkundig, ließ er sich Alles von seinem Generalsecretair M..... mündlich oder schriftlich vortragen.

Das Arrêté enthielt Satzungen, die, wenn sie streng beachtet worden wären, die Verhältnisse der Domainen und Kloster-Cammer u. s. w. ganz anders gestaltet, durch Verkauf von Gebäuden, Grundstücken, Forsten u. s. w. herbeigeführte bleibende Verluste hinterlassen, kurz, eine Menge von bedeutenden Uebeln nach sich gezogen hätten. Es ließ aber auch scharfsinnige Auslegungen zu, die zum Besseren gedeutet und motivirt werden konnten. Als Protégé mehrerer Minister und Großen konnte der neue Generaldirector mehr als ein Anderer wagen, wenn ihm nur Gründe an die Hand gegeben wurden, die er zur Behauptung seines Verfahrens entwickeln konnte. So ließ er sich denn bedeuten, daß es schwer sei, die alten, bis zum 1. Januar 1808 auf mehr als 600,000 Franken angegebenen Rückstände erheben zu lassen, ohne der Hebung der laufenden Einnahme zu schaden; daß mehr daran gelegen sein müsse, die mächtigen Donatare, denen die laufende Einnahme vom 1. Januar 1809 gehöre, zufrieden zu stellen, als die alten Rückstände für die Armeecasse einzutreiben, und er ging darauf ein.

Der von Napoleon in Erfurt decretirte außerordentliche Holzverkauf wurde auf eine von der Cammer bezahlte, weit unter der decretirten stehende Summe verglichen, und dadurch der öffentliche Verkauf vermieden, der zum großen Nachtheile der Forsten die speculativen Holzhändler aus den Hansestädten, die ohnehin jetzt keine Gelegenheit hatten, ihre Fonds zu benutzen, herbeigezogen hätte, bei welcher Gelegenheit sie veranlaßt werden konnten, noch mehr kaufen zu wollen. Schwerer war es jedoch, von der vorgeschriebenen öffentlichen Verpachtung ganz abzugehen, weil sich hierzu gar Viele meldeten, oft mit Unterstützung fran-

zösischer Machthaber, wodurch eine Concurrenz entstand, die nur durch öffentliches Verfahren hätte zum Schluß gebracht werden können.

Um solche Anträge für alle Fälle abweisen zu können und den Grundsatz zu motiviren, daß es vortheilhafter sei, die alten soliden Pächter, mit allenfalls einiger Steigerung des Pachtgeldes, zu behalten, wurden mit eben nicht lockenden Bedingungen einige Versuche von öffentlichen Versteigerungen gemacht, die kein erfreuliches Resultat geben konnten; so kam man für die Folge gänzlich davon ab, und der Wunsch der Cammer, die Pachtungen in den Händen der alten Domanialpächter zu conserviren, konnte erfüllt werden, so lange kein Privatagent des Donatars da war.

Durch Beseitigung der fremden Pachtlustigen, so wie der Kauflustigen, die sich nicht entblödeten, die kurfürstlichen Gärten, Alleen, Schlösser und die Fortifications-Grundstücke acquiriren zu wollen, verlor der General-Director an seinen Procenten der Einnahme, so wie auch der Commissair bei dem General-Intendanten, daher diese auch bei Gelegenheit von den Landesbehörden wieder schadlos gehalten wurden.

Inzwischen traten die Befreiungsversuche des Jahres 1809 ein, welche die französische Regierung namentlich auch gegen die Bevölkerung des Kurfürstenthums Hannover mit Mißtrauen erfüllte. Von zwei zu jener Zeit erschienenen Decreten Napoleons verfügte das erste, daß in den von den Franzosen besetzten Ländern alle Capitalien, welche den Landesfürsten gehörten, für ihn sogleich eincassirt werden sollten. Das zweite Decret betraf die Sequestration alles Vermögens derjenigen, die im feindlichen Militairdienste standen oder deren Kinder dem Feinde dienten. Auf die von Wallmoden'schen und die Güter und Häuser der in der englischen Legion Dienenden diese Maßregel angewendet zu sehen, lag die Besorgniß sehr nahe.

Um die Gefahr von diesen abzuwenden, wurde mit der Domainen-Direction unterhandelt und versucht, ihr einen wichtigen Gegenstand in die Hände zu spielen, wodurch sie sich bei

Napoleon einen Stein ins Brett setzen könnte, wenn man sich damit begnügen und keine weiteren Sequestrationen vornehmen wollte. Von Seiten des französischen Ministers wurde darauf eingegangen, und die Grafschaft Spiegelberg, weil ein Prinz von Oranien, gleichviel welcher, in Oestreichs Diensten sein sollte, sogleich in Besitz genommen und mit Hannover vereinigt.

Napoleon gab über diese Besitznahme seine Zufriedenheit zu erkennen und befahl, daraus eine Dotation zu machen, welche laut Decret vom 3. Juli 1810 den Erziehungshäusern von Ecouen und St. Denis gegeben wurde. Er decretirte übrigens noch im Jahre 1809 eine Menge Dotationen von je 4000 Franken Einnahme, um seine „Braven von Aspern und Wagram zu belohnen". Zugleich erinnerte sein Finanzminister an die Eintreibung der für die Krondomainen in Besitz genommenen Capitalien, wovon die Kloster- und Stiftscapitalien über 600,000 Thaler betrugen. Wegen der neuen Dotationen wurde auf die Vorstellung der General-Direction, daß sie nur aus den noch vorhandenen Gefällen und Intraden zusammengesetzt werden könnten, kurz durch den Grafen Villemanzy geantwortet, daß die Klosterkammer-Aemter noch nicht verschenkt wären und dazu genommen werden müßten. Wenn dies nicht hinreichte, sollten die in Besitz genommenen Chatoulle-Capitalien dazu verwendet werden. Dies waren harte Aufgaben für die General-Direction, welche endlich beschloß, M..... nach Hanau zum General-Intendanten Villemanzy zu senden, mit dem ostensiblen Auftrage, mündliche Vorstellungen gegen die Verschenkung der Klosterämter und für ihre Beibehaltung zu den bisherigen Zwecken zu machen, und zugleich im Auftrage und Namen des Intendanten Belleville die Unmöglichkeit vorzustellen, das noch nicht vollführte Zwangsanlehen weiter betreiben zu können. Dieses, unterm 26. Decbr. 1807 verfügt, betrug 16 Millionen Franken.

M..... gewann bald das Zutrauen des Grafen Villemanzy und seiner ersten Bureaukraten, mit deren Hülfe eine Resolution wegen der Klosterämter erzielt wurde, die nicht

gehauen und nicht gestochen war, von der General-Direction aber so ausgelegt werden konnte und auch ausgelegt wurde, daß die Klosterämter nicht verschenkt, sondern vielmehr ihrer bisherigen Bestimmung belassen werden sollten.

Die Auslegung, welche die französischen Machthaber in die höheren Befehle legten, hatte ihren Grund in der Disposition, dem guten Willen, oft auch in dem Interesse des Auslegers oder Executors, das er an dem Betheiligten nehmen wollte. Nach der Verabredung in Hannover mußte M..... vorgeben, daß die fraglichen Etats sich in dem Archive der General-Direction in Hannover nicht befänden, daß Boiteux wegen seiner eiligen Abreise nur Alles in folle übergeben, und von den seitdem veränderten hannoverschen Behörden und vielen ihrer in westfälische Dienste getretenen Beamten eine neue Aufstellung solcher Etats gar nicht verlangt oder erwartet werden könne.

Man wußte auf geschickte Weise, wenn auch nicht ohne Gefahr, die entscheidenden Papiere zu erlangen und fast vollständig zu vernichten. Hierdurch war die Möglichkeit der Eintreibung der Capitalien für eine geraume Zeit beseitigt, und man tröstete sich mit dem „Zeit gewonnen, Alles gewonnen". Der Drang der Ereignisse hielt einerseits in beständiger Spannung; andererseits war man dadurch beruhigt, daß die neu decretirten Dotationen mit Verschonung der Klosterämter und Chatoulle-Capitalien beschafft werden konnten.

Die von Napoleon verfügten ersten 73 Dotationen betrugen nach den alten Pachtpreisen netto jährlicher Einnahme	2321000 Fr.
Hinzu kamen später als Entschädigung für Ausfälle	35106 „
Für Unterhalt der Deiche und Ufer der Flüsse...	113555 „
	2469661 Fr.
1809 wurden ferner noch Dotationen, meist zu 4000 Franken jährlicher Einnahme creirt, für...	2104000 „
Also war der Gesammtbetrag....	4573661 Fr.

Ueber die ersten 73 Majoratsdotationen folge hier das actenmäßige Verzeichniß, in welchem außer den Donataren die betreffenden Aemter und Oertlichkeiten namhaft gemacht sind. Die in Franken angegebenen Dotationssummen sind jährliches reines Einkommen.

1) Berthier, Vice-Connetable, Prinz von Neufchatel, später auch von Wagram (Blumenau, Coldingen, Rehburg, Ricklingen) 141000 Fr.
2) Reichsmarschall Bernadotte, Prinz von Ponte Corvo (Aerzen, Lachen, Grohnde-Ohsen, Hameln, Polle, Hannover) 100000 Fr.
3) Reichsmarschall Mortier, Herzog von Treviso (Blumenau, Calenberg, Coldingen) 100000 Fr.
4) Palast-Marschall Duroc, Herzog von Friaul (Steinhorst, Ratzeburg) 85000 Fr.
5) Reichsmarschall Ney, Herzog von Elchingen (später Prinz von der Moskwa), (Lauenburg, Ratzeburg) 83000 Fr.
6) Reichsmarschall Augereau, Herzog von Castiglione (Kehdingen, Neuhaus) 80000 Fr.
7) Reichsmarschall Massena, Herzog von Rivoli (Nienburg, Hoya) 80000 Fr.
8) Groß-Stallmeister Caulaincourt, Herzog von Vicenza (Winsen a. d. Luhe, Harburg) 66000 Fr.
9) Reichsmarschall Davoûst, Prinz von Eckmühl, Herzog von Auerstädt (Nienburg, Hoya) 60000 Fr.
10) Reichsmarschall Soult, Herzog von Dalmatien (Westen, Hoya) 53000 Fr.
11) Reichsmarschall Le Febvre, Herzog von Danzig (Bergen, Winsen a. d. Aller, Celle, Bissendorf) 50000 Fr.
12) Erzschatzmeister Le Brun, (Prinz) Herzog von Piacenza (Harburg, Wilhelmsburg, Winsen a. d. Luhe) 50000 Fr.
13) Reichsmarschall Lannes, Herzog von Monte Bello (Harburg, Winsen a. d. Luhe, Wilhelmsburg) 50000 Fr.

14) Reichsmarschall Bessières, Herzog von Istrien (Winsen a. d. Luhe) 50000 Fr.
15) General Graf Sebastiani (Bleckede) 40000 Fr.
16) „ Junot, Herzog v. Abrantes (Agathenburg) 35000 Fr.
17) „ Graf Friaul (Lauenstein) 30000 Fr.
18) „ Graf Bisson (Neuhaus) 30000 Fr.
19) „ Victor, Herzog von Belluno (Harpstedt, Heiligenrode) 25000 Fr.
20) Reichsmarschall Graf Oudinot (Syke) 25000 Fr.
21) General Graf St. Hilaire (Agathenburg, Altkloster, Himmelpforten) 25000 Fr.
22) General Graf Gardanne (Harburg, Moisburg) 25000 Fr.
23) „ „ Cazan (Hoya, Nienburg, Siedenburg) 25000 Fr.
24) „ „ Cafarelli (Altkloster) 25000 Fr.
25) „ „ Dupas (Altenbruchhausen, Neuenbruchhausen) 25000 Fr.
26) „ „ Lasalle (Neukloster) 25000 Fr.
27) „ „ Klein (Medingen, Oldenstadt) 25000 Fr.
28) „ „ Soulés (Bleckede, Lüne, Scharnebeck) 25000 Fr.
29) „ „ Dorsenne (Bütlingen, Lüne) 25000 Fr.
30) „ „ Rapp (Hitzacker) 25000 Fr.
31) „ „ Hullin (Hagen) 25000 Fr.
32) „ „ Drouet (Dannenberg) 25000 Fr.
33) „ „ Compans (Schnackenburg, Lüchow) 25000 Fr.
34) „ „ Gudin (Bodenteich, Isernhagen) 25000 Fr.
35) „ „ Verdier (Fallersleben, Gifhorn) 25000 Fr.
36) „ „ Bourcier (Stolzenau) 25000 Fr.
37) „ „ La Coste (Rotenburg) 25000 Fr.
38) „ „ Morand (Wustrow) 25000 Fr.
39) „ „ Loison (Gifhorn, Meinersen) 25000 Fr.
40) „ „ Vatier (Diepholz) 25000 Fr.
41) „ „ St. Sulpice (Achim) 25000 Fr.

42) General Graf Durosnel (Fallingbostel, Hermannsburg, Soltau, Walsrode) 25000 Fr.
43) Staatsrath Graf Daru (Gifhorn, Knesebeck, Altkloster, Neukloster) 25000 Fr.
44) General Graf Marmont (Hagen, Stotel, Vieland) 21000 Fr.
45) Minister Staatssecretair Maret, Herzog von Bassano (Harsefeld) 20000 Fr.
46) Polizeiminister Fouché, Herzog von Otranto (Syke, Thedinghausen) 20000 Fr.
47) Marineminister Graf Décrés (Nordholz, Otternd.) 20000 Fr.
48) Justizminister, Oberrichter Regnier, Herzog von Massa Carara (Bokeloh, Neustadt, Rehburg) 20000 Fr.
49) Schatzminister Graf Mollien (Langenhagen, Burgwedel) 20000 Fr.
50) Finanzminister Gaudin, Herzog von Gaeta (Lauenau, Springe) 20000 Fr.
51) Minister der auswärtig. Angelegenheiten Champagny, Herzog von Cadore (Burgwedel, Ilten, Burgdorf) 20000 Fr.
52) General Graf Lemarrois (Liebenau, Stolzenau) 20000 Fr.
53) General Clark, Kriegsminister, Graf von Hüneburg, Herzog von Velletri (Ahlden, Rethem) 20000 Fr.
54) Graf Déjean, Minister der Kriegsakademie (Eßel, Ahlden) 20000 Fr.
55) Minister des Innern Cretet, Graf von Champmol (Blumenthal, Osterholz) 20000 Fr.
56) General Graf Bertrand (Diepholz, Lemförde) 20000 Fr.
57) Reichsmarschall Moncey, Herzog von Conegliano (Beedenbostel, Eicklingen, Wienhausen) 20000 Fr.
58) Reichsmarschall Senator Perignon (Bleckede, Garze, Lüne) 20000 Fr.
59) Reichsmarschall Graf Serrurier (Ehrenburg, Steyerberg) 20000 Fr.
60) General Graf Marchand (Barenburg, Diepenau, Ehrenburg) 20000 Fr.

61) Graf Segur, Ceremonienmeister (Schwarzenbeck) 20000 Fr.
62) General Graf Dupont (Verden) 19000 Fr.
63) " " Mouton (Wölpe) 15000 Fr.
64) " " Beillard, Gouverneur von Madrid (Neuhaus) 15000 Fr.
65) " " Savary (Otterndorf) 15000 Fr.
66) " " Lauriston (Nordholz, Wursten, Otterndorf) 15000 Fr.
67) " " Becker (Wittenburg) 13000 Fr.
68) Staatsminister Graf Regnault (Ebstorf) 10000 Fr.
69) " Graf Defermont (Clötze) 10000 Fr.
70) " Lacuér, Graf von Cessac (Bokeloh) 10000 Fr.
71) General Graf Grouchy (Bederkesa, Bremervörde) 10000 Fr.
72) " " Ranzouty (Zeven) 10000 Fr.
73) Minister des Cultus, Graf Bigot de Préamenen (Lilienthal, Ottersberg) 10000 Fr.

Nach den „Erinnerungen aus Hannover und Hamburg (1803—1813) von M....“

19.

Der Rheinbund unter Napoleon.

Während in Oestreich und Preußen sich die edelsten Kräfte zum Kampfe gerüstet hielten und die Unabhängigkeit Deutschlands auf ihre Fahne schrieben, gab es ein ansehnliches deutsches Gebiet, wo die Fürsten und ihre Rathgeber wetteifernd das fremde Joch des Unterdrückers ertrugen. Im Rheinbunde, der seit dem Zutritt Westfalens, der beiden Mecklenburge und Oldenburgs über 5483 Quadratmeilen mit nahezu 13 Millionen Bewohnern umfaßte, also mindestens doppelt so stark erschien als das zu Tilsit halbirte Preußen, in diesem Rheinbunde wußten die Regierungen nichts von den Sorgen und Hoffnungen, womit man sich zu Wien wie zu Königsberg bekümmerte. Die Tilsiter Katastrophe war hier, wie von den getreuesten Bonaparteschen Präfecten, als ein segensreicher Triumph begrüßt worden. Als Napoleon damals seinen Rückweg über Dresden nahm, wetteiferten Hof, Beamte, Volk in Kundgebungen unterwürfiger Schmeichelei; Illuminationen, Inschriften und Reime verkündeten die Größe des Mannes, ja die Leipziger Universität beschloß ihm zu Ehren eine Sternengruppe im Orion fortan die „Sterne Napoleons" zu nennen. Mit behaglicher Zuversicht sah das sächsische Kleinbürgerthum auf das unglückliche Preußen herab und rechnete in Procenten vor, wie viel besser Sachsen speculirt habe. Kein Sachse, hieß es, vergißt, was er dem festen, großen und gerechten Charakter des Königs schuldig ist, und wie glücklich wir

uns, so manchen unserer Nachbarn gegenüber, aller unvermeidlichen Drangsale ungeachtet befinden, da die musterhafte Oekonomie und Landesadministration bis jetzt es möglich macht, alle Gehalte und Pensionen geräuschlos und pünktlich fortzubezahlen, und am Ende jedes Monats jeder Staatsdiener vom größten bis zum kleinsten durch's ganze Königreich schon bezahlt ist.... Nie blieb ein Groschen zurück!

So wußte man auch anderwärts sich aus der Misère eine Tugend zu machen. In Bayern ward durch glänzende Feste der Ausgang des Feldzuges gefeiert, der den letzten Rest deutscher Selbständigkeit vernichtet hatte, und in stolzen Proclamationen dem Heere verkündet, daß es sich die „Achtung der ganzen Nation" erworben habe. Die kleineren Herren gaben noch vor dem Ausgange genügende Proben ihrer Unterwürfigkeit. Der Fürst Primas hatte den Sieg von Jena gefeiert, der Fürst von Isenburg schämte sich nicht, aus preußischen Deserteuren und anderem Gesindel eine Bonapartesche Freischaar zu bilden.

Wie theuer freilich war dieser neue Glanz erkauft! Man muß sich von den Betheiligten selbst erzählen lassen, wie abhängig man auch in den kleinsten Angelegenheiten von den Pariser Dictaten war, und welche unsägliche Mühe es kostete, selbst in der billigsten Sache dort zu seinem Rechte zu kommen. Seit Sommer 1808 wurden auch deutsche Hülfstruppen zu dem Vernichtungskrieg in Spanien gefordert. Baden, Hessen, Berg, Nassau und Frankfurt wurden zunächst dazu requirirt.

Eine Zeitlang trugen sich die rheinbündischen Staatsmänner noch mit dem Trost, daß es dem französischen Kaiser Ernst sei, die deutschen Angelegenheiten gründlich zu ordnen. Er hatte zu Ende des Jahres 1807 den Fürsten Primas zu sich gerufen, um über verschiedene Vorschläge mit ihm zu berathen. Allein Dalbergs Anträge — zwei Reichstribunale zu errichten, die Streitigkeiten zwischen Fürsten und Mediatisirten von dem todtgeborenen Bundestag entscheiden und den Bundestag selbst alljährlich 2 Monate zusammentreten zu lassen — hatten nichts

15*

mit dem gemein, was Napoleon aus Deutschland haben wollte, Geld und Soldaten. Drum wies er sie trocken mit den Worten ab: „Die deutschen Dinge sind verwickelter, als ich dachte. Es handelt sich nicht allein darum, etwas zu machen, sondern auch die Sachen gut zu machen. Ich habe den deutschen Fürsten volle Souverainetät versprochen und will Wort halten."

Was ihm Deutschland war, zeigt eines seiner Erfurter Selbstgespräche, wie er es nach Bignons Bericht selber zu Papier gebracht. „Das Fürstenthum Bayreuth," sagte er, „will ich gern an Bayern abtreten, der König muß mir aber für die Domainen 15 Millionen zahlen und zwei Regimenter Infanterie mehr schaffen. Hanau soll der Fürst Primas kriegen, er muß aber Frankreich seinen Antheil am Rheinoctroi und außerdem jährlich 300,000 Francs abgeben. Regensburg mit seinem Gebiet könnte an Bayern übergehen, unter der Bedingung, daß der König für den Neffen des Primas eine Dotation von 3—400,000 Francs macht und an Würtemberg noch ein Gebiet von 40,000 Seelen abtritt. Das Fürstenthum Fulda steht dem König von Westfalen gut an, er würde dafür seine Armee entsprechend vermehren. Von dem Domainenwerth, 900,000 Francs, würden wenigstens 500,000 an Frankreich fallen. Erfurt hat nach dem Grundsatze, daß die Domainen mir gehören, eine Revenue von 400,000 Francs, was sechs Millionen Capital repräsentirt." Aus solch einem Monologe ergiebt sich am prägnantesten, wie er Deutschland ansah und wozu er es brauchte. Geld nach Belieben aufzulegen, deutsche Truppen zum Kampfe gegen fremde und gegen deutsche Völker nach Bedürfniß zu requiriren, die schmähliche Knechtschaft, in der die Fürsten dieses rheinischen Bundes sich befanden, durch schrankenlose Gewaltübung im Innern ihrer Länder ihnen zu versüßen — das war es, was Napoleon jetzt und später unter Ordnung der deutschen Angelegenheiten verstand.

Auch für die rheinbündischen Gebiete ist diese Periode eine Zeit der inneren Umgestaltung des staatlichen Lebens gewesen, nur

in einem anderen Sinne, als für Preußen unter der Stein'schen Verwaltung. Was hier die Frucht eines großen staatsmännischen und patriotischen Gedankens war, ist dort zum guten Theil unter der gebieterischen Macht äußerer Verhältnisse begonnen worden; wo die Staatsmänner in Preußen das Abgelebte beseitigten, um die ächten Grundlagen deutschen Volksthums aus dem Schutte wieder herauszuarbeiten, da hat man dort Abgelebtes und Lebensfähiges, Misbräuche und überlieferte Eigenthümlichkeit des Volkes mit der gleichen Sichel nivellirender Staatsraison weggemäht. Die Stein'schen Reformen zielten auf die Erhaltung des Nationalen und auf die Begründung der öffentlichen Freiheit; im Rheinbunde verzichtete man, auch bei dem Besten was geschah, auf nationale Gesichtspunkte, und als das höchste Ziel staatlicher Vollendung galt überall eine „aufgeklärte" Despotie, wie sie Bonaparte geschaffen. Während alle Dinge, die man 1807—1808 in Preußen unternahm, im Gegensatz zum französischen Wesen gedacht und ausgeführt wurden, war im Rheinbunde an allen neuen Institutionen der französische und Bonapartesche Stempel nicht zu verkennen. Drum war auch statt eines lebenskräftigen, freien Organismus, den man dort erstrebte, hier die mechanische Vollkommenheit der Staatsverwaltung das Höchste was sich erreichen ließ.

Es ward dadurch wohl mehr Einheit, Ordnung, Thätigkeit hergestellt, aber auch wie in Frankreich dieser neuen Gleichheit manche gute Stütze ächter, volksthümlicher Freiheit zum Opfer gebracht. Seit der Gründung des Rheinbundes wirkten natürlich das fremde Machtgebot und die fremden Muster noch unmittelbarer herüber. Die Künste, welche die Staatsweisheit jenseits des Rheins mit besonderer Virtuosität trieb, Fiscalität, Polizeiwesen, Censur, Ueberwachung, Controle, wurden erst jetzt vollständig in die minder straffen und patriarchalisch bequemeren Verhältnisse Deutschlands übertragen. Die ganze Physiognomie des Staates und Hofes nahm jenen strengeren, vornehmeren, militairisch gebieterischen Zug an, der das Napoleonische Kaiser-

reich charakterisirte. Die militairischen Einrichtungen, vor Allem die Zusammensetzung und Dressur der Heere, die in diesen mittleren und kleineren Staaten zum Theil sehr im Argen lagen oder deren brauchbare Elemente in der Misère des alten Reichsarmeewesens verkommen waren, erhielten natürlich einen neuen Aufschwung. Nach französischer Weise ausgehoben, französisch geschult, geübt, gekleidet und bewaffnet, unter französischen Führern zum Siege geführt und wenigstens fremden Ruhmes theilhaftig, wurden die rheinbündischen Armeen nicht nur eine vorübergehende Stütze des westlichen Kaiserreichs, sondern sie versprachen auch eine Pflanzschule Napoleonischer Sympathie und Bewunderung zu werden. Man hatte in diesen Gebieten nicht vergessen, mit welchem Uebermuthe einst die östreichischen und preußischen Heere auf die kleinen Contingente herabgesehen; man war jetzt um so dankbarer für die gnädige Rücksicht und Aufmunterung, welche der große Kriegsfürst des Jahrhunderts diesen verschmähten Kräften zu Theil werden ließ. Drum war wohl, außer der Bureaukratie, nirgends aufrichtigere Hingebung an das Bonapartesche Wesen zu finden, als unter den Officieren der rheinbündischen Heere.

Am rührigsten wurde auch jetzt die neue Staatspraxis in Bayern ins Werk gesetzt.

So fremd Montgelas der Entwickelung deutschen Geistes und nationaler Bildung gegenüberstand, so lebhaft fühlte er doch das Bedürfniß, auf den Trümmern der alten priesterlichen Macht und des mönchischen Einflusses in Bayern etwas Neues zu pflanzen, was den neuen Staat in innigeren Zusammenhang mit dem geistigen Leben des übrigen Deutschlands setzte. Es galt vor Allem, eine bessere Schulbildung vorzubereiten, den humanistischen und philosophischen Studien Bahn zu brechen, der neuen vorgeschrittenen Jurisprudenz Eingang zu schaffen. Aber auf keinem Gebiete hat der energische Staatsmann größeren Widerstand gefunden als hier, — wo es eben langer geistiger Vorarbeit bedurfte und mit Bonaparteschen Decreten und Präfecten nicht

durchzudringen war. An der Wahl der Männer lag es nicht; dieselbe zeugte vielmehr für das Geschick wie für die staatsmännische Unbefangenheit des Ministers. Denn Persönlichkeiten wie F. H. Jacobi, Niethammer, Friedrich Jacobs, Roth, Feuerbach, Schlichtegroll, Thiersch u. A., die sich jetzt in München vereinigten, wären damals in jedem andern deutschen Lande als geistige Zierden willkommen gewesen; in Bayern hatten sie entweder im besten Falle mit der indolenten Gleichgültigkeit des Volkes zu kämpfen, oder es traten ihnen eng verbündet der pfäffische Fanatismus und der engherzigste Kirchthumsgeist mit Mitteln und Künsten entgegen, gegen die jede nur geistige Art des Kampfes waffenlos ist.

Mit dem eigentlich pfäffischen Widerstande gegen die humanistische und philosophische Richtung gingen Elemente Hand in Hand, deren Widerwille weniger auf confessioneller Unduldsamkeit, als auf partikularistischer Ausschließlichkeit gegen die „Fremden“ beruhte. Es hatte sich unter dem Eindruck des Wachsthums und der fortschreitenden Entwicklung des Staates ein bayrisches Selbstgefühl gebildet, das völlig vergaß, wie das neue Bayern erst durch das Hinzukommen fränkischer und schwäbischer Elemente und durch die Vereinigung mit dem zum Theil trefflich regierten bischöflichen und preußischen Frankenlande und den größeren Reichsstädten das geworden war, was es war. „Alles Große, Schöne und Herrliche, versicherte damals eine solche Stimme, was die fremden Länder hervorbringen, sei schon lange in Bayern vorhanden gewesen, oder schon darum für wenig zu achten, weil es sonst unmöglich dem Genius der Heimath habe entgehen können.“ Und wenn man sich nur immer auf diese Art des Selbstgefühls beschränkt hätte! aber dieser bayrische Fremdenhaß nahm Formen an, deren Schmutz eben am besten bezeugte, wie viel hier noch für rein menschliche Bildung zu thun war.

Von solchen Gegnern war es dann nicht zu verwundern, wenn dem Spüren, Verdrehen und Verdächtigen sehr bald die dreiste Denunciation folgte. Der Freiherr Joh. Christoph Anton

Maria von Aretin, der später sogar als constitutioneller Liberaler in einigen Ruf kam, nahm es auf sich, beim Ausbruch des Krieges von 1809 die verhaßten Fremdlinge der Bonaparteschen Polizei zu denunciren. In einer halbverrückten Schrift, „die Pläne Napoleons und seiner Gegner,“ in welcher dem Napoleonischen System „ächte Teutschheit, d. h. Kosmopolitismus“ nachgerühmt war, sind die fremden protestantischen Gelehrten geradezu beschuldigt, nicht nur den Bayern „Norddeutschheit, eigentlich Borussismus und Anglicismus“ aufdringen zu wollen, sondern auch eine weitverbreitete Verschwörung gegen Napoleon, seine Verbündeten und deren Armeen angestiftet zu haben. Und mit dieser saubern Polemik begnügte man sich nicht. Erst ward versucht, bei Jacobi einen Pöbeltumult anzustiften, dann wurde Aehnliches gegen Feuerbach unternommen, bis später ein Fanatiker wirklich einen Mordanfall auf Friedrich Thiersch machte!

Des Königs wohlwollende Persönlichkeit mußte übrigens Vieles mildern, was in der Zeit des Uebergangs und ihren durchgreifenden politischen Mitteln Hartes lag. Nicht so glücklich war das würtembergische Nachbarland, wo König Friedrich hauste, jener „schärfste Prüfstein deutscher Rechtlichkeit, Langmuth und Geduld,“ wie ihn Hormayr genannt hat. Es hat diesem Monarchen nicht an Geist und Bildung, noch weniger an unbeugsamer Energie des Willens gefehlt, aber es war nichts in ihm von jener Achtung vor göttlichen und menschlichen Rechten, ohne welche die Herrschaft eines Einzigen zur Geißel Aller wird. Durch und durch selbstsüchtig und von unbändigem Herrscherstolz erfüllt, ein leidenschaftlicher Feind aller Edlen und Unabhängigen, und doch bei allem autokratischen Hochmuth den schlechtesten Gesellen seiner Lüste in schmählicher Unterwürfigkeit preisgegeben und durch sie demoralisirt — schien König Friedrich in der That vom Schicksal dazu bestimmt, das äußerste Maß deutscher Geduld auf eine furchtbare Probe zu stellen.

Gegen die alten Körperschaften wurde schonungslos eingeschritten, das Vermögen kirchlicher Genossenschaften und frommer

Stiftungen eingezogen, die ehemals reichsunmittelbaren Glieder, Fürsten, Ritter und Städte mit einer Härte behandelt, der gegenüber die bekannten Maßregeln in andern Ländern fast rücksichtsvoll genannt werden durften. Selbst nach der Rheinbundsacte sollte ja den Mediatisirten die Civiljustiz in erster Instanz, die peinliche und Forstgerichtsbarkeit, die Polizei und Vorzüge der Besteuerung verbleiben, und der Reichsritterschaft war noch in einem königlichen Manifest vom 18. März 1806 die Fortdauer ihrer Patrimonal-, Jagd- und Forst-Gerichtsbarkeit, der Polizeigewalt auf ihren Gütern und der Steuerfreiheit zugesichert. Allein was bedeuteten für König Friedrich Verträge und eigene feierliche Zusicherungen! Der Einziehung der Regalien, der Beschränkung der Steuerfreiheit, der Freiheit von Einquartierungen und der Abschaffung der meisten gutsherrlichen Rechte ließ er am 22. April 1808 die Aufhebung aller Fideicommisse und Familienverträge folgen. Später, im Anfang des Krieges von 1809, wurden dann alle patrimonialen Rechte, auch der Standesherren, durch ein Rescript vom 10. Mai aufgehoben, die Steuerfreiheit und andere auch nach den letzten Verträgen ihnen zustehende Vorrechte und Genüsse entzogen. Die Freiheit auszuwandern ward ihnen nicht nur versagt, sondern sie waren, bei Verlust eines Theiles ihrer Einkünfte, angewiesen, wenigstens einen Theil des Jahres in der königlichen Residenz zuzubringen. Wollte der adliche Gutsbesitzer ins Ausland reisen, so mußte er um Erlaubniß bitten, ja er durfte seinen gewöhnlichen Wohnort nicht verlassen, ohne dem Oberamt davon Anzeige zu machen! In auswärtige Dienste zu treten war ohnedies verboten, und König Friedrich hat sich, Napoleon darin karrikirend, selbst das Vergnügen nicht versagt, die Stadion, Metternich, Sinzendorf, Späth, Welden u. A. als seine „antediluvianischen" Unterthanen heimzurufen, ihre Güter zu sequestriren und den kriegsgefangenen Major Welden wie einen flüchtigen Verbrecher zu behandeln.

Die Erniedrigung des Adels kam denn auch der neuen Bureaukratie nicht zu Gute. Ihre schutzlose Abhängigkeit von

der Willkür des Herrn und die herabwürdigende Härte der Behandlung, die auch sie wie Alle traf, diente eben nicht dazu, die Würde des neuen Staatsdienerthums zu erhöhen. Der Verfall der Schulen und der sinnlose Studienzwang, wonach der König nicht nur die Erlaubniß zum Studiren gab oder verweigerte, sondern selbst das Fach bestimmte, dem sich der Bittsteller zu widmen hatte, ja auch wohl aus irgend einer Sultanslaune den Studirenden in die Kaserne verpflanzen ließ — dies Alles war nicht dazu angethan, einen tüchtigen Beamtenstand zu bilden. Schreiber waren wohl auf diesem Wege zu erziehen, aber auch sie wurden nach der allgemeinen Klage roher und unwissender, als die der vorausgegangenen Generation.

Ein ähnliches Verhältniß bestand mit der Conscription. Die neue Einrichtung war überall lästig, aber es war doch eine gleiche Last; nur in Würtemberg wurde sie nach Launen und Willkür gehandhabt, die eigenen Verordnungen hundertfach verletzt, die jungen Leute aus ihrem Beruf plötzlich in die Kaserne verpflanzt, oder Solche, die nach dem Gesetz das Alter der Conscriptionspflichtigkeit überschritten hatten, nachträglich ausgehoben, überhaupt das ganze Institut als eines der beliebtesten Mittel despotischer Chicane gehandhabt. Sollte man es z. B. für möglich halten, daß dieser König Friedrich nicht nur Soldaten, sondern Hofbediente, Läufer, Postknechte, ja selbst Handwerker für die Gewehrfabrik in Oberndorf, gleich russischen Leibeigenen, durch Conscription ausheben ließ?! Und doch ist das in den Jahren 1806—1815 hundertfach geschehen.

Eine gewisse Originalität, freilich traurigster Art, war diesem Gebahren nicht abzusprechen; was selbst dem Bonaparteschen Regiment nicht einfiel, das hat König Friedrich, der auch als wachsamer Spürer den französischen Polizeileuten nicht selten nützlich ward, für sein Land erfunden. So wurde erst die Entwaffnung aller Bürger rücksichtslos durchgeführt und selbst das Scheibenschießen untersagt, dann die Verheimlichung eines Gewehres mit Festungs- und Zuchthausstrafe geahndet, später Hand-

gelübde darüber abgenommen, daß kein Gewehr mehr versteckt sei, und wenn sich doch eines fand, wurde der Schuldige zugleich wegen Meineid und Waffenverheimlichung bestraft. Damit es aber dem von Steuerlast, Beamtendruck und Rechtlosigkeit bedrängten Unterthan nicht einfalle, eine Zuflucht auswärts zu suchen, war auch dafür Sorge getragen, daß er der Zwangsanstalt des Staates nicht entrinnen konnte. Schon im Jahre 1807 wurde die Freiheit auszuwandern den Unterthanen entzogen, ja durch eine Verordnung vom 30. März 1808 wurde sogar verboten, Gesuche wegen der Erlaubniß zum Auswandern dem König vorzulegen! Wie die Grund- und Standesherren durch diese Internirung gequält wurden, ist früher erwähnt; aber auch der Handwerker, der Künstler, der Gelehrte war nicht besser daran. War doch zu einer ganz kurzen Reise von einem oder von 3—4 Tagen eine oberamtliche Erlaubniß nöthig; ja es ward später, am 19. Juli 1812, eine Verordnung erlassen, wonach es untersagt war, „unter welchem Vorwande es auch sei", Expresse zu Pferd oder zu Fuß über die Grenze zu senden. Die Strafe der Zuwiderhandelnden steigerte sich beim dritten Male bis zum Zuchthaus, und es ward „zum Voraus alles Suppliciren um Nachlaß dieser Strafen verboten." Und solch gewaltthätigen Unsinnes gab es eine ganze Fülle; könnte man doch allein viele Bogen mit den Beschwerden füllen, die einzelne Körperschaften, Gemeinden u. s. w. gegen dies unerträgliche Regiment zu erheben hatten.

In dem benachbarten Baden ward der Druck der Zeiten wohl auch gefühlt, allein die Art des Regiments wich von dem würtembergischen doch so sehr ab, wie sich die Persönlichkeit des ehrwürdigen Karl Friedrich von seinem Nachbar in Stuttgart unterschied. Was von alten Verfassungsrechten bestanden hatte, war auch hier beseitigt worden; die französische Form der Verwaltung, Ministerien und Staatsrath, die Kreis-Eintheilung nach Flußgebieten, die bureaukratische Art des Regiments in Kreisen und Aemtern, die Organisation des Heeres, dies und

Anderes ist nach französischen Vorbildern eingeführt worden, wie in dem übrigen westlichen Deutschland.

In der That wurde die Machtvollkommenheit, welche die Umstände der Regierung in die Hand legten, mit Maß und Billigkeit gebraucht. Die Privilegirten wurden in dem Genusse der Rechte nicht gestört, die ihnen die letzten Verträge noch gelassen, in kirchlichen Dingen mit viel mehr Vorsicht und Zurückhaltung verfahren, als in anderen Rheinbundslanden, z. B. dem katholischen Bayern, und von jenen gewaltthätigen Erfindungen des würtembergischen Autokraten kannte man in Baden Nichts. Doch war es vielleicht in dem eben erst zusammengewachsenen und mit einer Menge neuer verschiedener Landestheile vergrößerten Staate am schwersten, die Dinge zur Zufriedenheit aller Theile zu wenden. Gerade auf Baden lastete auch besonders schwer der Druck Napoleonischer Anforderungen. Außer der Schuldenmasse, die mit den neuen Erwerbungen übernommen war (sie betrug zehn Millionen), und der Masse von Pensionen war es namentlich die Militairlast, welche das Land überbürdete. Die Begünstigung, die Baden in den letzten Friedensschlüssen zu Theil geworden, ward theuer genug erkauft durch die jetzt angesonnene Verpflichtung, die der Großherzog nicht abweisen konnte, ein Armeecorps auszurüsten, um es in dem mörderischen Kampfe jenseits der Pyrenäen aufbrauchen zu lassen. So war für das Jahr 1808 allein ein Deficit von zwölfmalhunderttausend Gulden vorhanden. Karl Friedrich, dessen kleine Markgrafschaft viele Jahrzehnte hindurch das Muster eines einfachen väterlichen Haushaltes und freisinniger Reformen, so wie die beneidete Stätte allgemeiner Zufriedenheit gewesen, mußte nun, an Besitz und Rang gewachsen, am Ende seiner Tage seine liebste Lebensarbeit, den Wohlstand und das Behagen seines Volkes, erschüttert sehen. Es konnte lange dauern, bis die Umstände besser wurden; dringende Vorstellungen an Napoleon, das Land vor dem Ruin zu bewahren, wurden zwar vom Großherzog versucht, sie waren aber natürlich der eisernen Nothwendigkeit des Systems gegenüber erfolglos.

Zum Glück standen in den meisten Rheinbundstaaten die Regenten und ihre Rathgeber den Maximen Karl Friedrichs näher, als denen des würtemberger Autokraten. Denn das wunderliche Beispiel des Herzogs von Anhalt-Cöthen, der in seinem Duodezländchen Alles auf großen Napoleonischen Fuß setzte und in dem einzigen Departement, das ihm die Vorsehung anvertraut hatte, einen Staatsrath, Appellhöfe, Cantons, Municipalitäten, Code Napoleon, Präfecten und Präfecturräthe einführte — dies Beispiel war doch nur eine vereinzelte Narrheit, mit welcher der Herzog, ohne es zu wollen, eine bittere Satyre auf die Zeit und ihr angebetetes Idol schrieb. Sonst war in Mitteldeutschland der Bonapartesche Einfluß weniger unmittelbar und nachdrücklich; auch waren weder in Sachsen noch in Thüringen so bedeutende Gebietsveränderungen vorgegangen, daß neue Organisationen dadurch nothwendig geworden wären. Nur die militairischen Einrichtungen empfingen auch hier durchgängig Anregung und Ausdruck von dem Lehnsherrn im Westen. Alles Uebrige ward nicht wesentlich umgestaltet, zumal der größte der mitteldeutschen Staaten, Sachsen, selber mit dem Beispiel einer erhaltenden, inmitten dieser stürmisch drängenden Zeit fast stabil erscheinenden Politik voranging.

Ludwig Häusser.
(Deutsche Geschichte, Bd. 3.)

20.

Das Königreich Westfalen.

Einer von den Rheinbundstaaten verdient unsere besondere Beachtung, weil seine Entstehung, seine Geschichte und der Charakter seines Regiments etwas ganz Besonderes war: das neue Königreich Westfalen. Schon der Tilsiter Friede hatte die Schöpfung dieses Staates und die Erhebung Hieronymus Bonaparte's zum König von Westfalen verkündigt; ein kaiserliches Decret vom 18. August 1807 setzte das Gebiet des neuen Königreichs fest. Aus der preußischen Beute waren die Altmark und das Magdeburgische am linken Elbufer, Hildesheim und Goslar, Halberstadt, Hohenstein, Wernigerode, Quedlinburg, das Eichsfeld mit Nordhausen und Mühlhausen, Paderborn, Münster und Ravensberg dafür bestimmt; von Hannover wurden Grubenhagen, Göttingen, die hannoverschen Harzdistrikte und Osnabrück damit vereinigt. Dazu kamen dann noch das ganze Herzogthum Braunschweig, ganz Kurhessen, außer Hanau, Schmalkalden und Niederkatzenelnbogen, die oranische Besitzung Corvey und die Grafschaft Kaunitz-Rittberg. Das betrug im Ganzen ein Gebiet von 688 Quadratmeilen mit nahezu zwei Millionen Einwohnern.

Es war Napoleons jüngster Bruder, dem der Machtspruch des Kaisers die Regierung über einen Theil der kernigsten und besten deutschen Volksstämme in die Hand legte; am 15. November 1784, wenige Monate vor des Vaters Tode, zu Ajaccio geboren,

war Hieronymus Bonaparte der Liebling der Mutter und das verwöhnte Kind des Hauses gewesen. Aus der Zeit seiner Jugend und Erziehung ist nichts bekannt geworden, als die thörichten und leichtfertigen Streiche einer durchaus sinnlichen Natur; er tändelte, liebelte, machte Schulden, die der strenge Bruder zürnend bezahlte, während die Mutter die Unarten des „petit polisson“ entschuldigte und verdeckte. Von dem ehernen korsischen Naturell, wie es der Herr des Hauses hatte, war allerdings nichts in ihm; dafür besaß er jene fahrige Gutmüthigkeit und Weichheit, wie sie sich bei solchen Temperamenten häufig findet. Der erste Consul mochte glauben, daß ein Leben auf der See die beste Schule für solch einen verwöhnten Burschen sei, und nöthigte den widerstrebenden Jerome im December 1800 als Cadet in die Marine einzutreten. An lustigen Streichen, Abenteuern und Schulden fehlte es freilich auch hier so wenig, wie an bittern Strafpredigten des Bruders; doch machte der junge Cadet seinen Dienst durch und avancirte zum Schiffslieutenant. In den westindischen Gewässern kreuzend, kam er in Gefahr, mit seinem Schiffe von den Engländern gefangen zu werden, und rettete sich auf einem Handelsschiffe (Sommer 1803) nach Nordamerika. Im Hause des Kaufmanns Patterson zu Baltimore, dem dies Fahrzeug gehörte, fand er freundliche Aufnahme, verliebte sich in dessen anmuthige Tochter, Miß Elisabeth, und heirathete sie noch vor Ende des Jahres. Es war die Zeit, wo sein Bruder sich schon mit monarchischen und legitimen Entwürfen trug; so trefflich an sich die Wahl des neunzehnjährigen Jerome sein mochte, sie taugte nicht zu den Plänen des künftigen Kaisers und zog dem jungen Ehemann dessen ganze Ungnade zu. Er ließ gegen die Heirath Protest einlegen, untersagte ihren Eintrag in die französischen Civilstandesbücher und erließ an alle Hafenplätze, über die er verfügen konnte, den Befehl, die Person, welche sich die Gemahlin seines Bruders nenne, nicht landen zu lassen! Alle Bitten und Vorstellungen des Letzteren waren fruchtlos. Um den Bruder persönlich umzu-

stimmen,. begab er sich im Frühjahr 1805 nach Europa, fand den neuen Imperator auf seinem Triumphzug in Oberitalien und ließ sich unter dem Eindruck des Glanzes und Genusses, der sich ihm hier öffnete, statt auf den Kaiser zu wirken, selber bekehren. Charakterlos, wie er war, gab er die Ehe mit Elisabeth Patterson, die bald darauf einen Sohn gebar, jetzt auf, ließ sich wieder in der Marine verwenden und ward dann nach seiner Rückkehr von der See als Prinz des kaiserlichen Hauses anerkannt. Daß Napoleon, jetzt zufriedener mit dem Bruder, ihn schon zu Größerem bestimmt hatte, bewies dessen Ernennung zum Commandanten des neunten Armeecorps, das im Winter 1806—1807 in Schlesien operirte. Besonderen militairischen Glanz hat er hier so wenig als später um sich verbreitet, wenn auch die Erzählungen von seiner persönlichen Feigheit ungegründet waren; in allem Andern war er aber noch ganz der Alte. Seine glücklichsten Feldzüge machte er auch jetzt auf dem Felde der Liebesabenteuer, und das Leben, das er im Winter zu Breslau führte, bewies eben nicht, daß ihn die Seeluft wesentlich geändert hatte. Indessen ward der Krieg in Ostpreußen zu Ende geführt und zu Tilsit das Gebiet des neuen Königreichs erworben. Schon unterhandelte Napoleon mit dem würtembergischen Hofe wegen einer legitimen Heirath, der ersten in der Familie, und König Friedrich mußte bei allem autokratischen Stolze es sich noch als Auszeichnung anrechnen, daß seine Tochter Katharina (geb. 1783) die Auserwählte war. Noch war zwar Jerome von seiner rechtmäßigen Gattin gesetzlich nicht geschieden, und der Papst, damals mit dem Kaiser schon gespannt, weigerte sich standhaft, die Ehe aufzulösen, allein das legitime Bewußtsein jener Tage war darin nicht allzu heikel. Am 23. August gab Karl von Dalberg, der Primas der deutschen Kirche, der Bigamie die kirchliche Weihe.

Für Napoleons Schätzung der Menschen und insbesondere der Deutschen gibt es den besten Maßstab, daß er ihnen jetzt einen Menschen als König setzte, von dem er selbst in St. Helena

gesagt hat: Jerome war ein Verschwender, dessen Ausschweifungen schreiend gewesen sind; er hatte sich der Liederlichkeit bis zum Ekel ergeben. An gutmüthigem Wohlwollen zwar und an Milde mochte der Bruder des französischen Kaisers den angestammten deutschen Fürsten vom Schlage des würtemberger Monarchen und des verjagten hessischen Kurfürsten weit voranstehen; das war aber auch die einzige königliche Tugend, die er mitbrachte. Unwissend, frivol, ohne Würde und ohne männlichen Ernst, von der allerschlechtesten Gesellschaft umgeben, sah er sein im Traume ihm zugefallenes Königthum wie eine köstliche Gelegenheit an, das in vollen Zügen zu genießen, was ihm bis jetzt nur in spärlichen Gaben zugefallen war, und schwerlich brachte er in sein neues Reich einen andern Gedanken mit als den: die fünf Millionen Civilliste, die ihm verheißen waren, in einem tollen, lustigen Carneval mit seinen Cumpanen zu verjubeln. Es sind ohne Zweifel bösere und schändlichere Dinge in dem Napoleonischen Deutschland geschehen, als unter der Abenteurer- und Komödiantenregierung König Jerome's, aber an keiner Stelle hat sich der Bonapartismus mit dem ehrbaren und ernsten deutschen Wesen einen frivoleren Spuk erlaubt als hier. Der Instinkt des Volkes sah darum vollkommen richtig, wenn er diese Episode der Zeit als die bitterste Schmach betrachtete, die uns angethan ward.

Im August und September 1807 waren Abgeordnete aus den verschiedenen Theilen des neuen Königreichs in Paris versammelt, um mit dem König über die Organisation des Landes zu verhandeln. Sie wählten einen Ausschuß, in welchem neben den Grafen Merveldt, Schulenburg-Emden, Alvensleben besonders der Abt Henke aus Helmstädt und Professor Robert zu nennen waren. Ihnen ward der Entwurf der Verfassung mit dem Bemerken mitgetheilt, daß der König es gern sehen würde, „wenn die Deputirten ihre Bemerkungen darüber vorlegten, obwohl er dergleichen officiell nicht annehmen würde." In diesem Sinne machten denn auch die Abgeordneten ihre Bemerkungen; sie ver-

wahrten sich ausdrücklich, daß sie zur Verhandlung über die Constitution nicht bevollmächtigt und ihre Aeußerungen daher nur als Privatgedanken anzusehen seien.

Gleich der erste Abschnitt des Entwurfes gab Stoff zu wohlbegründeten Bedenken. Napoleon, der sich im Eingang des Werkes als Geber der Verfassung nannte, behielt sich darin die Hälfte der fürstlichen Domainen vor, um sie zu Belohnungen für seine Officiere zu verwenden. Die Abgeordneten verwiesen auf die Noth des Landes, die dieser Domainen für die Bestreitung der öffentlichen Bedürfnisse dringend bedürfe, zudem hafteten auf denselben Landesschulden und Pensionen. Ferner war die Bezahlung der außerordentlichen Kriegssteuern, die den Ländern auferlegt waren, in die Verfassung aufgenommen. Auch dagegen erhoben sich die Deputirten mit einer Bitte um Nachlaß; in beiden Fällen war natürlich ihre Vorstellung fruchtlos; ein Gesuch im Namen Magdeburgs wegen der 12,500 Mann Garnison, die der Stadt auferlegt war, hatte das gleiche Schicksal. Auch die Wünsche der adeligen Vertreter, außer dem Ertrag der persönlichen Unterthänigkeit nicht auch die weiteren gutsherrlichen Gerechtsame zu verlieren und ihre Familienverträge und Successionsordnungen behalten zu dürfen, blieben unberücksichtigt. Unter den übrigen Bemerkungen, welche laut wurden, war eine gegen die sofortige Einführung des Code Napoléon und dessen Bestimmungen über die Theilbarkeit der Güter gerichtet; eine andere sprach den allgemeinen Wunsch aus: daß die deutsche Sprache in allen Verhandlungen beibehalten, alle Stellen mit Eingebornen besetzt und die Pensionen und Wittwengehalte garantirt werden möchten.

Die Antwort des Königs auf diese Bedenken war, wie sich erwarten ließ, ziemlich nichtssagend. Wegen der Domainen versicherte er, selbst Vorstellungen gemacht zu haben; in Betreff der Kriegssteuer verwies er die Abgeordneten an den Kaiser, im Uebrigen suchte er die Besorgniß des Adels wegen Zersplitterung der Güter durch eine allgemeine Zusicherung zu

beschwichtigen. Die Forderung der deutschen Sprache machte ihn sichtbar betroffen. Es werde nicht leicht sein, meinte er; doch wolle er darauf halten. Er wolle sich selber Mühe geben, das Deutsche zu lernen, und denke es wohl in drei Jahren so weit als nöthig zu bringen. Die Besetzung aller Stellen durch Landeskinder erkannte er als gerecht und billig an; er gab seine feierliche Zusicherung, daß davon nicht abgewichen werden solle, denn ein deutscher Staat müsse durch Deutsche regiert werden.

Mit der Deputation zugleich befand sich auch Johannes Müller in Paris; im Begriff, einem Rufe nach Tübingen zu folgen, war er dorthin beschieden worden. Der Kaiser hatte den eitlen und biegsamen Mann, den er in Berlin durch eine einzige Audienz vom bittersten Franzosenhaß zur Napoleonischen Bewunderung bekehrt, nicht aus den Augen verloren; sein berühmter Name schien ihm dazu brauchbar, der neuen westfälischen Regierung in den Augen der Deutschen ein gewisses Relief zu geben. So wurde Müller nach Paris gerufen, um zum Minister gepreßt zu werden. Wohl fühlte er selbst, daß seine weiche Natur dem Hof- und Staatsleben nicht gewachsen, er den Geschäften durchaus fremd sei, und gern hätte er darum den Auftrag abgelehnt; allein er besaß doch wieder nicht Energie genug, sich beharrlich zu weigern, und ließ sich, halb mit Widerstreben, die Stelle eines Ministerstaatssecretairs aufbürden. Indessen saß aber bereits in Cassel, der Residenz des neuen Staates, eine provisorische Regierungscommission, deren Bestandtheile deutlich zeigten, was es mit der vorgeblichen Deutschheit der westfälischen Verwaltung auf sich hatte. Die Staatsräthe Jolivet, Siméon, Beugnot mochten ausgezeichnete Beamte und Juristen sein, denen es an Einsicht und Organisationstalent nicht fehlte, ja die in manchen Zweigen als hervorragende Specialitäten gelten konnten. Aber sie alle, sammt dem militairischen Gouverneur in Hessen, General Lagrange, waren Franzosen, und gleich die erste Organisation ward also ohne Einsicht und Verständniß der

Bedürfnisse des Landes begonnen. Der Einzige, der das deutsche Element dabei vertrat, war ein Deutsch-Franzose vom linken Rheinufer, Namens Mosdorff, den sie als Generalsecretair gebrauchten.

Am 15. November hatte der Kaiser die Constitution unterzeichnet; Hieronymus sollte sich nun alsbald selbst nach Cassel begeben und die Regierung unter dem Beistande der drei Staatsräthe und Johannes Müllers in die Hand nehmen. Die vertraulichen Weisungen, die ihm Napoleon mitgab, sind von allgemeinem Interesse, denn seine ganze Auffassungsweise der deutschen Dinge giebt sich darin auf eine sehr charakteristische Weise kund. Jerome sollte gleich nach seiner Ankunft in Westfalen die drei Mitglieder der provisorischen Verwaltung als geheimen Rath so lange um sich behalten, als er sie bedürfe. Der Staatsrath solle in seiner Majorität aus Bürgerlichen bestehen; ebenso in den übrigen wichtigeren Zweigen der Verwaltung und Justiz. Doch dürfe man die Absicht nicht merken lassen, die Leute vom Adel überall in der Minderheit zu lassen. Eingestandener Grundsatz dürfe es nur sein, die Talente zu wählen, wo man sie immer finde. Zugleich mit dem Regierungsantritt werde Jerome das Commando der noch in Westfalen stehenden französischen Truppen übernehmen; er solle pünktlich für sie Sorge tragen und nie vergessen, daß er selbst Franzose sei. Nur allmälig dürfe er sie vermindern; er solle sich damit nicht beeilen und nur mit Vorsicht die Klagen der Städte anhören, die nichts lieber wünschten, als sich die Lasten des Krieges vom Leibe zu schaffen. Sei doch die Armee volle sechs Monate in Bayern stehen geblieben und „dies gute Volk habe die Bürde mit Geduld ertragen". Vor Januar müsse das Land in Departements getheilt, die Präfecten eingesetzt, der Code Napoléon eingeführt sein. Die Constitution solle er treu halten; denn es liege nicht nur im Interesse des Napoleonischen Ruhmes, sondern sei auch durch die allgemeine politische Lage geboten, daß das westfälische Volk glücklich sei. Er solle nicht auf die

hören, die ihm sagten: an Unfreiheit gewöhnt, werde dies Volk seine Wohlthaten nur mit Undank aufnehmen. Man sei in Westfalen aufgeklärter, als man ihm wolle glauben machen, und sein Thron könne sich nur auf das Vertrauen und die Liebe der Bevölkerung gründen. Was die deutschen Völker mit Ungeduld verlangten, sei die Zugänglichkeit aller Stellen für Talente aus dem Bürgerstande, das Aufhören aller Arten von Unterthänigkeit. Die Wohlthaten des Code Napoléon, die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, die Einführung der Geschworenen würden die unterscheidenden Kennzeichen des westfälischen Staates sein; aufrichtig gesagt, sei für die Befestigung der Monarchie davon mehr zu erwarten, als von den größten Siegen. Ein in diesem Sinne liberales Regiment könne auf den ganzen Rheinbund und die Machtstellung seiner Krone günstig herüberwirken; es sei eine mächtigere Schranke gegen Preußen als die Elbe, die Festungen und der Schutz Frankreichs. Wer wollte, wenn er einmal die Segnungen einer weisen und freisinnigen Regierung genossen, unter das Joch preußischer Willkür zurückkehren? Alle Völker Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Spaniens begehrten Gleichheit und freisinnige Ideen; das Murren der Privilegirten stehe mit der öffentlichen Meinung im Widerspruch.

Westfalen sollte also nach des Kaisers Instruction das deutsche Musterland für das werden, was er Liberalismus nannte. In diesem Sinne hatte er auch durch Cambacérès, Regnault u. A. die Verfassung ausarbeiten lassen. Als neues Recht des Volkes war in ihr verheißen: Gleichheit vor dem Gesetz, freie Cultusübung der verschiedenen Religionsgesellschaften, Aufhebung der Vorrechte wie der privilegirten Körperschaften, Beseitigung jeder Art von Leibeigenschaft und jeder Immunität des Adels, gleiches Steuersystem, in den Departements sogenannte Departementalräthe als Gegengewicht gegen die Präfecten und eine Vertretung durch Reichsstände. Dieselben sollten aus hundert Mitgliedern bestehen, siebzig Vertretern des Grundeigenthums,

funfzehn aus den Kaufleuten und den Fabrikanten und ebensoviel aus den Gelehrten und andern Bürgern, welche sich um den Staat verdient gemacht haben. Die Stände sollten über die ihnen vorgelegten Gesetzentwürfe, über die Auflagen und das jährliche Finanzgesetz, über die im Civilgesetzbuch und im Münzsystem vorzunehmenden Veränderungen berathen dürfen und in geheimer Abstimmung ein Votum abgeben. Dazu kam die neue Gerichtsverfassung, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, und für Criminalsachen Geschworne. Aber neben diesen liberalen Institutionen ward zugleich die ganze bureaukratische Verwaltungsmaschine, das Polizei- und Soldatenregiment Bonaparteschen Zuschnitts aufgerichtet — ein wunderliches Gemisch, wie es freilich die oben mitgetheilte Instruction Napoleons ausdrücklich als sein politisches Programm verkündigt. Ungeachtet dieses innern Widerspruchs konnte auch diese unvollkommene Form einen Fortschritt zum Besseren bahnen. Der Zustand der alten Höfe und ihres Militairwesens, der Kastengeist des Erbadels, die Erstarrung der Landstände, die Lasten der Feudalität, die den Aufschwung des Ackerbaues hemmten, die Verkümmerung der Gewerbe und der Industrie durch Privilegien und Monopole waren es gewiß nicht, was die alten hergebrachten Verhältnisse dem Volke werth und lieb machte; vielmehr sahen jetzt selbst treue Anhänger der alten Dynastien, die weder Demokraten noch Bonapartisten waren, in diesen verheißenen neuen Institutionen eine unzweifelhafte Verbesserung.

Mochte auch in den vormals preußischen Gebieten die patriotische Erinnerung an den Staat Friedrichs des Großen, oder in Braunschweig das dankbare Andenken an eine väterliche milde Regierung schwer zu verwischen sein: in einem andern wesentlichen Theile des Landes, in Kurhessen, war es der neuen Gewalt schon eher möglich, einen glücklichen Wettgang mit dem alten Regiment zu bestehen. Der vertriebene Kurfürst Wilhelm hatte zwar in seinen früheren Regentenjahren Eifer und Thätigkeit für die ökonomische Hebung des Landes gezeigt. Die

laxe, verschwenderische Verwaltung des Vorgängers war durch präcise Ordnung, Thätigkeit und Sparsamkeit ersetzt, manche Mißbräuche, wie die Pachtung der Aemter, das Lottospiel, die Tortur, abgeschafft, die Justiz vereinfacht, die Frohndienste vermindert, die Bodencultur gefördert worden. Aber die Revolution hatte den Kurfürsten, statt ihn zu zeitgemäßen Reformen zu ermuthigen, eher starr und unzugänglich dagegen gemacht. Eigensinnig und in Vorurtheilen der alten Zeit tief befangen, wie er war, zog er in dem Maße die Zügel straffer an und verstockte sich um so zäher in seiner Stabilität, je mehr der Umschwung der Zeiten zu weiser Nachgiebigkeit an ihre gerechten Forderungen mahnte. Sein hartherziger Sinn, sein Geiz und seine pedantische Strenge waren ohnedem nicht dazu angethan, sein Regiment liebenswerth zu machen. Die alte Hofhaltung in Cassel war trüb und einförmig gewesen; der Kurfürst und seine Gemahlin wohnten getrennt, er selbst liebte laute, rauschende Freuden nicht, und auf die Haltung der Residenz wirkte natürlich der sparsame, melancholische Ton des Hofes zurück. Gewiß wäre eine vergnügungslustige, selbst glänzende Hofhaltung auf diesem Boden höchstens wie eine heitere, anmuthige Abwechselung erschienen, wenn nur das Regiment, das mit ihr kam, im Uebrigen Würde und Pflichtgefühl zeigte. Aber das war es eben, woran es Jerome und seinem Gefolge vollkommen fehlte.

Am 7. December 1807 war der neue König in Wilhelmshöhe oder, wie es jetzt hieß, Napoleonshöhe angekommen; am 10. hielt er in Cassel seinen feierlichen, prunkenden Einzug. Mit ihm erschien ein hungernder Schwarm von Abenteurern, voll Ungeduld, in dem neuen Königreiche Fortune zu machen. Alte Bekannte von der Marine, wie Capitain Meyronnet, später zum Großmarschall und Grafen von Wellingerode erhoben, und der Lieutenant Salha, der es als Graf Höne bis zum General und Kriegsminister brachte; Schicksalsgefährten aus Amerika, wie Pothau, der ganz unfähige Reubel und der gewandte und durchtriebene Le Camus (nachher Graf Fürstenstein und leitender

Minister), der von Napoleon gebraucht worden war, die unglückliche rechtmäßige Gattin Jerome's ihm von der Seite zu bringen; ein Banquier Lasleche aus Genua mit seiner koketten Frau und zwei Brüdern; Schöngeister, wie Pigault Lebrun, die zu Paris Genossen und Gelegenheitsmacher des Königs gewesen waren; eine Schauspielerin, mit der er in Breslau Verkehr gehabt; ein jüdischer Arzt Namens Abraham Zadig — solches und ähnliches Gelichter kam theils unmittelbar als Umgebung des westfälischen Monarchen, theils zog es bald schaarenweise herbei, um auf Kosten der geduldigen Deutschen sich in dem neuen Eldorado des Leichtsinns und Müssiggangs lustige Tage zu machen. Die Frivolität und Nichtswürdigkeit dieser Bande, im Verein mit der Brutalität französischer Polizeileute und Soldaten, war denn allerdings im Stande, auch die deutsche Geduld zu ermüden.

Bald sah man die Glücksritter und Roué's aus Jerome's Gesellschaft die wichtigsten Plätze am Hofe und in der Verwaltung einnehmen, ihren Schmutz und ihre Frechheit in Familie und Haus hereintragen; es wurden Feste und Herrlichkeiten aller Art aufgeführt, das Geld dazu um hohe Zinsen vom Juden Jacobson geborgt. Mit dieser liederlichen und gemeinen Wirthschaft stand im wunderlichem Contrast der feierliche Pathos, in welchem der „westfälische Moniteur" tagtäglich die Glückseligkeit des Landes und Volkes pries. Man kann nichts Abgeschmackteres lesen, als die gespreizten Floskeln, worin der königliche Hofjournalist z. B. die Huldigungsfeier vom 1. Januar 1808 beschreibt. Da erschienen „neben den alten und stets geehrten Namen die Gelehrten, welche die Wissenschaften verherrlichen, geschickte Kaufleute und fleißige Bauern vom Harz. die Nachkommen der alten Vandalen, welche die Jahrhunderte in Einfachheit durchlebt haben, mit den Sitten und fast den Trachten ihrer Voreltern".

Am Tage der Ankunft des Königs war auch das neue Ministerium gebildet worden. Außer Müller, dem neben dem Staatssecretariat auch das Aeußere übertragen war, erhielt Siméon Inneres und Justiz, Beugnot Finanzen und Handel,

Jollivet die Verwaltung des Staatsschatzes, General Lagrange das Kriegsdepartement. Der Letztere, wegen schmutziger Erpressungen heim berufen, ward dann durch den Adjudanten Jerome's, den General Morio, ersetzt nnd dieser erhielt bald nachher auf Napoleons Veranlassung ausnahmsweise einen achtbaren Mann, den General Eblé, zum Nachfolger. Auch Müller, der sich in diesem wunderlichen Wirrwarr sehr unbehaglich fühlte, gab bald seine Rolle in die Hände des Königs zurück und ward Generaldirector des öffentlichen Unterrichts; sein Ministerium erhielt im Februar 1808 der schon genanute Le Camus. Wie dann im März auch Beugnot nach Frankreich zurückkehrte, schwankte die Wahl zwischen Bülow und Malchus; doch trug diesmal der erste den Sieg davon.

Sein Hauptverdienst war wohl, daß wenigstens nicht alle wichtigeren Stellen von den fremden Abenteurern überfluthet und dem französischen Wesen einiger Widerstand geleistet ward. Insofern galt Bülow für die Stütze der deutschen Partei; er war doch der einzige unter den Räthen des Königs, der nicht vergaß, daß dies Land und Volk ein deutsches war. Das ward auch die Ursache seines Sturzes im Frühjahr 1811! die Franzosen und ihre Clientel hatten längst dahin gearbeitet, bis es ihnen gelang, Jerome's Argwohn und Eifersucht gegen die Popularität seines Ministers zu erregen. Der Nachfolger war Malchus, früher preußischer Kriegsrath in Halberstadt, der schon vorher begierig um das Finanzministerium gebuhlt hatte und den Franzosen ein gefügigeres Werkzeug als Bülow war. Ein kenntnißreicher und begabter Mann, aber ehrgeizig, hart, ohne deutsche Gesinnung und darum willig dem Fremden dienend, hat er unter allen westfälischen Staatsmännern, zum Theil weil er ein Deutscher war, sich den verhaßtesten Namen gemacht. Er ließ sich allerdings durch keine schonende Rücksicht abhalten, für die gesteigerten Bedürfnisse des Hofes und seiner Creaturen mit allen Mitteln zu sorgen. Es war freilich keine kleine Sache, fortwährend Geld zu schaffen in einem Staate, der

neben drückender Militairlast und einer verschwenderischen Hofhaltung noch von Napoleon selbst dazu gepreßt ward, für rückständige Contribution und die reservirten Domainen eine Summe von über 25 Millionen Franken an Frankreich auszuzahlen.

Das Ministerium vom December 1807 begann damit, die von Napoleon vorgeschriebene Verwaltung ins Werk zu setzen. Die französische Fruchtbarkeit an Organisationen bewährte sich auch hier; es verging kein Tag, an dem nicht der westfälische Moniteur eine Reihe neuer umgestaltender Decrete brachte. Siméon war es, der auf diesem Gebiete das Meiste geleistet hat. Binnen wenig Wochen war das Land nach den bekannten geographischen Maximen in acht Departements getheilt, Districte, Cantone, Municipalitäten nach französischem Muster geschaffen, ein Staatsrath creirt, Oberpräfecten, Unterpräfecten, Maires eingesetzt, das Münzwesen auf französischen Fuß gebracht, die Conscription eingeführt, die neue Gerichtsorganisation verkündigt. Auch die Polizei der Hauptstadt ward mit der den Franzosen darin eigenen Virtuosität umgestaltet.

Die Wirklichkeit zeigte freilich ein anderes Gemälde, als es die Lobreden der Sophisten entwarfen. Das Land ward von Fremdlingen regiert und ausgebeutet, durch neue Steuern und Einquartierungen bedrückt; Handel und Industrie lag darnieder und der Ackerbau vermochte in dieser Lage der Wohlthaten nicht froh zu werden, die ihm das neue Regiment verheißen. Ein wüstes Treiben, das unserer Art und unserer Sitte widerstrebte, hielt das Volk in schmachvollen Banden, die Söhne des Landes wurden widerstrebend zum Kriegsdienst gepreßt für die Sache des fremden Tyrannen. Selbst die letzte Freiheit, die unter dem alten Regiment ungestört geblieben, ward jetzt vernichtet; der persönliche, wie der briefliche Verkehr, die Literatur und der Lehrstuhl waren von einem Netze fremder Polizeikünste umsponnen.

Die persönliche Gutmüthigkeit und Milde Jerome's war dafür kein Ersatz. Es mag richtig sein, was die ihm zunächst

Stehenden rühmten, daß es ihm an gesundem Sinne nicht fehlte, daß er billig und gerecht war, auch in den ersten Zeiten den Geschäften eifrig nachging und wenigstens den Willen, sich zu unterrichten, kund gab; in den öffentlichen Zuständen seines Landes war davon wenig zu spüren. Dort sah man nur das leichtfertige Regiment fremder Abenteurer, die schmähliche Abhängigkeit von Napoleons Machtgebot, eine Regierungs- und Hofwirthschaft ohne Gewissen und ohne Sitte. Gegen die drückende Noth der Zeit stand die prahlende Ueppigkeit und die wilde Lust des Hofes in einem doppelt bittern Gegensatz. Es mag vielleicht nur unverbürgte Nachrede sein, was von des Königs Bädern in Bouillon und rothem Wein erzählt ward, oder daß er nicht viel mehr Deutsch lernte, als die nach jedem Gelage wiederholten Worte: „Gut Nackt, morgen wieder luschtik“ — aber es ist doch nie bestritten worden, daß Jerome sich wie ein unersättlicher Wüstling benahm, vornehme und gemeine Maitressen hielt, daß ehrbare Frauen vor seinen Nachstellungen nicht sicher waren und Cassel selbst in Bezug auf seinen moralischen Geruch mit den verrufensten großen Hauptstädten Europas rivalisirte. Freilich gelangte keine von allen diesen hoch oder nieder geborenen Dirnen jemals zu politischen Einfluß, aber es blieb darum nicht weniger empöreud, mitten in einer schweren Zeit, in der Deutschland darbte und trauerte, zu sehen, wie der König und sein Hof in Wollust, Gastgelagen, üppigen Festen, Maskeraden, französischen Komödien das eigene und das öffentliche Gewissen zu betäuben suchte. Und eine ewige Schmach war es, daß sich selbst vom hohen deutschen Adel Namen genug fanden, die entweder das Gefolge dieses abenteuerlichen Königthums vergrößerten, oder dessen Lüsten selbst willig dienten!

An einen solchen Hof hing sich aber natürlich alles Leichtfertige und Schlechte an, was zu Hause heimathlos und mißachtet war. Hatten sich doch schon vor der Ankunft des Königs gegen fünfhundert Personen in Cassel eingefunden, die vorgaben, zum Gefolge des Königs zu gehören. Elsasser Juden, gierige

Lieferanten und Handwerker, herabgekommene Kaufleute, verdorbene Advocaten und Abenteurer aus allen Theilen Frankreichs zogen sich nach diesem Schlaraffenland des Müssigganges und des Genusses. Dazu dann die große Schaar von Industrierittern, Speculanten, Schauspielern, Tänzern und Tänzerinnen, die Harpyen, die im Gefolge der französischen Intendanten kamen — es war, als ob man dies geduldige Volk mit jedem Tage aufs Neue hätte daran erinnern wollen, von welchen Menschen es beherrscht war. Ein fremdes Volk, das anders sprach und anders dachte, tummelte sich dominirend umher, als müsse sich dies barbarische Land glücklich preisen, zur Civilisation der großen Nation erzogen zu werden. In französischer Sprache wurden die Angelegenheiten des Landes verhandelt und entschieden; die Franzosen hielten es natürlich unter ihrer Würde, Deutsch zu lernen, dagegen boten sich französische Sprachmeister in Menge an, die Deutschen im Französischen zu unterweisen. Die Sprache der sogenannten guten Gesellschaft, die Moden und Trachten, die Kaufläden und Handwerker, kurz die ganze äußere Physiognomie der Residenz nahm eine französische Färbung an; gewaltthätige und feile Leute, wie Bongars und Bercagny, spielten die kleinen Fouchés in Cassel — als hätte nicht schon ein Zehntel von dem Allen hingereicht, auch eine deutsche Geduld zu ermüden. Wohl sah es in Cassel noch lustig genug aus und es kam, wie der schlechte Trost verschwenderischer Regierungen lautet, „viel Geld unter die Leute“, so daß dort, als das angestammte Regiment, ohne etwas vergessen und etwas gelernt zu haben, mit allen seinen Tücken und Härten zurückkehrte, Manchem die sieben wilden Jahre wie ein lustiger Traum erschienen — aber es war Zeit, daß dem Spuk ein Ende gemacht ward, ehe mit dem Wohlstand auch die Sittlichkeit untergraben ward. Denn, wie ein hessischer Geschichtschreiber sagt, nicht der vorübergehende Druck der Einquartierung und der Kriegssteuern, nicht der Waffendienst und die gesetzwidrige Verstärkung des westfälischen Heeres für eine französische Welt-

herrschaft, nicht die Erschöpfung und liederliche Verschleuderung der Staatseinkünfte war es allein, was den deutschen Vaterlandsfreund mit bangen Besorgnissen erfüllte. Der Despotismus und die geheimen Denunciationen der von inländischen und ausländischen Spionen bedienten Polizei, die schamlose Sittenlosigkeit des Hofes unter einem leichtsinnigen und verschwenderischen, dem Volksbewußtsein fremden Usurpator, die tief eingeprägten bösen Flecken des französischen Sittenverderbnisses untergruben die alte treuherzige Biederkeit, die männliche Kraft und das dem deutschen Bürger und Landmann noch immer inwohnende sittliche Gefühl.

Ludwig Häusser.
(Deutsche Geschichte, Bd. 3.)

21.

Die Befreiungskämpfe des Jahres 1809.

Oestreich war durch den Frieden von 1805, mehr noch durch den von Tilsit und die russische Freundschaft, zu einer Macht zweiten Ranges hinabgedrückt. Zweiten Ranges bei immer noch 24 Millionen Unterthanen in völlig arrondirtem Gebiet? im Entferntesten nicht war das Wiener Cabinet gemeint, sich bei dem letzten Friedensschluß zu beruhigen; es war entschlossen, die nächste Gelegenheit zur Fortsetzung des Kampfes zu benutzen; es verwandte die Friedenszeit, sich zu rüsten.

Immer wird man den Namen Stadions mit Ehrerbietung nennen; dazu begann die hohe Einsicht des Erzherzogs Karl, die Popularität Johann's, der ritterliche Eifer der jüngeren Brüder Wirkungen zu üben, deren Möglichkeit schon den Männern früheren Styls ein Grausen gewesen wäre und war. Wesentlich geändert ward vor Allem im Kriegswesen, an dessen Spitze Erzherzog Karl stand. Nicht blos eine neue Gliederung des stehenden Heeres nach französischen Muster ward eingeführt, das Exercitium, die Verpflegung, das Lazarethwesen u. s. w. verbessert, viele ältere Officiere entlassen, fremde, namentlich patriotische Männer aus Deutschland in den Dienst gezogen; das Wichtigste war, daß eine dreifache Reserve, alle Cantonpflichtigen umfassend und übend, eine allgemeine Landwehr, aus allen

Ständen gemischt und unter der Führung des Erzherzogs, endlich für äußerste Fälle die sogenannte Nationalgarde eingerichtet wurde. In der That eine allgemeine Bewaffnung des Volkes, „eine Armee, die schöner, stolzer und zahlreicher als jemals war, beseelt von einem Geist, einem Enthusiasmus, der bis dahin unter demselben unbekannt war“. Ohne Reserven und Landwehr fast 400,000 Mann.

Jene Decrete der Volksbewaffnung waren in eben der Zeit erlassen, wo die beginnende große Bewegung des spanischen Volkes in ganz Europa den tiefsten Eindruck machte. Napoleon eilte, sein ernstliches Mißtrauen über jene Rüstungen auszusprechen; noch von Bayonne aus forderte er die Rheinbundfürsten auf, ihre Contingente fertig zu machen; nach einigem Notenwechsel mit Wien hielt er dem östreichschen Gesandten in Gegenwart des diplomatischen Corps jene berühmte Strafrede (15. August), der Kaiser Franz mit der Versicherung seiner ununterbrochenen freundschaftlichen Gesinnung antwortete, nur um desto eifriger den Krieg zu rüsten. Fürwahr, Napoleon wünschte keinen neuen Krieg gegen Oestreich, er wünschte ihn am wenigsten jetzt.

Eben darum drängte man in Wien dazu. Es war der patriotische Eifer der Stadion, der jüngeren Erzherzöge, der Aristokratie, vieler deutscher Männer, die aus dem verknechteten Vaterlande sich nach Oestreich gerettet hatten. Nach Oestreich hin drängte sich Alles, was noch auf Rettung Deutschlands hoffte; preußische Officiere traten als Gemeine in östreichischen Dienst. Und war nicht alle Hoffnung zum Gelingen? Man hatte bereits in Italien, in Dalmatien, in Deutschland Verbindungen angeknüpft, welche bei der Schilderhebung Oestreichs eine allgemeine Erhebung der Völker erwarten ließen. Stein, seit dem Ende 1808 geächtet, war gen Böhmen geflüchtet; eben dort war der entthronte Kurfürst von Hessen, der Braunschweiger Herzog; schon sammelte er seine schwarze Schaar. Bis an den Rhein und die Nordsee erstreckten sich die heimlichen

Verabredungen, und Graf Münster in London verhieß für den Mai eine englische Landung in der Elbe und Weser, an die sich die norddeutsche Insurrection anschließen sollte, wie gleichzeitig an Wellington's Landung in Portugal die der pyrenäischen, an Stuart's Landung von Sicilien aus die der süditalischen Völker. Vor Allem in Tyrol war Alles zum Abfall von Bayern reif; Erzherzog Johann, der Mann des Gebirges, stand schon in geheimer Verbindung mit den Thälern, ihre Boten waren im Januar 1809 heimlich in Wien, wurden von ihm gesprochen; „aus seiner Hand gingen die Brandfäden bis Graubünden und Veltlin".

Nur, man eilte nicht zu beginnen, während Napoleon tief in Spanien verwickelt war. Bald nach der Einnahme von Madrid, noch im Januar ging er nach Paris zurück; „ist man in Wien von der Tarantel gestochen?" sagte er zu Metternich; umsonst bemühte sich der, die Maßnahmen seines Hofes zu deuten und zu bergen, bis man in Wien fertig wäre; man hatte dort nicht für möglich gehalten, daß Napoleon vor dem Juli gerüstet sein könne. und schon vor Ende des März waren die Contingente des Rheinbundes marschfertig. die französischen Colonnen zogen heran.

Endlich am 6. April verkündete ein Armeebefehl des Erzherzogs Karl: „die Freiheit Europas hat sich unter unsere Fahnen geflüchtet, unsere Siege werden ihre Fesseln lösen, — bald werden fremde Truppen im innigen Verein mit uns den gemeinschaftlichen Feind bekämpfen". Die Truppen welcher Macht? etwa Rußlands? alle Bemühungen Schwarzenberg's in Petersburg waren gescheitert: „man werde mit Napoleon zu Krieg und Friedem vereint bleiben"; freilich, die allgemeine Stimmung, wie in Petersburg so in Moskau, war gegen Napoleon, der hochmüthige Adel Rußlands brannte vor Begier, wider ihn zu kämpfen, ja unter den Hauptanschürern des Krieges waren in Wien vornehme Russen, Uwarof, Rasumowsky, Tatischef, die Fürstin Bagration, — „und sitzt denn Alexander

so fest auf seinem Thron?" sagte Kaiser Franz; aber noch war er Kaiser. — Oder war Preußeu gemeint? man wußte den König seit seiner Winterreise nach Petersburg ganz von Alexanders Politik bestimmt; freilich, in der preußischen Armee, im ganzen Volk war das brennendste Verlangen nach Krieg: „Alles ist der Entwickelung uahe", schreibt General Bülow, „der gegenwärtige Zeitpunkt bestimmt unser Schicksal unabänderlich"; ein glücklicher Schlag an der Donau, ein kühnes Wagniß im preußischen Heere selbst, und es brach los, so schien es, riß den König wider Willen mit sich; dann durfte man erwarten, daß der ganze Norden Deutschlands sich miterheben werde.

Auf solche Bewegungen der Masse rechnete Oestreich. Zugleich mit den ersten Märschen flogen nach allen Seiten hin ergreifende Aufrufe an die verschiedenen Völker: „ahmt Spaniens Beispiel nach", rief man den Deutschen zu, „unser Widerstand ist Deutschlands letzte Stütze zur Rettung; mit Oestreich war Deutschland selbstständig und glückich, nur durch Oestreich kann Deutschland beides wieder werden". Zu den Italienern sprach Erzherzog Johann: „gebt Gehör der Wahrheit und der Vernunft, — ermannet euch und seid wieder Italiener; man kommt nicht, um zu erobern und zu bestrafen, , sondern um zur Befreiung die Hand zu bieten." — In dem Aufruf an die Bayern hieß es: „Oestreich wolle die bayersche Nation von der sie drückenden, verderblichen Staatsverwaltung befreien, denn die Klagen der Edelsten und Vornehmsten Bayerns seien zum Thron des erhabenen östreichischen Monarchen gedrungen".

Wohl war es eine ganz neue Art Krieg, die Oestreich versuchte; keine Allianzen waren geschlossen, kein Cabinet war gewonnen, man schien dergleichen entbehren zu können; aber mit der spanischen Insurrection war man in Verbindung, die bayrische Grenze überschreitend, schrieb Erzherzog Karl dem Könige: „ich wünsche sehnlich, daß Sie den Wünschen Ihres Volkes, welches in uns seine Befreier sieht, Gehör geben"; überall rief man die Völker zur Insurrection: „es ist ein

Revolutionssystem", sagte der Moniteur, „das Oestreich angenommen hat; es hat nicht mehr Recht, sich über den Convent zu beklagen, der Krieg den Palästen und Friede den Hütten verkündete; nur daß es jetzt heißt: Befreiung der deutschen Nation und Europas, Sicherung alles dessen, was dem Menschen theuer und heilig ist". Man mochte rühmen, daß Napoleon, nachdem er die Revolution in Frankreich bewältigt, sie nun auch draußen, wo ihre alten Gegner sie nun selbst predigten, um ihre herkömmlichen Machtansprüche zu befriedigen, bewältigen werde. Die Fürsten des Rheinbundes blieben treulichst auf seiner Seite; selbst der Großherzog von Würzburg, Kaiser Franzens Bruder, stellte sein Contingent.

Durcheilen wir den furchtbaren Krieg von 1809. In Wahrheit, „mit der Schnelligkeit des Blitzes" stürzte sich Napoleon auf den Feind; in einer Reihe bewundrungswürdiger Gefechte — Napoleon nannte stets diesen Feldzug von fünf Tagen sein Meisterstück — war Erzherzog Karl aus allen Positionen geworfen, sein Heer um ein Drittel geschwächt, Regensburg in Feindes Hand (24. April); meist deutsche Truppen hatten jene Siege erkämpft, Napoleon's Lob begeisterte sie, steigerte ihre Anstrengung; ihres heimischen Kaisers Ruf verstanden sie nicht mehr. Was half es, daß im Norden die Schill, Dörnberg, Katte losbrachen? mit jenen unheilvollen fünf Tagen war Alles verloren; „mon Dieu, mon Dieu, tout est perdu!" rief Stadion; man mochte nun sehen, wie man sich der Rache des Gewaltigen erwehrte. „Der Erfolg jenes Krieges", schreibt der Erzherzog an Kaiser Franz, „war auf den ersten Sieg und auf die gewaffnete Theilnahme des ganzen Rheinbundes berechnet; er hat sich nun gegen uns erklärt, möge Kaiserliche Majestät entscheiden, ob es nicht rathsam ist, den Weg der Vermittelung zu versuchen, ehe der Feind unsere Staaten betritt". Er wandte sich an Napoleon: „ich fühle mich geschmeichelt, Sire, mit dem größten Feldherrn des Jahrhunderts zu kämpfen; ich wäre glücklich, wenn das Schicksal mich erlesen hätte, meinem Vaterlande die Wohlthat

eines dauerhaften Friedens zu gewähren". Napoleon antwortete nicht; am 12. Mai war er in Wien. Von dort aus erließ er jenen Aufruf an die Ungarn, erließ er an die östreichischen Landwehren den Befehl, sich sofort bei Strafe der Confiscation ihres Vermögens heimzubegeben, erließ er den Befehl zur Aufhebung des Kirchenstaates, zur Abführung des Papstes; den Deputirten der Stadt Wien sagte er: „er sei des langen Kampfes mit Oestreich müde, er werde ihnen einen einsichtsvolleren Regenten geben".

Gleichzeitig war Erzherzog Johann auf dem Rückzuge; bis in die Nähe von Verona hatte er Eugen zurückgedrängt, aber die Kunde von jenen fünf Tagen rief ihn zurück; rasch drängte der Feind nach; die Kunde von dem Falle Wiens bestimmte den Erzherzog, seinen Rückzug statt auf Linz, wohin ihn der Generalissimus bestimmt hatte, gen Ungarn zu nehmen; damit stand auch der italischen Armee der Weg gen Wien offen.

Dort drängte sich Alles zur Entscheidung. Erzherzog Karl kam aus Böhmen heran; am 21. und 22. Mai ward die furchtbare Schlacht von Aspern und Eßlingen gekämpft. „Die Armee", hieß des Erzherzogs Armeebefehl vom 24. Mai, „hat Beweise von Patriotismus, von Heldengeist, von Verachtung der Gefahr gegeben, die die Nachwelt bewundern wird; sie hat meine großen Erwartungen übertroffen." Napoleon hatte sich begnügen müssen, in seine unangreifbare Position auf der Insel Lobau zurückzukehren; so schwer war ihm noch nie eine Schlacht geworden; er fühlte dort die Gewalt eines Enthusiasmus, die er noch nicht kannte und die der hohe Muth militairischer Ehre, der seine Heere entzündete, nicht niederzuwerfen vermochte; zwei Generale waren vor seinen Augen gefangen; er erlebte den Tod seines treuen Lannes, den Tod des ritterlichen St. Hilaire; — und endlich „während seines dreißigstündigen Todesschlafes nach der Schlacht im Schlosse zu Kaiser-Ebersdorf, dessen Plünderung durch seine Garden er sogar überhörte, ein geheimes Zusammentreten seiner Generale, was

denn im Fall seines Todes oder seiner Gefangenschaft zu thun sei“.

Erhob sich nun nicht das ganze deutsche Volk für seinen Kaiser? Holen wir nach, was da und dort seit dem Beginn des Feldzugs geschehen war.

Vor Allem im Tyrol. Wer kennt nicht den Heldenkampf des tapfern, frommen Volkes? „ich zähle auf euch“ hatte ihnen der Kaiser Franz geschrieben, und die Tyroler Stände darauf: „wir werden, von Ew. Majestät unterstützt, bis ans Ende ausharren und Ew. Majestät und die ganze Welt überzeugen, daß es eher möglich ist, den Tyroler von dem Erdboden zu vertilgen, als ihm seine angeborne Liebe und Anhänglichkeit für Ew. Majestät und das durchlauchtigste Kaiserhaus zu benehmen.“ Von einem kleinen östreichischen Heer unter Chasteler unterstützt, drängten sie die Bayern aus Inspruck, aus Tyrol, aus Vorarlberg. Die „fünf Tage“ gaben sie der Uebermacht preis; Chasteler, von Napoleon vogelfrei erklärt, zog sich zurück; umsonst war aller Widerstand; mit steigender Wuth drangen die Sieger vor; die Erstürmung von Schwatz gab das Land in Lefebvres und Wredes Hand. Gräßlich, wie gewüthet ward; „Soldaten, ihr seid Unmenschen geworden“, hieß es in einer Proclamation Wrede's, „euer General spricht mit Thränen in den Augen zu euch und sagt euch, daß eure Gefühle von Menschlichkeit in Grausamkeit ausgeartet sind; ich fordere euch auf, von heute an wieder das zu sein, was ihr sein sollt und müßt, Soldaten und Menschen“. Mit dem Fall Insprucks hielt man Tyrol für bewältigt; zwei Deputationen gingen nach München, den König um Gnade zu bitten; die meisten Truppen mußten zur Donau hinab. Aber der Kampf erneuerte sich sofort; am 30. Mai war Inspruck wieder genommen. Nun kam die Kunde von dem Bannfluch des Papstes über Napoleon, kam die entzückende Kunde von dem Tage von Aspern, kamen jene Schreiben des Kaisers, welche die treuen Tyroler mit Stolz und Zuversicht füllten: „ihr habt bereits mein heiliges Wort,

daß ich euch nie verlassen werde, ich werde nie dieser feierlich übernommenen Verpflichtung uneingedenk sein; — harret aus, ihr habt der Welt gezeigt, was ein tapferes Volk vermag, wenn es für die Erhaltung seiner Religion und für Befreiung vom fremden Joche die gerechten Waffen ergreift"; — „im Vertrauen auf Gott und meine gerechte Sache erkläre ich hiemit meiner treuen Grafschaft Tyrol mit Einschluß des Vorarlberges, — daß ich keinen andern Frieden unterzeichnen werde als den, der dies Land an meine Monarchie unauflöslich knüpft". Mit solchem Wort ihres Kaisers, wie mochten sie verzagen!

Zum Mai hatte Graf Münster eine englische Landung in der Elbe und Weser versprochen. Wie auch die geheimen Fäden liefen, die sich von Wien und von London aus begegneten, auf jene Landung berechnet war, was in Norddeutschland geschah. Ob schon jener verfrühte Versuch Kattes, Magdeburg zu überrumpeln? glücklich entkam er nach Böhmen. In den Tagen von Regensburg brannte ein Aufruhr im Hessischen los. Jerome sandte den Obristen seiner Gardejäger, Dörnberg, Münsters Neffen, Ruhe zu schaffen. Dörnbergs Aufforderung an seine Truppen, mit ihren Landsleuten gemeinsame Sache zu machen, war erfolglos; sie gingen zurück nach Cassel; der Versuch, mit den Bauern allein die Residenz anzugreifen, mißlang; in wenigen Tagen war Alles zu Ende; Dörnberg, Malsburg, Spiegel flüchteten nach Böhmen.

Dann erhob sich Schill. Er stand längst mit Cassel, mit Helgoland und England in Verbindung; selbst Gneisenau, so scheint es, wußte um seinen Plan. Aus der Nähe des Königs kam Schill die Nachricht, daß er entdeckt sei; es war der letzte Augenblick zum Wagniß; am 28. April zog er aus Berlin mit seiner treuen Schaar, über die Elbe. Da erfuhr er, daß der hessische Aufstand mißlungen sei, daß der König „wegen seiner unglaublichen That und straffälligen Unternehmens" ein Kriegsgericht über ihn niedergesetzt habe, daß die Oestreicher geschlagen seien. Dörnbergs Fall zwang ihn, von seiner

Richtung auf Cassel abzustehen; er wandte sich nordwärts. Er sah wohl, „daß vom Insurgiren nicht viel zu erwarten sei“. Er nahm die kleine Feste Dömitz, aber den Weg nach Hamburg und Cuxhaven, wo er die Engländer gelandet hoffte, sperrte ihm das Heranziehen des Feindes. Er warf sich auf Stralsund, „um dadurch mit den englischen Schiffen in Verbindung zu kommen“. Vergebens sandte er drei Mal auf die See hinaus, nach englischen Schiffen zu spähen; „er hoffe“, schrieb er am 30. Mai, „Stralsund zu einem zweiten Saragossa zu machen, aber allein vermöge er sich nicht auf die Dauer zu halten“. Andern Tages war der Feind da; nach tapferstem Kampf erlag Schill der Uebermacht, fand selbst den Tod; von seinen Genossen wurden die einen in Braunschweig, andere in Wesel erschossen, andere in Toulon und Marseille auf die Galeeren geschmiedet.

In der Mitte Mai's brach der Braunschweiger Herzog mit seiner schwarzen Schaar nnd der hessischen Legion aus Böhmen hervor; der Tag von Aspern schien zu allen kühnsten Hoffnungen zu berechtigen; mit dem Corps von Am Ende vereint, nahm der Herzog Dresden, Meißen, Leipzig; bis Braunschweig hin flogen seine Proclamationen: „auf, ihr Alle, die ihr den hohen Namen Deutsche führt, auf, eilt herbei, um mit uns Deutschlands Schmach an seinen Unterdrückern zu rächen!“ — Schon warf sich ein anderes östreichisches Corps auf Franken; die Verheißung, an den alten Landesherrn zurückzukommen, entzündete die treuen Bayreuther; auch in Bamberg, in Nürnberg erhob sich beim Erscheinen der Oestreicher die Masse. Gleichzeitig erhoben sich die Mergentheimer, die aus Unterthanen des deutschen Ordens zu Würtembergern gemacht worden waren, läuteten die Sturmglocken, nahmen die Besatzung gefangen, proclamirten ihre alte deutschherrliche Herrschaft. Und während König Jerome gen Sachsen zog, erhob sich Obrist Emmerich in Oberhessen, nahm Marburg. Im Hannoverschen harrte man nur der englischen Landung; es war mit Münster verabredet, daß am 8. Juli von Emden und Hannover bis auf den Harz

Alles in Flammen stehen sollte, — aber Münster sandte Gegenbefehl; alle seine und Cannings Mühe scheiterte an Castlereaghs Hartnäckigkeit.

In der That, wäre auch jetzt nur die englische Expedition in Weser und Elbe erschienen, — man hatte die großartigsten Rüstungen: 37 Linienschiffe, 23 Fregatten, 82 Kanonenböte, 39,000 Mann Landungstruppen — so war die norddeutsche Bewegung nicht mehr zu halten, der Braunschweiger eilte in sein Land, Jeromes Königreich wankte, Napoleon mußte seine Macht theilen, um den Gefahren im Norden zu begegnen. Und schon war Obrist Steigentesch in Berlin; ihn hatte der Erzherzog Karl mit den Worten entlassen: „mein Bruder will es so, ich hatte nicht dazu gerathen; sprechen Sie keck mit dem Könige und wenn er sich nicht entschließen will, so compromittiren Sie ihn". Selbst Scharnhorst drängte zum Kriege; er sandte seinen Sohn in das Hauptquartier des Erzherzogs Ferdinand. Aber der König hielt sich für gebunden: „sie wissen nicht, was ich in Petersburg versprochen habe". Wie wüthete der alte Blücher, — da er plötzlich seine Truppen dislocirte, glaubte der König, er werde losbrechen; dann forderte Blücher seinen Abschied: „er wolle nicht Zeuge sein, wie der Thron zusammenstürze". Wie, wenn sich Blücher aufwarf, wenn er das Heer, wenn er das Volk mit sich riß? Oder wünschte eben das der König doch? in aller Stille soll damals Wittgenstein, der mehr als vielleicht irgend ein Anderer des Königs Vertrauen besaß, in London gewesen sein. Und im Süden stand Tyrol in Waffen, von Feinden gesäubert; schon streiften einzelne Schaaren bis Augsburg, Memmingen, Stockach, in die altöstreichischen Gebiete. Die Könige von Würtemberg, von Bayern begannen besorgt zu werden. Dazu in der höchsten Umgebung Napoleons selbst Mißmuth, Heimlichkeit, Talleyrand grollend, Fouché in Paris seine eigenen Pläne spinnend, dazu der Eindruck der wilden Schlacht von Aspern, der den von Eylau überbot; dazu endlich die Entdeckung geheimer Gesell-

schaften, ihrer Beziehungen mit der geheimen Polizei des Feindes, — begann des Gewaltigen Stern zu erbleichen?

Doch zurück zum Kriege. Nah bei einander seit der Schlacht von Aspern standen die beiden Heere; Napoleon sechs Wochen hindurch rastlos bemüht, die Insel Lobau zu verschanzen, Batterien aufzuwerfen, Riesenbrücken zu bauen; ihm gegenüber auf dem rechten Donauufer von Wagram bis Preßburg die ganze östreichische Macht dicht bei einander; freilich, Erzherzog Johann durch die Schlacht von Raab geschwächt, zwischen ihm und dem Generalissimus Mißstimmung und Mißverständniß. Endlich am 5. Juli brach Napoleon hervor; den ganzen Tag währte der Kampf, er erneuerte sich folgenden Tages. Erzherzog Karl erwartete mit Zuversicht Johanns Ankunft; weß auch die Schuld war, er nahte dem Schlachtfelde, als bereits der Rückzug auf Znaim begonnen war. Dort wurde am 12. Juli ein Waffenstillstand auf vier Wochen abgeschlossen, der einstweilen alles von den Franzosen besetzte östreichische Gebiet — es umfaßte über acht Millionen Einwohner — in deren Hand ließ.

Man war östreichischer Seits nichts weniger als einig, ob weiter kämpfen, ob Frieden schließen; gegen die Erzherzöge, gegen die Stadion erhoben sich alte und neue Intriguen; am 30. Juli hatte der Erzherzog Karl seinen Abschied; unter dem unmittelbaren Befehl des Kaisers selbst erhielt Fürst Johann Lichtenstein das Commando; fort und fort verlängerte man den Waffenstillstand; man bot dem Braunschweiger an, ihn mit in denselben aufzunehmen, wenn er seinen Souveränetätsansprüchen entsagte; er zog es vor, sich in dreistem Wagemuth durch Hannover zur Wesermündung hin durchzuschlagen, wo er sich am 7. August einschiffte. Der treuen Tyroler ward nicht gedacht. Während Metternich unterhandelte, sah Stadion, immer noch hoffend, nach jener englischen Expedition.

Sie war ausgesegelt, sie wandte sich gegen Walchern; „der Zweck der Expedition ist“, sagt Lord Castlereagh in der geheimen Instruction, „die Wegnahme oder Zerstörung der

feindlichen Schiffe, die sich zu Antwerpen oder Vliessingen auf dem Stapel befinden oder auf der Schelde liegen, die Zerstörung der Arsenale und Docken zu Antwerpen, Torneuse und Vliessingen — und wo möglich die Schelde für die Zukunft für Kriegsschiffe unfahrbar zu machen; — und sobald dieser Auftrag nach Möglichkeit ausgeführt ist, soll die Armee wieder eingeschifft werden und zurückkehren, nur die Insel Walchern bis auf Weiteres besetzt bleiben". Lord Chatham erhielt den Befehl. So groß seine Macht war, auch nicht ein Regiment entsandte Napoleon von der Donau; in den gefährdeten Gegenden selbst wurden schnell 20,000 Mann zusammengebracht, Antwerpen gesichert. Nicht lange und die Truppen auf Walchern begannen zu kranken; schon Ende August kehrte die Hälfte der Expedition zurück, im December der Rest, nachdem die Werke und das Bassin von Vliessingen zerstört waren. Das war das Resultat einer Rüstung, wie sie England selten großartiger auf einen Punkt gerichtet hat; die Entrüstung war allgemein; „es ist allzu schmerzhaft", sagt die große Londoner Addresse an den König vom 14. December, „sich über eine Expedition auszulassen, die von einem Minister entworfen und geleitet ward, den, wie wir jetzt wissen, seine Collegen selbst für unfähig erklärt haben, über eine Expedition, die alle Gemüther mit Scham und alle Herzen mit Wehmuth erfüllt", und das Parlament fand mit 275 gegen 227 Stimmen die Minister tadellos.

Nun war ja Oestreich völlig hülflos; und doch bot Napoleon jenen mäßigen Frieden von Wien. Wohl hatte er von Zerstückelung Oestreichs, von Abdication Franzens zu Gunsten seines Bruders in Würzburg gesprochen. Aber Rußland war langsam und zweideutig gegen Gallizien herangezogen; Oestreich hatte seine Rüstungen mit Anstrengung fortgesetzt; „der hohe Geist, der die Armee belebt", schloß der Kaiser den Armeebefehl vom 16. August, „ist Mir und ihr Bürge, daß, sollte der Feind uns dennoch mißkennen, wir den Lohn der Standhaftigkeit einst sicher erlangen werden". Napoleon hatte nicht mehr den ver-

schüchterten Feind von 1796 und 1805 vor sich; sollte er in Mitten eines feindseligen Landes nach den furchtbaren Tagen von Aspern und Wagram ein drittes Mal wagen? Dazu sah er den furchtbaren Kampf der Tyroler in seinem Rücken; er sah die krampfigen Bewegungen, die den Norden Deutschlands durchzuckten; er sah in dem „metaphysischen Deutschland“ sich einen Fanatismus entzünden, der mit dem Spaniens zu wetteifern drohte; endlich jener Mordversuch des Naumburger Predigersohnes, — er machte auf ihn einen Eindruck, den er nicht zu verwinden vermochte. „Kommt der Friede nicht zu Stande, so sind wir von tausend Vendéen umgeben: es ist Zeit, zu enden.“ Zwei Tage nach jenem Attentat ward der Wiener Friede unterzeichnet (14. October 1809).

Damit war der Krieg beendet, den man mit so hohen Hoffnungen begonnen hatte; „nun lagen sie wieder versunken in dem Abgrund der Verzweiflung“. Nur die Tyroler kämpften noch. Die Kunde vom Waffenstillstand hatten sie anfangs nicht glauben wollen; dann war der kleinen Schaar Oestreicher unter Buol der Abzug befohlen, auch Hormayr ging mit, der bisher das Ganze geleitet hatte; auch Hofer ward beredet, das heimische Thal zu verlassen, das ihn nicht mehr schützen werde. Er ging bis Lienz, wo das Pusterthal sich zur Drau hinab öffnet; da an der Grenze des heimischen Bodens ergriff es ihn, er konnte nicht anders, er kehrte zurück; und Joseph Speckbacher, der auch hatte von hinnen ziehen wollen; wie ihn Hofer bei Namen rief, ertrug er es nicht, sprang ohne Hut und Bündel vom Wagen und rannte ohne umzusehen zurück ins Heimathland. Was hofften sie noch? vom Norden, Süden und Osten her zogen die feindlichen Heere, an die 40,000 Mann, die Thäler herauf; die vom Norden nahmen Inspruck ohne Mühe; brennend und mordend kam Ruska das Pusterthal herauf; noch wenige Märsche und die drei Heere berührten sich. Da begann es sich in den Bergen zu regen; der Kapuziner Haspinger kam gen Brixen mit der Kunde, die Schützen im Brenner seien wieder

auf. Wie das zündete! noch war das Herz des Landes frei; es galt, den Paß von Sterzing gen Brixen zu decken, der an der wilden Eisach hinabführt. Am 2. und 3. August sammelten sich die Schützen, Haspinger, Speckbacher führten sie; sie sandten nach dem Passeier Thale, daß auch Hofer käme. So begann der furchtbare Kampf der dritten Befreiung Tyrols; furchtbar kämpfte Rouyer in den Eisachschlünden, der „Sachsenklemm", wie sie nun heißt; es waren besonders die Truppen der Sachsenherzoge, die dort geopfert wurden. Nun eilte Lefebvre mit dem größeren Theil seiner Truppen von Inspruck heran; umsonst versuchte er hindurchzudringen; den wüthenden Kämpfen vom 8. bis 10. August folgte jener Rückzug, der ein rechter Baruszug werden sollte; schon waren 18,000 Mann Schützen auf, Weiber und Knaben halfen mit, von allen Höhen und Klippen herab mörderisches Stutzenfeuer, niederrollende Felsblöcke und Baumstämme, keinen Augenblick Rast, nirgends Lebensmittel, so jagte man den Herzog von Danzig in das Innthal hinab, 11,000 Mann hatte er verloren. Am 15. August war Inspruck wieder genommen; dort wählte man Andreas Hofer zum Obercommandanten; in gleicher Weise wurde der Feind die Etsch, das Pusterthal hinabgejagt. Vor Ausgang Augusts war das ganze Land bis an die Thalmündungen frei; zugleich rührte es sich in Kärnthen. Vorarlberg schien sich von Neuem erheben zu wollen; es war in den Tagen, wo Kaiser Franz jenen Armeebefehl vom 16. August erließ, der, „in dem glaubenden Tyrol das alte Vertrauen neu erweckte". Bis Anfang Octobers hielt sich der Feind ruhig: die Friedensunterhandlungen in Schönbrunn nahten ihrem Ende; wieder zogen von allen Seiten Truppenmassen heran. Die Tyroler fühlten sich in guter Wehr; sie hatten alle Pässe besetzt und befestigt, schon kam ihnen auch englisch Geld, sie glaubten nicht an Frieden, hatten sie doch ihres Kaisers heiligstes Wort, nicht Frieden zu machen, ohne sie wieder an Oestreich zu bringen, und am 28. September empfing ja Hofer eine goldene Gnadenkette von seinem

Kaiser, Haspinger das Verdienstkreuz, Speckbacher und andere Häupter Geschenke. Sie hofften alles Beste. Da kam ihnen am 28. October Erzherzog Johanns Schreiben: „Alles würde der Kaiser gethan haben, um die Wünsche des Landes Tyrol zu erfüllen; allein, so nahe dem Kaiser das Schicksal der biederen Bewohner dieses Landes geht, so ist doch die Nothwendigkeit eingetreten, Frieden zu machen; ich setze euch hierüber in Kenntniß mit dem Beisatz, daß der Wunsch Seiner Majestät dahin geht, daß die Tyroler sich ruhig verhalten und nicht zwecklos sich aufopfern mögen". Das brach ihnen den Muth; schon hatten die fremden den Isel besetzt, Scharnitz besetzt; Hofer ermahnte zur Unterwerfung. Aber es blieb eine Zahl Solcher, die sich um keinen Preis unterwerfen wollten; sie rissen den Sandwirth mit sich. Am 15. November rief er seine Landsleute von Neuem zu den Waffen: „denn wenn wir uns den Feinden ergeben wollen, so werdet ihr sehen, daß in vierzehn Tagen ganz Tyrol von jungen Leuten beraubt und zuletzt unsere Gotteshäuser, Eltern und Klöster, wie auch Religion vernichtet und sammt den Feinden die ewige Verderbniß uns zubereitet würde". So begann der letzte Kampf; er war hoffnungslos; Thal auf Thal unterwarf sich dem erbitterten Feinde; alles Aergste geschah. Hofer hatte sich tief in die Berge geflüchtet; ein Priester verrieth ihn; er ward nach Mantua gebracht, am 20. Februar 1810 erschossen.

So endete mit dem Trauerspiel von Tyrol das deutsche Trauerspiel von 1809.

J. G. Droysen.
(Vorles. über die Freiheitskriege. Th. 2.)

22.

Die französische geheime Polizei.

Was außer dem Druck unerschwinglicher Kriegssteuern und Erpressungen aller Art*) im nördlichen Deutschland die Gemüther am tiefsten gegen die fremde Gewaltherrschaft erbitterte, war die polypenartig durch die ganze Bevölkerung sich verbreitende, von Paris ausgehende und zum Theil direct von dorther geleitete geheime Polizei. Mit ihrer Hülfe hoffte Napoleon jede Regung zum Versuch, das ihnen verhaßte Joch abzuschütteln, bei den in Fesseln gehaltenen Deutschen schon im Keim ersticken zu können, und nicht läugnen läßt es sich, daß unter Fouchés Leitung das Institut seiner geheimen Polizei mit der verrufenen spanischen Inquisition glorreich wetteiferte.

Mit besonderem Erfolge entfaltete sie sich im Königreiche Westfalen, wo ein Decret vom 27. Januar 1808 einen Schwager

---

*) Der Gesammtbetrag der französischen Erpressungen in Norddeutschland, soweit solche durch Daru's Hand gegangen waren, betrug nach dessen eigener Angabe die Summe von 513,744,410 Franken und 90,483,511 Franken Werth an Lieferungen von Lebensmitteln, Bekleidungsgegenständen, Hospitalbedürfnissen 2c., zusammen also 604,227,921 Franken, außer dem was die einzelnen Orte und Einwohner den oberen Befehlshabern, den Officieren, Commissairen und Soldaten hatten geben müssen. (Pertz, in Stein's Leben. Bd. 2.)

des Grafen Fürstenstein, den Staatsrath Pothau, zum Polizeipräfecten ernannte, dem am 18. September der Chevalier Legras de Bercagny als Generaldirector der haute-police nachfolgte. Dieser Bercagny, ein feingebildeter Franzose von umfassenden Kenntnissen, dabei ein schöner Mann, liebenswürdig wenn er wollte und von hinreißender Beredtsamkeit, war im hohen Grade leidenschaftlich und daher zu den ärgsten Gewaltsamkeiten geneigt. Der deutschen Sprache nicht mächtig, mußte er sich auf die französischen Rapporte und Uebersetzungen seiner Untergebenen verlassen, die oft voller Ungenauigkeiten und Entstellungen waren, und daher das Maß seiner Ungerechtigkeit nur steigerten. Er war um so furchtbarer, als er zur ersten herrschenden Hofpartei gehörte und sich täglich mit dem Könige persönlich besprach.

Zu seinem Generalsecretair wählte er einen gewissen Savagner, der früher bei einem Gerichtshofe in Strasburg gestanden hatte, aber seines unordentlichen Lebens wegen entlassen war. Bald wurde er der Liebling seines Chefs, da er unruhigen Geistes und immer geschäftig, alle Triebfedern der Maschine in unaufhörlicher Bewegung erhielt und als vollendeter Roué alle Elemente der sittlichen Verkommenheit auszuspüren und in die Dienste der hohen Polizei zu ziehen wußte. Hierin unterstützten ihn zwei Subjecte gleichen Schlages, aber wo möglich noch gemeinerer Natur, der Polizei-Inspector Würtz und der Agent Kroschky. Jener, obgleich von einem unangenehmen Aeußern, konnte sich durch sein gefälliges Wesen sehr beliebt machen. In seiner Miene hatte er ein stetes Lächeln, das er gebrauchte, um vertrauungsvolle Seelen in sein Netz zu ziehen. Er konnte nicht allein die Rolle eines ehrlichen Mannes vortrefflich spielen; nein, er rühmte sich auch mit bescheidenen Farben seiner Rechtschaffenheit und beklagte sich, daß er Feinde habe, mit denen er es doch, wie ein Bruder, gut meine. Er war es besonders, der sich der Methode bediente, auf die Regierung zu schelten, mit deutscher Ehrlichkeit vor den Dienern der Polizei zu warnen, um die Menschen sicher zu machen. Die größte Sünde, die

Johannes von Müller je auf sich lud, war unstreitig die, daß er Würtz zur Stelle eines Polizei-Inspectors verhalf. Es ist unmöglich, die Gründe zu erforschen, die den sonst klugen Mann vermochten, einen Menschen mit seiner Fürsprache zu unterstützen, der sie nur dazu anwandte, das möglichste Böse zu thun. Würtz beging sogleich anfangs in seinem Posten solche Verbrechen, daß er eingezogen und cassirt wurde, aber Johannes von Müller ließ nicht eher nach, bis er seinen Schützling in Braunschweig als Commissair bei der Polizei angestellt sah, wo er sich bald allen Redlichen zum Schrecken machte.

Kroschky, ursprünglich Mitglied einer Gaunerbande und als solcher im Gefängniß, fand durch seine Concubine Gnade bei Savagner und Anstellung als Agent der geheimen Polizei. Er zeigte sich unerschöpflich in Berichtserstattungen, die ihm um so leichter und geläufiger wurden, als er sehr sinnreich in Erdichtungen zum Verderben Anderer war. Mehr bedurfte es nicht, um Savagner ganz zu gewinnen. Am Ende verwickelte sich aber Kroschky in solche Verbrechen, daß er arretirt und criminell behandelt wurde. Nie war ein öffentliches Verhör von dem gegen ihn erbitterten Publikum so überlaufen, wie das seinige. Er wurde mit einem unschuldigen Bürgermädchen confrontirt, welches er durch teuflische List zu verführen gesucht; nur ein Wunder ihrer Standhaftigkeit rettete sie noch, als er sie sogar schon bedroht hatte, daß, wenn sie sich nicht in seinen Willen und in seine höheren Zwecke fügte, ihr Vater seinen Erwerb bei Hofe und ihre ganze Familie ihr Brod verlieren sollte. Deshalb und noch anderer Streiche wegen verfiel er in Gefängnißstrafe. Allein Savagner verließ ihn nicht und es gelang ihm, ihn wieder in Freiheit zu setzen. Ganz Cassel war erstaunt und aufgebracht, diesen Menschen wieder frei und sogar auf seinem vorigen Posten zu sehen. Die Bürger, die diesen gerichtlich anerkannten Verbrecher nicht länger in ihrer Mitte dulden wollten und konnten, traten zusammen und bewirkten durch eine gemeinschaftliche Vorstellung seine Entfernung, die eigentlich die unmittelbare Folge

seiner Handlungen und das Werk der Regierung selbst hätte sein sollen. Ein neuer Beweis, wie ungern die oberste Polizeibehörde sich von Menschen dieser Thätigkeit lossagte, und wie schwer ihr Verlust bei dem unbrauchbaren Vorrath an rechtlichen Leuten zu ersetzen war!

Ein College und Nebenbuhler des Generalsecretairs Savagner war der Schweizer Schalch, früher Commis in einer Galanteriewaaren-Handlung in Paris, der sein Geschäft aber mehr, als jener, im großen Styl zu behandeln wußte und sich weniger in das schmutzige Detail der niedern Region einließ. Er selbst genoß sein Sündenbrod größtentheils in Unthätigkeit; denn er ließ nur immer Andere handeln, setzte sich alsdann zu Gericht, verdammte oder sprach frei, band und löste nach Willkür, oder theilte sich in den Raub, den ihm seine dienstfertigen Geister zugeführt hatten. Nur bei heimlichen Missionen, bei Gelegenheit öffentlicher Gährungen, setzte er sich selbst in Bewegung; dann war er überall und nirgends; bald fischte er im Trüben zu Marburg, bald in Braunschweig oder Hannover. Als Generalsecretair der hohen Polizei hatte er weiter nichts zu thun, als den ganzen Tag von einem Büreau in das andere zu laufen, den Anklagen und Verhören als Präsident beizuwohnen und überall das Feuer anzuschüren. Am längsten und liebsten verweilte er in dem Hintergebäude des Hotels der Polizei, wo die geheimen Sachen im strengsten Sinne des Wortes geschmiedet und betrieben wurden, und dessen Schwelle kein Fuß eines Profanen betreten durfte. Hier beschäftigte man sich mit Dechiffriren, mit geheimen Beantwortungen, mit Fabrikation von erdichteten Briefen, die bald von einem reisenden Kaufmanne, bald unmittelbar aus London datirt, in dem westfälischen Moniteur als echt aufgetischt und aufgedrungen wurden.

Es mag an der Vorführung der hier genannten Werkzeuge der Napoleonischen Polizei genügen, um wenigstens an einzelnen Beispielen zu zeigen, welche Subjecte in jener schmachvollen Zeit der Gewaltherrschaft dazu verwendet wurden, mit der Ehre und

Freiheit, ja mit der ganzen Existenz der Unterdrückten ein ruchloses Spiel zu treiben. Die Handlungsweise jener Elenden, mit deren fluchwürdigem Andenken in Cassel sich noch die Namen eines Dümoulin, Giraud, Cerf, Darlin, Kautz und Wolf erhalten haben, ist so empörend, daß die Feder sich scheut, die Einzelheiten nach dem Berichte der glaubwürdigsten Zeugen wiederzuerzählen. Und was im höchsten Grade betrübend ist, es wird übereinstimmend versichert, daß es die Polizeibeamten unseres Volks viel ärger machten, als die gebornen Franzosen. Sie glaubten, um sich ihr Gehalt zu sichern, es mit ihren Mitbürgern nicht strenge genug nehmen zu können, und wollten allen Schein der Parteilichkeit vermeiden. Das Trugbild einer mißverstandenen Gerechtigkeit verleitete sie zur offenbaren Ungerechtigkeit, die nicht schreiend genug geschildert werden kann. Schändlichkeiten, welche selbst Franzosen verabscheueten, wurden von diesen Deutschen verübt *).

Unterstützt wurde die hohe Polizei des westfälischen Reichs durch den Obersten Bongars, der als Oberstlieutenant und Maréchal des logis dem Könige Jerome aus Frankreich gefolgt war, und der später, nach Bercagnys Beseitigung, als General-Inspector der Gensd'armerie an die Spitze der hohen Polizei des Königreichs gestellt wurde. Dieser Bongars, ein Mann von hohem, stattlichem Wuchse und bedeutungsvollen Zügen, hatte die Verstellung so in seiner Gewalt, daß sein Gesicht im schlichten, bürgerlichen Leben nie ohne Anmuth war und selbst zur Stunde

*) Der Vater des Herausgebers, welcher in näheren persönlichen Beziehungen zum Grafen von Wallmoden stand, genoß gleich vielen andern guten Patrioten die Auszeichnung, im schwarzen Buch der geheimen Polizei verzeichnet zu stehen. Der Gensd'armerie-Capitain v. H...., dem seine Beaufsichtigung übergeben war, benachrichtigte ihn selbst vertraulich davon, um sich in sein Vertrauen einzuschleichen. Ein Oberst des 9. französischen Cuirassier-Regiments aber, damals als Einquartirter längere Zeit Gast des Hauses, warnte ernstlich vor der Verrätherei dieses Deutschen.

der furchtbaren Inquisition etwas Zutrauenerweckendes behielt. Er war also vermöge seines Charakters und des Aeußern ganz für die Stelle geeignet, mit welcher ihn das Vertrauen des Königs belehnt hatte. Als geborner Franzose redete er das Deutsche sehr schlecht, d. h. nur gebrochen. Verhöre pflegte er nach Fouchés Muster gar nicht anzustellen. Waren die Beschuldigungen so gut als möglich herausgestümpert, und war der Verklagte, welcher auf die Mittheilung der detaillirten Beschuldigungen der Ankläger vergebens hoffte, an der Reihe zu reden, so hatte derselbe gewöhnlich nichts verstanden, und konnte daher nicht antworten, oder er mußte schweigen, weil sich alle nur erdenklichen Anschuldigungen des Hochverraths, der Spionerie u. s. w. nicht mit einem Mal bestreiten ließen. Insgemein ergriff Bongars alsdann, um seinem Delinquenten aus der Verlegenheit zu helfen, sogleich wieder das Wort, um ihn zu verurtheilen. Wenn sein Geldbeutel sofort aushalf, so war der Mann für den Augenblick gerettet, wurde nun aber unter die Surveillançe einer geheimen Rotte gestellt, welche keinen seiner Schritte unbeachtet ließ. Hatte er Männer zur Inquisition, welche entweder Muth und Entschlossenheit genug besaßen, um sich dreist gegen ihn zu erklären, oder bei welchen er Geistesgegenwart und Kenntnisse genug voraussetzte, um wohlgegründete Einwürfe von ihnen erwarten zu müssen, so hielt er einen Troß seiner Gesellen in der Nähe, welche bald zugegen sein mußten, wenn er den Hauptinhalt der Anklage auftischte, bald im Zimmer auf und nieder schritten, den Verhafteten strenge ins Auge fassen und vom Kopfe bis zu den Füßen in dem Augenblicke fixiren mußten, wo seine Vertheidigung beginnen sollte. In Cassel, wo seine Wohnung von militairischen Wachen besetzt war, bediente er sich dazu der Polizeischergen; denn hier gab es unter dieser Classe von Staatsdienern gewiß nur sehr wenige, welche nicht auch im Dienste der geheimen Polizei gewesen wären.

Nur auf Bereicherung dachte Bongars. Seine beispiellose Frechheit hieß jedes Mittel gut, welches dahin führte. Ob durch

die schändlichen Erpressungen, die er verübte, Familien zu Grunde gerichtet wurden oder nicht, das galt ihm gleichviel. Er setzte Freiheit, Ehre, selbst das Leben Anderer auf das Spiel, und wußte die Schuldigen, die es jedoch oft nur dem Scheine nach waren, wenn er sie losließ, um die ansehnlichsten Summen zu betrügen. Daß dem Angeklagten, wenn die Anklage eine bloße Verläumdung war, vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit sein Recht werden müsse, wagte man, bei der abscheulichen Justizverwaltung in Cassel, gar nicht mehr zu denken. Durch seine schändlichen, oft alles menschliche Gefühl empörenden Handlungen, die er mit despotischer Gewalt verübte, hätte er die Strafe grober Verbrecher auf sich geladen, und doch blieb er ungestraft, weil er das Ohr seines furchtsamen Königs für sich hatte.

Der sogenannten hohen Polizei blieb unter Bongars nichts heilig. Man öffnete ohne Scheu Privatbriefe und las sie durch, um die Personen, an welche sie gerichtet waren, für jede noch so unbedeutende Zweideutigkeit an Gelde, Ruf und Ehre, Gesundheit und Leben zu strafen. Die Reisenden mußten sich gefallen lassen, daß die Gensd'armen ihre Kleidung durchsuchten, vorgefundene Briefe erbrachen und durchlasen.

Die Zahl der Gensd'armen belief sich auf mehr als 900 Mann. Sie waren im Königreiche vertheilt und zum Theil mit den schärfsten Instructionen der hohen Polizei versehen. So vertheilten sie z. B. an die Cantonmaires gedruckte Schemata zu einer Art von Conduitenliste für ihre Pflegebefohlenen und Ortsmaires; erkundigten sich sorgfältig nach den Umständen und Gesinnungen der Landgeistlichen, ihren Sitten und sogar nach dem Inhalte ihrer Kanzelvorträge. Außerdem wimmelte es im Lande von geheimen Agenten, Spionen, verrätherischen Dirnen und Polizeiknechten, die jedes nur verdächtig scheinende Wort verriethen. Unter den vielen im Königreiche Westfalen angestellten Franzosen waren die gefährlichsten diejenigen, die ansehnliche Postämter und Inspectionen im Forstwesen bekleideten; durch ihre Gewandtheit und abgeschliffenen Sitten kamen sie in nähere

Verbindung mit den angesehenern Familien der Städte, die sie bewohnten, wurden in ihre Gesellschaften gezogen, bemeisterten sich ihres Zutrauens und mißbrauchten es zum größten Nachtheil des Betrogenen, der gemeiniglich es sich nicht träumen ließ, daß sein Hausfreund ihn so schändlich hintergangen habe.

Daß die Pariser Polizei mit der westfälischen in genauer Verbindung stand, ist eine bekannte Sache; aber bemerkenswerth ist es, daß unter den Casseler Polizei-Officianten sich mehrere, von Frankreich besoldete Individuen befanden, die von allen Vorfallenheiten am westfälischen Hofe nach Paris Bericht erstatten mußten, und es ist zu vermuthen, daß hierin großentheils der Grund der Geringschätzung des Kaisers gegen seinen ganz charakterlosen Bruder lag. Zu diesen geheimen Referenten, die ein doppeltes Gehalt bezogen, gehörte namentlich der oben erwähnte Savagner.

Dies wurde höchst überraschend offenbar, als König Jerome bei der Rückkehr von einer Reise nach Paris die Herren Bercagny und Bongars rufen ließ und voll Zorn ihnen seinen Unwillen darüber zu erkennen gab, daß regelmäßige Berichte über das Leben am Casseler Hofe an den Kaiser, seinen Bruder, erstattet worden seien, deren Urheber er schlechterdings in Erfahrung bringen müsse. Bercagny spielte den Unwissenden; Bongars aber versprach, den Thäter auszumitteln, wenn er eine Summe Geldes dazu anwenden dürfe. Der erzürnten Majestät war keine Summe zu hoch. Bongars schickte nun sogleich einen Emissär nach Paris, dem es in kurzer Zeit gelang, durch Bestechungen einen Brief aus Cassel aufzufangen: der Verfasser davon war der Generalsecretair der hohen Polizei — Savagner, und der Inhalt eine Fortsetzung dessen, was dem Könige so sehr am Herzen lag. Bei dieser Gelegenheit ergab es sich, daß der saubere Correspondent zugleich Mitglied der geheimen Polizei in Paris war und folglich ein doppeltes Gehalt als Polizeibeamter in Cassel und zugleich als Mitglied der Pariser geheimen Polizei bezog. Savagner wurde des Landes verwiesen und Bercagny

mußte seine Stelle an Bongars abtreten. Er hatte aber an dem Grafen Fürstenstein eine zu mächtige Stütze, an welcher er auch bald wieder zum Sür-Intendanten des Königlichen Theaters aufstieg, in welcher Qualität er über das Theaterpersonal und die Mitglieder der Kapelle eine auffallende, ihm aber zur zweiten Natur gewordene Polizeigewalt ausübte und sie bei dem geringsten Anlasse neben den gemeinsten Plebejern einsperren ließ, bis er endlich zur allgemeinen Freude der Casseler — nicht aber der Magdeburger — den Ruf als Elbepräfect erhielt, weil der König in dem Augenblicke keinen gescheutern, resolutern und durchgreifendern Mann für die kritische Lage Magdeburgs wußte.

Es mag hier bemerkt werden, daß jener Graf von Fürstenstein, der Gönner Bercagnys und der Busenfreund des Königs, kein Anderer als der in einen Deutschen umgetaufte Franzose le Camus war, mit welchem der frühere hannoversche Oberstallmeister, Graf von Hardenberg, der zum westfälischen Kron-Groß-Jägermeister creirt worden, seine Tochter, frühere Hofdame der Königin Luise von Preußen, verheirathet hatte. An der Spitze der, von der Fürstenstein'schen übrigens bald verdrängten, Gegenpartei des westfälischen Hofes stand die Gräfin von Waldburg-Truchseß, geborne Prinzessin von Hohenzollern-Hechingen, welche Ende 1807, wo sie 26 Jahre zählte, Oberhofmeisterin und des Königs erklärte Favorite, ihr Gemahl Ehrencavalier und Oberkammerherr war. Das ununterbrochene Spiel der Machinationen dieser streitenden Hofparteien gab begreiflich den Männern, welche die Fäden der geheimen Polizei lenkten, einen sehr bedeutenden Einfluß in den Kreisen, welche im Besitz der Gewalt waren, woraus es sich erklärt, daß Anklagen, Verhaftungen und Landesverweisungen sich auf sehr hochstehende Personen und selbst auf Angehörige der haute police erstreckten. Wir finden unter diesen Angeklagten und Exilirten die Namen des Kriegsministers d'Albignac, des Finanzministers von Bülow, des Staatsraths von Berlepsch, des Kammerherrn von Bohlen, des General-Forstinspectors von Otterstedt und seiner Gemahlin, damals erste

Palastdame, der Divisions-Chefs im Ministerium, Sigismund, Delahaye und Detroit, der Polizei-Agenten Dümoulin und Gautier, des Gouverneurs Reubel und vieler Anderer.

Aber die französischen Gewalthaber in Deutschland begnügten sich nicht mit der ihnen zu Diensten stehenden Einwirkung der hohen Polizei, sondern trafen, wo es ihnen genehm war, selbsteigene polizeiliche Verfügungen im großartigsten Styl. Bekannte Beispiele davon sind die empörenden Verhaftungen und Hinrichtungen des Buchhändlers Palm in Nürnberg und des Herrn von Finkh in Oldenburg. Ein drittes giebt das Verfahren der Franzosen in Braunschweig durch Einmischung des Marschalls Davoûst. Dort garnisonirte seit dem Herbste 1811 das dritte französische Cuirassier-Regiment. Die Bedrückungen, Bravaden, Anmaßungen und thätigen Verunglimpfungen, welche sich Soldaten und Officiere dieses Regiments gegen Braunschweigs Bewohner zu Schulden kommen ließen, hatten zwar einen sehr gerechten, fast allgemeinen Unwillen gegen die unverschämten Gäste bewirkt. Doch war nur beim gemeinsten Pöbel dieser Unwille laut geworden, und ein Trupp französischer Cuirassiere, der sich eines Tags auf den Gassen sehr unnütz machte, wurde von den Gassenbuben mit Schneebällen geworfen, der ganze Auflauf aber in kurzer Zeit durch die herbeieilende Polizei beschwichtigt. Dieser Auflauf stand freilich in einiger Verbindung mit der früher vorgefallenen traurigen Geschichte, daß der Citronenhändler Claus beschuldigt worden, den Cuirassier-Capitain Gaignemaille, wegen ehebrecherischen Umgangs mit seinem Weibe, erschossen zu haben. Claus ward, ohne Eingeständniß des Mordes, vom Criminalgerichtshofe des Ocker-Departements zum Tode verdammt und in Braunschweig hingerichtet, wogegen sich Niemand setzte. Dennoch fand der Marschall Davoûst nothwendig, ein Truppencorps von 6000 Mann nach Braunschweig zu senden, alle Thore der Stadt zu sperren, geladene Kanonen mit brennenden Lunten auf den Hauptplätzen gegen die Straßen richten, sämmtliche Bürgerschaft entwaffnen, viele schamlos

Beschuldigte gefänglich einziehen, und unter Mitwirkung des westfälischen Kriegsministers eine Militaircommission anordnen zu lassen, welche beauftragt wurde, über die Verbrechen und Unternehmungen gegen die Sicherheit der großen Armee in Braunschweig militairisch zu richten. Nachdem man provisorisch einige westfälische Soldaten, die Händel mit Franzosen auf dem Tanzboden gehabt, zum schreckenden Exempel todt geschossen, fand sich bei genauerer Untersuchung, daß alle Verbrechen gegen die große Armee auf lügenhafte Berichte schändlicher Buben (worunter sich auch der Obrist des dritten Cuirassier-Regiments und einige nichtswürdige Polizeispione befunden haben sollen) hinausliefen, und jenes gewaltig angekündigte Strafexempel gänzlich unnöthig sei.

Inzwischen waren die Braunschweiger, besonders ihr Maire, dergestalt eingeschüchtert worden, daß Bekanntmachungen und Ermahnungen in Menge, gedruckt und ungedruckt, ergingen: „sich doch, um des eigenen Bestens willen, ja keiner Beleidigung des französischen Militairs schuldig zu machen, und dadurch wohl gar den Zorn des großen Kaisers, oder den Grimm seines Oberfeldherrn Davoûst auf die arme Stadt Braunschweig zu ziehen."

In die Schlingen der geheimen Polizei fielen, um eben die Zeit, einige leicht bethörte Gärtner vor Wolfenbüttel und einige Landleute von Oelper, denen man vorgespiegelt hatte, der Herzog von Braunschweig habe einen General gesandt, der für ihn werben und mit Hülfe der treuen Braunschweiger dann das schmähliche westfälische Sclavenjoch zerbrechen sollte. Die armen Bethörten gingen leicht in die ihnen gestellte Falle, entdeckten zu spät, daß sie betrogen waren, wurden nun sämmtlich von der Gensd'armerie aufgegriffen und nach Cassel geschleppt. Hier machte ihnen, am 7. März 1812, eine niedergesetzte Militair-Commission kurzen Proceß, und verdammte acht Eingezogene, deren Bethörung und Einfalt doch genugsam aus ihrem Verhöre sich ergab, als Spione, falsche Werber und Empörer gegen die Ruhe des Staats, zum Tode. Inzwischen wurden nur Christoph Hagen und Heinrich Oppermann wirklich hingerichtet, die übrigen

sechs aber des Königs Gnade empfohlen, die sich dann überschwenglich bewies, indem zwei der Angeschuldigten zur lebenslänglichen und vier zur funfzehnjährigen Eisenstrafe verdammt wurden.

Als durch solche Greuel, deren die Einwohner des Fulda- und Werra-Departements schon mehrere früher erfahren, des Schreckens eiserner Thron fest gegründet zu sein schien, nahm man sogar die geheime Meinung und deren trauliche Mittheilung in gesellschaftlichen Zirkeln in Anspruch. Unterm 1. August 1812 erließ nämlich Bongars in alle Departements den Befehl, daß jeder, wes Standes und Ranges er auch sei, der sich erlaubte, Nachrichten über die Lage der Armeen im Norden zu verbreiten, welche nicht officiell und durch die im Umfange des Königreichs erlaubten öffentlichen Blätter bekannt gemacht worden, auf der Stelle arretirt, nach Cassel zur Rechenschaft gebracht und dort so lange in Verwahrung gehalten werden solle, bis er denjenigen angegeben, von dem er die Nachricht erhalten habe. Der Polizeispione wurden täglich mehrere; Männer und Weiber, vornehmen und geringen Standes, traten nun in Sold der geheimen Polizei. Das Wort, der Blick, die Mienen sogar wurden beobachtet; an öffentlichen Orten mußte vollends jeder Ausdruck bewacht werden. Auf den Päßen hatte man geheime Signalements, um sämmtlichen französischen und westfälischen Polizeibehörden jeden Reisenden gleich als unschädlich, verdächtig, oder der Bewachung würdig, zu bezeichnen. So ward des Schreckens Herrschaft gegründet, die Volksmoralität in ihren geheimsten Quellen vergiftet, und das Landvolk selbst durch fremde und einheimische Buben, die sich dazu hergaben, bewacht. Jeder Polizeispion freuete sich, wenn er irgend etwas auszuwittern vermochte, was als gefährlich nach Cassel gemeldet werden konnte, wo dann der hohe Director Seiner Majestät Berichte erstattete, welche die Nothwendigkeit, Unverletzlichkeit und absolute Unentbehrlichkeit des herrlichen Instituts, zur Sicherheit des Landesvaters und zur Wohlfahrt des Reichs, zu Tage förderten.

Unglaublich fast, aber doch wahr und erwiesen ist es, daß Väter und Mütter selbst ihre Söhne fürchteten, die im Solde der Casselschen hohen Polizei standen, und mit angstvoller Heimlichkeit vertraute Freunde ermahnten, jedes Wort ja zu wägen, wenn der spionirende Herr Sohn Polizei-Agent mit von der Gesellschaft sei.

Ueber die Wirksamkeit der geheimen Polizei in Magdeburg haben Papiere des dortigen General-Polizeicommissairs Schulze, eines Schlesiers von Geburt, Aufschluß gegeben, deren man habhaft wurde, als die französische Garnison (1814) abziehen mußte. Sie bewiesen, wenn es dazu überhaupt eines schriftlichen Beweises bedurfte, wie die Bewohner der so arg gemißhandelten Stadt bei jeder ihrer Klagen über den Druck, unter dem sie seufzten, bei dem leisesten Wunsche, dem Staate wieder anzugehören, unter dessen Regierung sie so glückliche Tage verlebt hatten, der Gefahr bloßgestellt waren, von irgend einem feilen Buben angeklagt und ihrer Aemter, ihres Vermögens, ihrer Freiheit beraubt zu werden. In jenen Papieren erstattet Schulze Bericht von dem, was seine Helfershelfer gegen ihre Mitbürger ausgespäht hatten. Zur Empfehlung des Einen sagt er: Sein Geschäft verpflichtet ihn, den ganzen Tag über am Packhofe gegenwärtig zu sein, und hat er mithin Gelegenheit, die Gesinnungen der Kaufleute, Handlungsdiener, Schiffer, Schiffsknechte, Fuhrleute, Packhofs-Arbeiter zu erforschen. Zur Empfehlung eines Zweiten: Er besucht täglich die von den Bürgern der Mittelclasse frequentirten Tabagien und Weinkeller, so wie die vier ersten Freudenhäuser. Den Dritten hält er um deshalb für ein brauchbares Subject, weil er die von der gemeinen Volksclasse besuchten Schenkhäuser täglich frequentirt. Der Director der geheimen Polizei — so nannte er sich — machte mehrere Mitglieder der Freimaurerloge namhaft, zu welchen er das Vertrauen hegte, daß sie zu Hinterbringung seiner Aeußerungen wohl geneigt sein möchten. Er lieferte ferner eine Charakteristik von 76 Einwohnern Magdeburgs und deren Umgebungen aus der Zahl der Staatsbeamten,

Domainenpächter, Gutsbesitzer und angesehener Kaufleute. In dieser Schilderung, welche doch nur die Tendenz hatte, den Chef des Polizeiwesens von ihren Gesinnungen gegen König und Staat zu unterrichten, sprach er auch von ihren Vorzügen, Mängeln und Gebrechen in Beziehung auf Kopf und Herz; ja, er mischte sogar dasjenige ein, was von diesen Personen, deren Frauen und Töchtern die scandalöse Chronik sagte. Dadurch setzte er aber seinem niedrigen Geschäfte die Krone auf, daß er vorschlug, ob man nicht Domestiken zu Agenten der geheimen Polizei annehmen und ihnen zur Pflicht machen wollte, die dem Staate nachtheiligen Aeußerungen ihrer Herrschaften und der sie Besuchenden zu referiren.

Anfangs wurden die Agenten der geheimen Polizei — vereidigt. In diesem Eide hieß es unter andern: „Ich — schwöre: daß ich laut der, vom Herrn Maire mir gegebenen, Vocation und Instruction dem Könige, dem Staate und der Stadt gewissenhaft dienen, mit Klugheit und Vorsicht auf Entdeckung aller Verbrechen gegen König und Staat mich legen will, — so wahr mir Gott helfe und ich selig zu werden wünsche“.

Einige Staatsbeamte und andere Einwohner einer westfälischen Stadt feierten 1813 den Geburtstag des Königs von Preußen. In der Nacht des 27. August wurden sie verhaftet. Man führte sie nach Cassel, warf sie ins Castell, und ließ sie unter Beraubung aller Bequemlichkeiten wochenlang im Kerker schmachten. Unstreitig würden sie nach Frankreich abgeführt sein und dort ein hartes Schicksal erfahren haben, wenn sie nicht durch die am 28. September unter dem Befehl des Generals Tschernischef in Cassel eingerückten russischen Truppen befreit wären. Später hat es sich aufgeklärt, daß ein in ihrem Wohnorte angestellter Staatsbeamter — ein Agent der geheimen Polizei — ihr Ankläger gewesen war. Von der stattgehabten Geburtstagsfeier hatte er nicht nur dem General-Polizeicomissair Moisez, sondern auch gleichzeitig dem Chef der Polizei in Cassel

Anzeige gemacht, damit der erstere doch ja nicht die Frevler mit einer Warnung entlasse, welche Milde er bei ähnlichen ihm gemachten geheimen Anzeigen beobachtet hatte.

Das wichtigste unter den dem General-Polizeicommissair Schulze abgenommenen Papieren war ein von ihm geführtes Journal, woraus sich ergab, welcher Personen er zur Ausforschung der Stellungen der Verbündeten und ähnlicher Kundschafterei, zur Beförderung von Briefen nach auswärtigen Oertern 2c. sich bedient hatte. Die Zahl der deshalb zur Untersuchung gezogenen Personen belief sich auf funfzig. An Douceurgeldern hatte er mehr als 5000 Thaler in Ausgabe gebracht. Diesen Fonds erhielt er theils vom Gouverneur, theils aus der Stadtcasse, theils vom französischen Haupt-Spionsbüreau, welches in Dresden seinen Sitz hatte, und vom 1. Januar bis 8. September 1813 die Summe von 259,823 Franken verausgabt hatte.

Nirgends aber war die hohe Polizei Napoleons sorgfältiger organisirt als in Hamburg, wo man den geheimen Verbindungen Deutschlands mit England auf die Spur zu kommen suchte. Hier, wo der Marschall Davoûst, Fürst von Eckmühl, als General-Gouverneur seit 1810 residirte und d'Aubignosc — früher in Hannover — zum General-Director der hohen Polizei ernannt war, hatte ein Conseil spécial die ausdrückliche Bestimmung, dem geheimen Verkehr mit England nachzuspüren, ihn zu unterdrücken und alle englischen Waaren verbrennen zu lassen. Freilich hinderte dies nicht, daß dieselben in Menge eingeschmuggelt wurden, da Bourienne, der als ministre plénipotentiaire in Hamburg weilte, seine Stellung vortrefflich zu seiner Bereicherung zu benutzen wußte, indem er für klingende Münze Erlaubnißscheine zum Eingang der Waaren (Certificats d'origine) ausstellte. Napoleon, der davon Kunde erhalten, verfügte allerdings nachträglich eine Untersuchung über das Verhalten seines Ministers, aber da in der Depesche, welche die Cabinetsordre mittheilte, zugleich durch einige Worte von der Hand des Grafen St. Réal die Ansicht ausgesprochen war, daß „Herr von Bourienne wohl unschuldig

befunden werden möge", so verstand d'Aubignosc diesen Wink und ließ die Sache auf sich beruhen.

Nicht so gut wurde es den Angeklagten unter den deutschen Bewohnern Hamburgs, zumal seit man der General-Direction der hohen Polizei von Paris aus zwei Subjecte als Gehülfen zugesandt hatte, die wegen Mißbrauchs ihrer Stellung entlassen waren, einen gewissen Verteuil und Lassaussay, früher Unterpräfect zu Nantes. Diese beiden Menschen, denen die verworfensten unter den subalternen Agenten der Polizei sehr bald ihren eifrigsten Beistand leisteten, wußten Befehle zu Arrestationen und Confiscationen zu erschleichen und erlaubten sich alle möglichen Bedrückungen bei Ausführung der Maßregeln gegen den englischen Handel so wie unter dem Vorwande, Verschwörungen und die Verbreitung aufrührerischer Schriften zu wittern. Das schändliche Treiben dieser nur auf Raub ausgehenden Spießgesellen empörte alle Gemüther und führte endlich zu offener Anklage, als Verteuil sich abermals einer bedeutenden Erpressung schuldig gemacht, wozu Lassaussay die Hand geboten hatte. Jener wurde in Folge der Untersuchung cassirt und ins Innere Frankreichs unter Polizei-Aufsicht verwiesen, wohin der Andere ihm bald darauf folgen mußte.

Doch es sei genug an den angeführten Beispielen, um zu zeigen, wie das Institut der französischen hohen Polizei vor Allem das nördliche Deutschland umsponnen und überall die verworfensten Subjecte, Deutsche wie Franzosen, zu seinen Diensten hatte. Ein Glück, daß von der Noth getrieben, für seine Familie Brod zu erwerben, auch mancher rechtliche Mann zu einem Polizeiamte sich bequemen mußte, wo er Gelegenheit fand, durch Rath und Warnung Viele vor Verfolgung und Unglück zu schützen und überhaupt die Härten der von Paris vorgezeichneten Maßregeln in der Ausführung nach Möglichkeit zu mildern.

Nach Venturini u. A.

23.

Preußen zu Anfang des Jahres 1813.

Es war am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1812, als in den Zeitungen von Berlin das 29ste Bülletin der großen Armee erschien, welches immer ein merkwürdiges Actenstück der Geschichte bleiben wird. Napoleon hatte für nothwendig befunden, seiner eigenen Nation die ungeheure Einbuße und das Wesentlichste seiner Lage einzugestehen, um die größtmöglichsten Opfer fordern zu können, und hatte dagegen den Eindruck, den dieses Eingeständniß bei seinen Feinden hervorbringen mußte, geringer angeschlagen. Und doch stand es im Grunde noch schlimmer, als das Bülletin lautete, doch gestand es indirect den Verlust fast des ganzen Heeres ein, und ließ den wahren Zusammenhang erkennen.

Diese ungeheure Zeitung hallte mit Posaunenstimme über Europa hin. Die Unternehmung auf Rußland war so riesengroß gewesen und hatte ihre Wirkungen bis in die kleinste Hütte erstreckt, daß jetzt auch der Höchste wie der Niedrigste davon bis aufs Innerste betroffen wurde. Jedermann fühlte, daß ein gewaltiger Wendepunkt der politischen Verhältnisse von Europa eingetreten sei, und daß große Dinge im Schooß der nächsten Zukunft liegen müßten. Dieser Wendepunkt konnte nur darin bestehen, die unerträgliche französische Uebermacht abzuwerfen und einen neuen Zustand zu erkämpfen, der ein billiges Gleich-

gewicht der Kräfte herstellte, einen sicheren und ehrenvollen Frieden herbeizuführen, damit man von einem zwanzigjährigen fast ununterbrochenen Kriege ausruhen könnte. Völker und Throne wurden gleichmäßig von so ungeheuren Aussichten bewegt; besonders aber war Deutschland und vorzüglich das zunächst liegende Preußen am unmittelbarsten bei der nächsten Zukunft betheiligt.

Zu plötzlich aber war die Nachricht erschollen und hatte an das Ohr des preußischen Volks geschlagen. An die lange Obergewalt der Franzosen und an langes Elend gewöhnt, war es, als wenn man sie noch nicht recht glauben könne, obgleich der Feind selber sie verkündete. Es war nothwendig, daß man erst so zu sagen den Glauben in die Hand bekam. Dies geschah aber sehr bald. Als die Franzosen das Gebiet von Ostpreußen berührten, forderten sie zwar in der Gegend von Gumbinnen Vorspann, Quartier und Verpflegung für 100,000 Mann, und bestimmten die Tage, wo sie staffelförmig hintereinander ankommen sollten. Aber sie kamen nicht an. Mit einem schwachen Häuflein unterm Gewehr, wenig über ein Bataillon stark, von kriegerisch fast unkenntlichem Aussehen, langte der König von Neapel am 19. December in Königsberg an; das war der Ueberrest der so stolzen beinahe 50,000 Mann starken kaiserlichen Garde. Die übrigen Corps hatten keine wehrhaften Streiter mehr. Was ankam, waren Jammergestalten in Pelze, Thierhäute, Weiberröcke und alle mögliche Anzüge gekleidet, die den Tod und verheerende Seuchen mitschleppten. Die Marschälle und Generale erschienen ohne Truppen, auf Schlitten und Wagen, tief verhüllt vor der Kälte, nur von einigen Adjutanten und Officieren begleitet. Ihr Schutz waren allein nachgerückte französische Truppen vom Corps des Marschalls Augereau, in Königsberg und Umgegend die Division Heudelet, zu welcher die Division Grandjean vom Corps von Macdonald stieß. Unter dem Schutz dieser befreundeten Truppen konnten die Flüchtlinge von ihrem unendlichen Rückzuge zum ersten Male ausruhen; ohne dieselben wäre es schon jetzt zu Scenen der Rache gekommen, denn die erbitterte Stimmung der Preußen ließ sich

nicht mehr zurückhalten. Die Franzosen fühlten dies sogleich, und es macht ihrem soldatischen Charakter nur Ehre, wenn sie nach kurzer Erholung zu den Preußen sagten: Wir kennen Euch wohl, Ihr liebt uns nicht! aber wartet nur, wir werden im Sommer mit einem großen Heere wieder an der Weichsel stehen, diese elenden Russen, die sich unterstehen zu sagen, sie hätten uns besiegt, schlagen, und Euch züchtigen, wie Ihr's verdient.

Durch den zeitweiligen Aufenthalt der französischen Streitkräfte in der Provinz Preußen erhielt der ganze Rückzug einen Halt, und da die Franzosen noch im ganzen Lande die Zeitungen und die Presse in ihrer Gewalt hatten, so konnte ihr Zustand im Einzelnen noch nicht dem ganzen Volke bekannt werden. Da waren es zwei Ereignisse, welche der allgemeinen Stimmung eine bestimmte Richtung und einen höheren Schwung gaben, nämlich der Abfall des Generals York und das Einrücken der Russen in Preußen, wodurch der Rückzug der Franzosen bis zur Warthe und Oder nothwendig wurde. Ein ganzes Corps von nahe an 20,000 Mann, fast die Hälfte der damaligen preußischen Kriegsmacht, hatte sich dem französischen Gebot eigenmächtig entzogen und sich durch Vertrag in den Schutz der Russen begeben. Dieser erste muthige Schritt, von der französischen Sache öffentlich abzufallen, mußte nicht allein in Preußen, sondern auch in ganz Europa eine große Wirkung hervorbringen und den großen Umschwung der Zeit beschleunigen. Die nächste Folge dieses Schritts des preußischen Generals war, daß General Wittgenstein und der Admiral Tschitschagof, die nun keinen namhaften Feind mehr vor sich sahen, kein Bedenken fanden, in die Provinz Preußen einzudringen und die Franzosen zum Rückzuge zu nöthigen. Schon den 5. Januar hielt der im Jahre 1812 ruhmgekrönteste Held, General der Cavallerie Graf Wittgenstein, seinen Einzug in Königsberg, wo er überall als Befreier mit Jubel begrüßt wurde.

Durch dieses Zurückdrücken der Franzosen wurde deren kläglicher Zustand weiter im Lande genauer bekannt. Jetzt eilten die Officiere ohne Truppen, die kümmerlichen Reste der Truppen, ein

Conglomerat von vielen Regimentern und aller Truppengattungen, um nur die schützende Elbe erst hinter sich zu haben. Der Hauptzug ging über Berlin, der viel geringere über Glogau und Dresden. Im Laufe des Januar gingen die Marschälle Oudinot, Victor, Lefebvre, Ney, Macdonald, Mortier, St. Cyr, nur von wenigen Officieren begleitet, durch Berlin, sich nur wenige Tage Rast gönnend. Zugleich mit ihnen kamen an manchem Tage wohl 20 Generale und eine noch weit größere Zahl Officiere an, in sehr bescheidenem Aufzuge, zum Theil krank und verwundet. Der Strom dieses Ankommens und Abreisens fällt in die Zeit vom 19. Januar bis zu Ende des Monats; aber noch bis zur Ankunft des Vicekönigs, 22. Februar, setzte sich dieser Durchzug von Generalen und Officieren aller Grade und Truppengattungen fort. Der Andrang von so vielen Officieren und Heerbeamten, wovon auch viele eigenmächtig ihre Truppe verlassen hatten, war so groß, daß der Marschall Augereau, Oberbefehlshaber in Berlin und in den Marken, strenge Gesetze dagegen erließ. Diesen Officieren folgten dann die traurigen Gestalten der Heerestrümmer nach, die eher das Gefühl des Mitleids als der Rache erregten.

Dieser Anblick und der Einfluß der Königsberger Zeitung, die seit dem Einmarsch der Russen frei alle Verhältnisse besprach, was allen Zeitungen, wo Franzosen standen, verwehrt war, öffneten auch dem Blödesten die Augen. Das deutsche Volk ist im Grunde seines Herzens tief religiös, und so war denn der erste allgemeine Gedanke, als es diese große Veränderung der Verhältnisse vor sich sah: Das haben nicht menschliche Kräfte vermocht, das hat Gott gethan. Er selbst hat das Strafgericht über den übermüthigen Eroberer und sein stolzes, großes Heer gehalten.

Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen ꝛc.

war damals ein weit verbreitetes Volkslied. An diesen Gedanken reihte sich unmittelbar der Spott. Schon in diesem Liede, ziemlich dem ersten der damals erschienenen, ist derselbe reichlich ausgegossen.

Aber es kamen noch Zerrbilder von dem kläglichen Zustande der Franzosen auf dem Rückzuge, Satyren, Possen ꝛc. in großer Menge zum Vorschein. Wenn sich hierin ganz natürlich die Volksstimme Luft machte, so schwoll jede Brust bald mit stärkeren Gefühlen, die sich zu dem allgemeinen begeisterten Entschluß steigerte: „die Knechtschaft soll ein Ende haben, und der Feind soll bis zum letzten Blutstropfen bekämpft werden." Hierin war Jedermann einig und zu dem Aeußersten entschlossen. In der That hätte es von Seiten der Regierung nur eines Winkes, nur eines Geschehenlassens bedurft, die durchreisenden französischen Marschälle, Generale und Officiere sogleich aufzuheben und die Soldaten der Volksrache hinzugeben. Napoleon hatte etwas der Art für sich selber erwartet und gefürchtet, daher seine blitzschnelle Incognito-Reise durch Deutschland und die möglichste Vermeidung des preußischen Gebiets. Wirklich sind in dieser Hinsicht Anfragen bis zum Könige gedrungen, der jedoch mit Unwillen jeden Versuch der Art verbot. Es ist auch schön und der großen Sache würdig, daß keine Gräuelthat irgend einer Art sie befleckt hat.

Daß man sich mit den siegreichen Russen verbinden mußte, die ja als Befreier kamen, leuchtete in Preußen Allen ein, und nun konnte man die Zeit nicht erwarten, daß der König den Krieg an Frankreich erklärte und sogleich losschlug. Napoleons ganzes Heer war ja vernichtet, mit den Franzosen war es ja ganz aus, und mit den Russen im Bunde konnte es gar nicht fehlen. So urtheilte die ungeduldige Mehrzahl des Volks, die in ihrem patriotischen Eifer vergaß, daß Napoleon noch immer Kaiser der Franzosen, König von Italien, Protector des Rheinbundes war, daß seine Kriegsmacht noch im Lande stand, die Hauptfestungen besetzt hielt, und daß die eigentliche Macht der Russen noch weit zurück war.

War diese Stimmung in Preußen allgemein, so war sie in Oestreich im Volke schon viel schwächer und nur in der zahlreichen mächtigen Aristokratie entschieden. Im Volke der deutschen Rheinbundstaaten regte sich wohl die Hoffnung für einen künftigen

besseren Zustand; aber zu sehr in das französische Interesse verstrickt, in Kleinstaaterei versunken, an den Gedanken eines gemeinsamen Vaterlandes nicht gewöhnt, waren doch ihre Gefühle noch getheilt und unklar, denn der Zustand vor der Franzosenherrschaft war keineswegs so lockend gewesen, daß sie sich darnach gerade überall zurücksehnen mochten. Am meisten jauchzte das spanische Volk, dem in dem erbitterten Kampfe mit den Franzosen nun eine bedeutende Erleichterung werden mußte, und der scharfsinnige Britte berechnete wahrscheinlich schon jetzt, daß er aus dem sich nun unvermeidlich erhebenden großen Kampfe zuletzt als Sieger hervorgehen würde.

Zunächst aber standen die Wolken sehr vereinzelt am politischen Himmel. Beide Theile waren von dem Riesenkampfe erschöpft, noch hauste der Winter in seiner Strenge, wenn auch die größte Kälte etwas nachgelassen hatte. Zu dem, was man unternehmen wollte, konnten für jetzt nur Vorbereitungen geschehen. Noch war aber den großen Mächten selbst nicht klar, was unternommen werden sollte. Der Kaiser Alexander von Rußland war zuerst geneigt, an den Grenzen seines Reichs und im Herzogthum Warschau innezuhalten, sich mit den errungenen Vortheilen zu begnügen und Frieden zu schließen, wobei ihm wahrscheinlich Polen wenigstens bis zur Weichsel zufiel. Er wurde aber, zuerst fast wider Willen, weiter fortgerissen. Der preußische General York wagte es, eigenmächtig von der französischen Sache abzufallen. In Folge dessen rückte Wittgenstein bei Verfolgung der Franzosen in Preußen ein, und fand hier die begeistertste Neigung vor, sich mit Rußland zu verbünden und auf die Franzosen loszuschlagen. Im Hauptquartier des Kaisers aber befanden sich zwei Personen, die ihn rastlos zur Fortsetzung des Krieges antrieben: der Minister von Stein, der jetzt oder niemals die Zeit für geeignet hielt, Deutschland vom französischen Joche zu befreien, und der Corse Pozzo di Borgo, der aus glühender Familienrache Napoleon zu verderben trachtete. Des kräftigen Mitwirkens von Preußen war man gewiß. Nach

den ersten Erfolgen, sagte man dem Kaiser, werde Deutschland in Masse sich erheben und Oestreich beitreten. Man könnte auf das Bündniß von Schweden und von England rechnen. Es schmeichelte dem Ehrgeiz Alexanders, Befreier von Deutschland zu werden, die französischen Adler über den Rhein zu werfen und vielleicht die bisherige Rolle Napoleons in Europa für sich aufzunehmen. Er entschloß sich zur Fortsetzung des Krieges und begann damit, sich zunächst die nöthigen Allianzen zu verschaffen.

Des Bündnisses von Preußen war er gewiß. Er hatte die Hälfte der preußischen Kriegsmacht und damit ein sicheres Unterpfand in Händen. Durch den Tilsiter Frieden und die Freundschaft mit Napoleon hatte er sich zwar dem preußischen Königshause entfremdet, er hoffte es aber leicht wieder zu gewinnen, wenn er ihm so große Aussichten darbot. An der vollkommensten Zustimmung des Landes konnte er nicht zweifeln, diesem mußte darum zu thun sein, aus seiner verzweifelten Lage durch irgend wessen Hülfe herauszukommen. Wenn er also seine Truppen nur etwas tiefer in Preußen einrücken ließ, so daß dieser Staat Luft bekam, so konnte er mit Sicherheit darauf rechnen, daß derselbe sein nur erzwungenes Bündniß mit Napoleon sogleich aufgab und zu ihm übertrat. Er hatte durch Sendung des Grafen Stackelberg nach Wien, im Anfange Januar, Oestreich eingeladen, schon jetzt der Coalition beizutreten, und obwohl er eine abschlägige Antwort erhalten, glaubte er doch zunächst auch mit der alleinigen Hülfe Preußens mit den französischen Heerestrümmern fertig zu werden. Später mußten weitere Bündnisse, die, wie er hoffen durfte, ihm nicht entgehen würden, ihm die erforderlichen Streitkräfte verschaffen.

Indem der Kaiser Alexander entschlossen war, den Krieg fortzusetzen, und ihn zunächst auf deutschen Boden zu verpflanzen, verstieß er gänzlich gegen die Meinung der großen Mehrzahl seiner Generale. Diese betrachteten das Herzogthum Warschau bereits als ihr Eigenthum. Wenn nun Polen russisch wurde,

so war es von unberechenbarem Vortheil, wenn man die Mündungen des Niemen, des Pregel und der Weichsel, d. h. die Provinz Ost- und einen Theil von Westpreußen mit Danzig, dazu hatte. Diese Idee, schon längst in Rußland genährt, war jetzt in den russischen Generalen lebendig. Besonders war ihr der Oberfeldherr Kutusow ergeben. Er wollte Ostpreußen und den Theil von Westpreußen bis an die Weichsel erobern, Danzig und Thorn in seine Gewalt zu bekommen suchen und hiermit den Krieg beendigen. Was sonst noch in Europa geschehen konnte und wollte, war ihm vollkommen gleichgültig. Der russische Autokrat konnte zwar seinen unbeschränkten Willen durchsetzen, aber diese Meinung seiner Generale hat auf die Eröffnung und Führung des Krieges einen folgenschweren Einfluß gehabt.

Was die preußische Regierung betrifft, so wußte sie, als sie die großen Unfälle des französischen Heeres erfuhr, gewiß noch nicht, was sie für eine Partei würde ergreifen können. Sie beauftragte den Generalmajor von Bülow, welcher bis zu der erwarteten Rückkehr des General York als Generalgouverneur nach Preußen gesandt war, Truppen auszuheben und ein Reserve-Corps zu bilden. Auch in den übrigen Theilen der Monarchie wurden Beurlaubte einberufen und die Truppentheile verstärkt. In viel höherem Maße mußte dies geschehen, als der Abfall Yorks der Regierung bekannt wurde. Jetzt konnte es fast nicht mehr zweifelhaft sein, daß man dem kühnen Schritte des Feldherrn folgen, sich mit Rußland verbinden und alle Kraft aufbieten müsse. Nun erfolgten auch Befehle zur Einberufung aller ausexercirten Mannschaft und zur Aushebung von Rekruten, zur Stellung von Remonte- und Artilleriepferden, zur Anfertigung von Bekeidungs- und Ausrüstungsgegenständen. Eine Annäherung an Rußland durch Sendung eines vertrauten Officiers wurde angebahnt. Das Wichtigste aber war, daß der König am 22. Januar Potsdam verließ und sich mit allen verfügbaren Truppen nach Breslau begab, wo er außer dem

Bereich des französischen Einflusses selbstständige Beschlüsse fassen konnte.

Nach dem Frieden von Tilsit war Preußen nur ein Besitzstand von 2780 Geviertmeilen mit $4^1/_2$ Millionen Einwohnern geblieben. Dieser war nichts weniger als abgerundet, sondern ging vielmehr in Gestalt eines großen lateinischen T in drei Zipfeln aus.

In diesem politisch so ungünstig gelegenen Lande besaßen die Franzosen noch die Hauptfestungen: in Preußen Danzig, Pillau und Thorn, letzteres damals wie angeführt zum Herzogthum Warschau gehörig; an der Oder Stettin, Cüstrin und Glogau; in der Mark Spandau, gewissermaßen die Citadelle von Berlin. Alle diese Festungen waren mit zahlreichen Truppen besetzt. Die Westgrenze des jetzigen Staates bedrohten die Rheinbundesfestungen Magdeburg, Wittenberg und Torgau. Die einzigen festen Orte, welche Preußen geblieben, waren Colberg, Graudenz, Glatz und die kleine Bergfestung Silberberg. Breslau und Schweidnitz waren von den Franzosen geschleift worden.

Außer den von ihnen besetzten festen Punkten hatten die Franzosen in den Hauptstädten, so wie an mehreren anderen beträchtlichen Orten Commandanturen, wenigstens Etappenbefehlshaber; das unbesiegte Colberg mußte einen französischen Consul nebst mehreren Officieren aufnehmen; an allen Seeorten befanden sich zur Ausführung des Continentalsystems Consuln und Douanen; der größte Theil des Landes war von französischen Truppen besetzt und wurde von ihnen nach allen Richtungen durchzogen. Selbst die preußischen Commandanten der unereroberten Festungen Colberg und Graudenz mußten an französische Generale rapportiren.

Die Landestheile, welche den damaligen preußischen Staat ausmachten, sind, mit Ausnahme einiger Theile Schlesiens, nicht besonders fruchtbar, und waren damals nur dünn bevölkert. Schon vor dem unglücklichen Kriege 1806—1807 war das Land nicht reich, aber es hatte seit 1763, also seit mehr als

40 Jahren, keinen Feind innerhalb seiner Grenzen gesehen und der Wohlstand hatte sich gehoben. Fabriken und Manufacturen waren in der Kindheit, doch hatte der Seehandel in den Küstenorten einen behaglichen Zustand verbreitet. Nun kam der unglückliche Krieg, der alles Gedeihen vollständig knickte. Die Ernährung und Bekleidung so vieler tausend Feinde und auf so lange Zeit, die beständigen Lieferungen und Fuhren, die Bezahlung einer Kriegssteuer von 32 Millionen Thalern und die gänzliche Stockung von Handel und Wandel vernichteten schnell den begonnenen Wohlstand. Besonders wurde die Provinz Preußen hart mitgenommen, die am längsten Kriegsschauplatz war, wo die Russen als Verbündete der Preußen gekämpft hatten. Damals standen auf dem Boden zwischen der Weichsel und Memel zwei Heere von 126,000 und 163,000 Mann 7 Monate hindurch gegen einander. Die Hauptschlachten von Preußisch-Eylau, Heilsberg und Friedland nebst 14 Gefechten wurden auf diesem kleinen Raume geschlagen. Nach dem Tilsiter Frieden aber blieben bis zur Zahlung der ersten Quote der großen Kriegssteuer 200,000 Franzosen 14 Monate hindurch im Lande und größtentheils in der Provinz Preußen, die auf Kosten der Einwohner lebten und sich gütlich thaten. Die Folge davon war Verarmung und theilweise völlige Verödung der Provinz. Im Jahre 1809 fand man noch im Ermelande an der Alle und Passarge Ortschaften, wo nicht ein einziges Gebäude wieder aufgeführt, die Dorfstellen mit hohem Grase bewachsen, die ganze Feldmark seit drei Jahren unbestellt und mehr als drei Viertheile der Einwohner ausgestorben oder wegen Hungersnoth fortgezogen waren. Drei Viertheile der Landgüter erlagen im Jahre 1810 der erfolglosen Sequestration der Landschaft. Die Landstädte aber waren großentheils in derselben Lage oder eingeäschert. Ueberhaupt hatte sich die Volkszahl in der Provinz im Jahre 1807 um den fünften Theil vermindert. War die Provinz Preußen allerdings am übelsten weggekommen, so hatten auch die übrigen schwere Noth erlitten. In dem

ohnehin armen und nicht fruchtbaren Pommern hatte die Belagerung von Colberg in weiterer Umgegend viele Opfer gekostet, mußte für die Besatzung von Stettin unaufhörlich geliefert werden, hatten zahlreiche Truppenmassen das Land durchzogen. Aehnlich litten die Provinzen Brandenburg und Schlesien, nur daß die letztere wegen ihrer Fruchtbarkeit die meisten Hülfsmittel besaß. Das Uebel wurde im Jahre 1811 durch einen sehr fühlbaren, fast allgemeinen Mißwachs erhöht. Zu diesem Allen kam nun noch der Durchmarsch des großen französischen Heeres nach Rußland durch das ganze Land, wo mehr als 300,000 Mann allein wochenlang in Ostpreußen standen und diese Provinz fast gänzlich aufzehrten. Wenn man erwägt, daß die Kosten aller Verluste allein in der allerdings am schwersten heimgesuchten Provinz Preußen 1807, 1812 und 1813 auf mehr als 130 Millionen Thaler berechnet werden, so wird man sich ein Bild von dem Gesammtverlust des ganzen Staates machen können.

Außer diesem Elende lastete auf dem Lande noch die Schmach seiner Niederlage von 1806, und das Bewußtsein, daß es in die Unmöglichkeit versetzt war sich zu regen, weil es zu Folge des Tilsiter Friedens nur 42,000 Mann Militair halten durfte, wovon 20,000 am Kampfe mit Rußland Theil genommen, über welche nicht verfügt werden konnte, da sie in russischer Gewalt waren. In Folge dieser Zustände genoß Preußen nicht das geringste Vertrauen bei den fremden Mächten, denn Niemand glaubte, daß es nach so wenig ehrenwerthem Fall aus seiner Ohnmacht sich je würde wieder erheben können.

Dennoch hat sich dies kleine ausgesogene, zertretene Preußen zu einer Kraft und Glorie erhoben, wie es kaum ein Beispiel in der Geschichte giebt. Wir wollen die Ursachen hier in der Kürze zusammenstellen.

Preußen hatte bereits eine glorreiche Geschichte. Die Thaten des großen Kurfürsten waren unvergessen. Besonders aber war das Andenken an den großen Friedrich dessen, Hintritt

erst vor einem Vierteljahrhundert erfolgt war und dessen Heldengestalt noch eine große Zahl Lebender gesehen hatte, bei Jedermann lebendig. Jedes Kind wußte von dem alten Fritz, von den glorreichen Schlachten von Prag, Roßbach, Leuthen, Zorndorf ꝛc., von den großen Feldherren Schwerin, Seydlitz, Zieten, Winterfeld, so wie noch von dem alten Dessauer zu erzählen. Jedermann hatte sich als Preuße fühlen gelernt und war stolz darauf gewesen, Preußen in der Reihe der gefürchteten europäischen Großmächte zu sehen. Wenn nun dieses Land in so schmähliche Herabwürdigung und Knechtschaft gefallen war, so war dies nicht die Schuld des Volkes, es war die Schuld der Institutionen, der Verspätung in der geschichtlichen Entwickelung. Auch war bereits die Reaction in der öffentlichen Meinung erfolgt, daher in jeder Brust die Scham und das glühende Verlangen nach Wiedergewinnung der Unabhängigkeit, nach Abwerfung des schimpflichen Joches.

Preußen war geschlagen und gänzlich unterworfen, aber seine Söhne waren keinesweges erschlafft. Obgleich ein Theil der höheren Stände allerdings in Folge der lockeren Periode vor der französischen Revolution, der auch noch die Regierung Friedrich Wilhelms II. Nahrung gab, verweichlicht und entnervt war, so war doch die Masse des Volkes trotz der Armuth und Bedrängniß physisch sehr gesund und kräftig. Es war eine große Zahl kampffähiger Mannschaft vorhanden und in dieser Hinsicht die Art Friedrichs, seine Kriege größtentheils mit Ausländern zu führen, und das nachherige Werbesystem sogar wohlthätig für den Staat gewesen. Preußen war durch Friedrich Wilhelm I. und Friedrich den Großen zu einem Militairstaat gebildet worden, und der kriegerische Zug im Volke war nicht erloschen. Es war doch auch nach der schweren Niederlage noch eine große Zahl inländischer alter Soldaten übrig, die zur Einübung neu eingezogener Mannschaft benutzt werden konnten. Auch ist bereits früher mitgetheilt, wie eifrig Scharnhorst bemüht gewesen war, eine große Anzahl Mannschaft auszubilden,

und daß, obgleich nur 42,000 Mann bei den Fahnen anwesend sein durften, doch durch Einziehen, Ausbilden, Wiederentlassen wohl die dreifache Stärke in den Waffen geübt war, daß für Geschütz und Schießbedarf in aller Stille hinlänglich gesorgt worden.

Der gänzliche Umschwung der Gesinnung und der öffentlichen Meinung in Preußen war aber besonders durch die großsinnige Gesetzgebung erfolgt, durch die durchgreifenden liberalen Reformen in der Civil- und Militairverwaltung. In wenigen Jahren war vom Throne aus eine völlige Revolution vorgenommen und ohne allen gefährlichen Kampf vorübergegangen. Das Volk fühlte, daß die Regierung seine Wohlthäterin sei, und schaarte sich mit Hingebung um seinen Herrscher, dessen Interesse mit dem seines Volkes eins war. Man war geneigt mit ihm auszuharren, und so läuterte und stärkte sich der Geist des Volkes in der allgemeinen Drangsal.

Zudem muß auch hier daran erinnert werden, daß, während Frankreich eine materielle Revolution — Deutschland eine geistige vollbracht hatte. In der That fällt in diese Zeit die Wirksamkeit unserer großen geistigen Heroen, und vieler anderer höchst begabter Schriftsteller. Die allgemeine Bildung, verbreitet durch diese Geister, und genährt durch Universitäten und zahlreiche hohe und niedere Schulen, war tief ins Volk eingedrungen und fand in den Beispielen der Griechen und Römer die Liebe zur Freiheit und zum Ruhme. Philosophen hatten die Köpfe aufgeklärt; einer derselben, der unerschrockene Fichte, hatte die enge Studierstube verlassen, und hatte sich in patriotischen Reden an seine Nation gewandt, um sie wieder aufzurichten. Jetzt gerade war der Geist der großen Dichter in den Herzen des Volkes aufgegangen. Eine solche Errungenschaft verträgt sich nicht mit Knechtschaft, diese ist zu häßlich, zu niederträchtig, zu feige. Immer wird die Bildung, wenn sie sich mit Gesundheit der Seele und des Leibes verbindet, Knechtschaft mit aller Gewalt abzuwerfen suchen. In dem bevorstehenden Kampfe war

daher die Bildung der neueren Zeit ein Hauptnerv. Die freiheitathmenden, großsinnigen Poesien Schillers haben so gut die Freiheitsschlachten mitgeschlagen, als die Gefühle der Rache und das Verlangen, des unerträglichen Dranges ledig zu werden. Der Ausspruch Schillers in der Jungfrau von Orleans:

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre,

brannte in tausend und abertausend Herzen. Aus dieser Bildung, dieser geläuterten Stimmung sind die erhabenen Freiheits- und Kriegslieder von Körner, Arndt, Schenkendorf, Rückert hevorgegangen; mit diesem Geiste ist durch zahlreiche Schriften gewirkt, ist von den Lehrstühlen gelehrt, von den Kanzeln gepredigt worden. In der allgemeinen Bedrängniß schwiegen die niedern Leidenschaften und alles Edle, Tüchtige, Patriotische trat hervor und gewann die Oberhand.

Die wirksamste Ursache aber, Alles daran zu setzen, lag in der unaussprechlichen Noth der Gegenwart. Von den Völkern, welche Krieg geführt haben, erfordert es die Gerechtigkeit zu sagen, daß die Franzosen nicht die schlimmsten Feinde für die Einwohner eines unterworfenen Landes sind. Mehreren anderen Nationen werden hierin größere Vorwürfe gemacht, und selbst das Betragen der Rheinbundstruppen war nach dem Bekenntnisse vieler Landstriche, in denen solche gestanden, tadelnswerther. Es hat aber auch die Erfahrung gezeigt, daß der Franzose nur auf kürzere Zeit liebenswürdig bleibt; ist er lange an einem Orte, so zeigt sich Anmaßung, Frivolität, Uebermuth, Hohn, nicht selten Gewaltthätigkeit; wohingegen der Deutsche zwar anfangs barscher und schlimmer ist, aber später viel milder wird. Eine wahre Plage bei den Franzosen war auch die Gewinnsucht der Heerbeamten, die noch viel mehr forderten, als sie berechtigt waren. Sieben Jahre lang wurde so das Land methodisch ausgesogen, die Staats- und Privatkräfte verzehrt, das Familienglück zerrüttet, die Sittlichkeit verletzt. Vom Höchsten bis zum Niedrigsten, vom Palast bis zur Hütte hatte

das allgemeine Unglück und der Druck Keinen verschont, daher denn auch in allen Schichten der Gesellschaft der unauslöschliche Haß gegen die Franzosen, das glühende Gefühl der Rache und das sehnsüchtige Verlangen, den unwürdigen Zustand abzuwerfen.

Insbesondere aber war dieser Haß gegen den vermeintlichen alleinigen Urheber aller dieser Leiden, gegen Napoleon selbst gerichtet. Nachdem eine so lange Reihe von Jahren vergangen ist und die Leidenschaften verraucht sind, vermag die jetzige Generation sich davon keinen Begriff zu machen. Napoleon mißtraute Preußen, weil es nicht dem Rheinbunde beitreten wollte; er mißtraute dem Könige, den er vergebens zu gewinnen getrachtet. Er hielt das Land, welches er ihm nach dem Tilsiter Frieden in der Hand gelassen, zu groß, und fürchtete, daß es ihm Verlegenheiten bereiten könnte. Indem er seinen Fehler dadurch wieder gut zu machen suchte, daß er es nach Möglichkeit in Fesseln schmiedete, wurde er ungerecht und grausam. Die Stimmung des Laudes wohlerkennend und die Gesinnung der Regierung bei jedem Schritt beargwöhnend, war er in Beachtung abgeschlossener Verträge wenig peinlich. Beständig mißtrauisch, überzog er das Land mit einem Netz zahlreicher heimlicher Späher, und als er von Neuem erkennen mußte, daß der Haß und der Widerwille gegen ihn im Wachsen waren, verdoppelte er seine Bedrückungen, um jedes leise Zucken nach Unabhängigkeit im Keime zu ersticken.

Schon ein auf dem Throne geborner Herrscher mit einer glänzenden Ahnenreihe, der sich gegen ein Volk so grausame Bedrückungen erlaubt hätte, würde von diesem auf das Tiefste gehaßt worden sein. Es liegt aber in der menschlichen Art, daß sie einem Emporkömmliug viel weniger verzeiht, als einem gebornen Herrscher. Ludwigs XIV. Raubkriege, sein Vandalismus in der Pfalz, seine ganze unsittliche Politik haben ihm in den Augen der Welt nicht übermächtig geschadet. Aber Napoleon war nicht auf dem Throne geboren. Er hatte sich nicht einmal aus der Aristokratie, sondern nur aus dem Bürger-

stande zu so staunenerregender Höhe emporgehoben. Das konnte nach der Meinung der Massen nicht ohne viele Verbrechen und Ungerechtigkeiten geschehen sein. Der Mann führte seit 20 Jahren Krieg, hatte auf zahlreichen Schlachtfeldern Blut in Strömen vergossen, den ökonomischen Ruin so vieler Völker herbeigeführt. Er zeigte sich hochfahrend über alles Maß, übermüthig, willkürlich; er beging unaufhörlich Gewaltthaten. Ein solcher Herrscher, dem Großmuth fremd schien, mußte den allgemeinen Haß auf sich laden.

So kam es denn, daß ihn die allgemeine Volksmeinung kaum für einen Menschen in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes hielt, sondern für einen Dämon, den Gott auf die Erde gesandt, um die Menschen zu züchtigen. Daher die allgemeine Bezeichnung: der Tyrann, der Wütherich, der Corse, der Feind des Menschengeschlechts u. s. w. Man begriff nicht, wie die Franzosen ihm noch gehorchen könnten, und schrieb dies nur der dämonischen Furcht zu, die er seinem Volke eingeflößt.

Der Haß des Volkes war einfach und ohne Nebenrücksichten. In den oberen Regionen wußte man aber noch recht gut, warum man besondere Ursachen hatte, ihn zu hassen. Die Fürsten haßten ihn als den Repräsentanten der Revolution, als das gefährliche Beispiel eines Privatmannes auf dem Throne. Die Aristokratie haßte ihn aus demselben Grunde und als den Vernichter oder den gefährlichen Bedroher ihrer Privilegien. Napoleon hatte nun zwar durch Besitz des Kaiserthrons von Frankreich, durch Beherrschung des größten Theils von Europa, durch ein halbes Hundert gewonnener Schlachten sich so ziemlich den Adel erworben; er hatte sich auch der Genossenschaft der Könige dadurch genährt, daß er sich mit der Tochter eines der ältesten Fürstenhäuser ehelich verbunden; den Aristokraten dadurch, daß er wieder einen Adel und Majorate geschaffen. Aber es fehlte doch noch viel, daß er sich mit Beiden dadurch vollständig ausgesöhnt hätte. Gleichwohl wäre er mit den Cabinetten und auch mit dem Adel wohl fertig geworden, wenn er nicht durch

Zertretung und Aussaugung der Länder und seine despotische Herrschaft es auch mit den Völkern verdorben hätte. Indem er sich diese entfremdete und die Fürsten und Aristokraten nicht gewann, verlor er zuletzt jeden Halt seiner Gewalt und wurde von der schwindelnden Höhe, die er erreicht, herabgestürzt.

Gehen wir auf Preußen zurück, so waren hier vorzugsweise alle Elemente eines verzweifelten Kampfes vorbereitet. Der Adel hatte viel wieder gut zu machen, denn durch ihn war das Unglück über den Staat gekommen; der Bürgerstand hatte viel zu gewinnen, es waren für ihn bereits wesentliche Verbesserungen eingetreten, weitere bedeutende, selbst eine National-Repräsentation, waren verheißen; der Bauer war ein freier Mann geworden und sollte nach dem Frieden ein beträchtliches Eigenthum erlangen. Alle Stände waren von der Fremdherrschaft gleich gedrückt und sehnten sich nach Abwerfung des Jochs. Daher der ungeheure Aufschwung, die Begeisterung, die großen Opfer, die spartanische Tapferkeit, die Thaten, welche die Welt in Erstaunen gesetzt haben.

H. Beitzke.
(Deutsche Freiheitskriege. Bd. 1.)

24.

Die Erhebung Preußens.

Der Würfel war gefallen: Preußen hatte am 16. März 1813 dem gewaltigen französischen Imperator den Krieg erklärt. Es handelte sich nun um Sein und Nichtsein, und nur die ausdauernde Kraft des Volkes konnte den Sieg verleihen. Da der Monarch zu seinem eigenen Bestehen diese Kraft vor Allem nöthig hatte, so hielt er es für erforderlich vom Throne herab zu seinem Volke zu sprechen, das erste Mal, so lange Preußen bestand, daß ein König desselben sich unmittelbar an die Nation wandte. Es geschah dies durch den bekannten Aufruf „an mein Volk", Breslau den 17. März, in den Berliner Zeitungen bekannt gemacht unterm 23. März. Der Aufruf durfte nicht die Form eines Befehls, nichts von einem Curialstyl an sich tragen, an dessen Schwerfälligkeit alle deutschen Erklärungen bisher gekrankt hatten. Vor allen Dingen durfte er keine Unwahrheiten enthalten, von denen bisher kaum ein einziges Actenstück frei gewesen. Wahr, tief und warm mußte zu dem Volke gesprochen werden und diese nothwendigen Anforderungen sind in dem Aufrufe beobachtet worden. „Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was Ihr seit fast 7 Jahren erduldet habt; Ihr wißt, was Euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden"! war eine inhaltschwere Mahnung, so wie

„daß es keinen andern Ausweg gebe, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang“. Aber der Aufruf war auch darauf berechnet, den Kampf bis auf das Alleräußerste zu führen und, wie die Würfel des Schicksals fallen möchten, auf wie viel Schlachtfeldern man sich auch herumzutummeln haben werde, gemeinschaftlich bis zum Ende auszuharren. „Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen: erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer“, sagt der Aufruf. Also Völker, die gegen ihre legitimen Herrscher aufgestanden waren, wurden als nachahmenswerthe Muster empfohlen, unbekümmert um die Entfesselung des Volksgeistes, nur trachtend, die äußerste Volkskraft auf den Kampfplatz zu führen. „Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden“, bekennt der König, „diese aber wiegen die heiligen Güter nicht auf, für welche gestritten und der Sieg errungen werden muß“. Als Versprechen und Ergebniß wird freilich nichts anders hinzugefügt, als „nach errungenem Siege ein sicherer, glorreicher Friede und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit“.

Auch an das Kriegsheer fand der König für nothwendig, zu derselben Zeit einen Aufruf zu richten. Er ist kernhaft, würdig und seinem Zweck vollkommen angemessen. Am Schlusse sagt er: er, der König, bleibe stets beim Heere, mit ihm der Kronprinz und die Prinzen des Hauses. Sie und das ganze Volk würden mit ihnen kämpfen und ihnen zur Seite ein zu Preußens und Deutschlands Hülfe gekommenes tapferes Volk (die Russen).

Auch die Verordnung über die Bildung der Landwehr und des Landsturms, ebenfalls vom 17. März, war durch einen passenden Aufruf eingeleitet, welcher die schönen Worte am Schluß enthielt: „Meine Sache ist die Sache meines Volkes“.

Gleichzeitig mit diesen Aufrufen erschien die Verordnung über die Stiftung des eisernen Kreuzes, datirt Breslau

vom 10. März, eine überaus glückliche und zeitgemäße Institution, die im ganzen Volke den freudigsten Anklang fand und die eiserne Zeit, die man durchmessen, höchst sinnreich bezeichnete.

Die Aufrufe des Königs, welche nun durch das ganze Land und weit über dessen Grenzen hinaushallten, brachten im Verein mit allem Vorhergegangenen eine Wirkung hervor, die sich nicht genügend beschreiben läßt. Das nachfolgende Geschlecht wird immer davon nur eine schwache Vorstellung haben, man mußte diese Zeit selbst durchlebt haben. Alle Herzen wurden bis auf den Grund erschüttert. Auch die Frauen, sonst wenig bekümmert um öffentliche Angelegenheiten, theilten gleichmäßig das allgemeine Gefühl. Es war kein Mann, kein Weib, keine Familie im ganzen Lande, die nicht schwere Unbill von den Franzosen erlitten hatte. Ganz abgesehen von der politischen Schmach, die tief gefühlt wurde, hatte fast Jeder persönliche Beleidigung zu rächen und bittere Verluste zu beklagen. Seit beinahe 7 Jahren waren tausend und abertausend Feinde im Lande, die auf Kosten desselben lebten und denen man noch eine unerschwingliche Kriegssteuer hatte zahlen müssen. Der Sieger ist niemals sanft, sein Uebermuth und Hohn hatte beleidigt, aus Kriegstrotz war von ihm so Mancher gemißhandelt, nicht Wenige, die Widerstand versucht, geschlagen, Viele waren beraubt worden. Noch tiefer war gefühlt worden, was die Frivolität des Feindes in den Familien verschuldet, die man außer Stande gewesen zu rächen. Beständige Einquartierung, nie aufhörende Lieferungen aller Art, immerwährendes Liegen auf der Landstraße mit den Gespannen rc. hatten Bürger und Landmann zur Verzweiflung gebracht. Daher in allen Herzen das eine Gefühl: das schimpfliche Joch abzuwerfen und blutige Rache zu nehmen; daher der freudige Entschluß, mit Daransetzung des letzten Blutstropfens und des letzten Gutes bis zur Vernichtung zu kämpfen; daher der Aufstand des ganzen Volkes auf den Ruf des Königs.

Die Theilnahme steigerte sich, je wahrscheinlicher es wurde,

daß die Bewaffnung gegen Frankreich gerichtet wäre. Aber auch ehe dies mit einiger Sicherheit vermuthet werden konnte, folgte die Nation willig und freudig den Befehlen der Regierung. Pünktlich trafen die Ersatzmannschaften ein, um das bisherige Heer auf die Kriegsstärke zu bringen; mehr als nöthige Mannschaft stellte sich, um die 52 Reserve-Bataillone zu errichten. Jeder fand es natürlich, daß diese letzten ganz auf Kosten des Landes bekleidet und ausgerüstet wurden, wozu die nöthigen Ausschreibungen geschahen; Niemand wunderte sich, daß nun sämmtliches Militair von den Wirthen verpflegt wurde; man hatte ja Jahre lang so viele Franzosen verpflegen müssen und that dies nun gern für die eigenen Landeskinder. Die freiwillige Bewaffnung ging, im Verhältniß wie sie später geschah, nicht so schnell, weil man noch nicht sicher über den Zweck war und weil die Bekanntmachung bei der damals so mangelhaften Communication sich verzögerte.

Schon vor der Kriegserklärung an Frankreich eilte die kriegsfähige Jugend auf allen Landstraßen, Wegen und Stegen zu den bezeichneten Sammelorten, daß die Franzosen mit Bangigkeit erfüllt wurden. Von Berlin und der Mark aus erfolgte eine völlige Auswanderung nach Schlesien, wo der verehrte König sich befand und wo ein ansehnliches Heer zusammengezogen wurde. Im östlichen Theile eilte man zu den Truppen des Generals York, an der Weichsel zu denen von Bülow, in Pommern und der Neumark suchte man zu den Truppen von Borstell nach Colberg durchzukommen. Hier an letzterem Orte erregte es einen besonderen Enthusiasmus, als am 25. Februar Abends der tapfere Vertheidiger von Colberg, Oberst Gneisenau, auf einem schwedischen Schiffe anlangte und, nachdem er sich fast eine Woche aufgehalten hatte, zum Könige nach Breslau abreiste.

Als nun die letzte große Appellation des Königs an sein Volk und die Kriegserklärung an Frankreich erfolgte — die, von dem kleinen niedergedrückten, ausgesogenen Preußen aus-

gehend, die Welt in Erstaunen setzte — da geschah, wie der Dichter gesungen hat: „Das Volk stand auf, der Sturm brach los“. Die Universitäten lösten sich auf, weil Studirende und Professoren zusammen die Waffen ergriffen, die oberen Classen der Gymnasien wurden leer, die Regierungs-Collegien und die Gerichtshöfe schmolzen zusammen, der Landmann verließ seinen Pflug, der Handwerker seine Werkstatt, der Kaufmann sein Geschäft, um zur Wehr zu greifen. Der Unterschied der Stände schien vergessen, denn in den Reihen der Freiwilligen stand der Prinz neben dem Bürgersohn der Städte; die Selbstsucht schwieg, es gab nur ein Gefühl, einen Willen. So wurde denn auch die Lenkung leicht. Niemand wollte von der allgemeinen Bewegung zurückbleiben. Jünglinge unter 16 Jahren, Männer über 50 Jahren stellten sich zur Verfügung. Der Familienvater verließ Weib und Kind. Vater und Mutter, Bräute und Verwandte waren stolz darauf, ihre Söhne und Angehörigen im heiligen Kampf zu wissen. Viele überschätzten ihre Kräfte, mußten zurückgewiesen werden und trauerten, nicht mitstreiten zu können. Selbst die stumpfsinnigsten und furchtsamsten wurden hingerissen. Nicht minder zeigte sich das weibliche Geschlecht der großen Sache würdig. Von der Zeitströmung ergriffen, wurden Manche desselben selbst über ihre Sphäre hinausgeführt und kämpften in dem Freiheitskriege mit. Die Namen einer Prochaska, einer Charlotte Krüger sind unter verschiedenen Beispielen die bekanntesten. Mehrere dienten auch selbst bei der Reiterei. Die sich zu solchem Aeußersten nicht entschließen mochten, wirkten, mit Aufbietung aller ihrer Kräfte arbeitend, für die Sache des Vaterlandes. Jeder Ort wurde zur kriegerischen Werkstatt, das ganze Land zum Kriegslager. Was die freien Staaten des Alterthums, was Rom und Sparta an Vaterlandsliebe aufzuweisen haben, es übertrifft nicht das erhabene Gefühl, welches Preußen jetzt entflammte. Die Flammen dieser Begeisterung wuchsen höher und höher und stiegen auf zu einer Riesenlohe, daß ganz Europa sich daran erwärmte.

Nicht anders, als wenn von jedem Hügel Allarm geblasen, der Generalmarsch auf allen Straßen geschlagen würde, auf den Bergen die Feuerzeichen gebrannt hätten, raffte sich Jedermann auf und griff zu den Waffen. Immer von Neuem klang der laute Ruf durch's Land: das Vaterland ist in Gefahr! Begeistert hatte Theodor Körner gesungen:

Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht! —

Alle Schichten des Volkes haben gleichmäßig ihr Höchstes eingesetzt, es gebührt ihnen allen gleiche Ehre. Wir verweilen hier aber noch bei den freiwilligen Jägern, weil sie die hauptsächlichsten Träger des Nationalgefühls und der Begeisterung jener Zeit gewesen sind. In ihnen lebten die unsterblichen Gesänge, welche jene glorreiche Zeit hervorgebracht hat. Sie haben muthig mitgekämpft und dem Heere eine große Zahl tüchtiger Officiere gegeben, von welchen noch jetzt ein Theil im Dienste sich befindet. Es kann angenommen werden, daß die Bildung aller freiwilligen Jägerabtheilungen Ende Mai beendigt gewesen — wie denn schon eine große Zahl derselben bei Lützen und bei Bautzen mitfocht — und daß das Heer durch sie um 7000 Mann zu Fuß und 3000 zu Pferd vermehrt worden ist. Es war eine glänzende Schaar. Die Blüthe der Nation war in ihnen, und was die Folgezeit an Intelligenz, Tüchtigkeit, an Koryphäen der Kunst und Wissenschaft hervorgebracht, war in ihren Reihen. Unter ihnen wird als der vollkommenste Mann genannt, der in den Streit gezogen, Carl Friedrich Friesen aus Magdeburg, von dem Jahn in der Vorrede zur deutschen Turnkunst sagt: „er war ein Mann in Jugendfülle und Jugendschönheit, eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, an Leib und Seele ohne Fehl, ein Meister des Schwertes, ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu

reißend, ein reisiger Reiter, in allen Sätteln gerecht, hoch ausgezeichnet in der Turnkunst. Ihn hätte im Kampfe keines Sterblichen Klinge gefällt". Eben so sagt E. M. Arndt von ihm: er war ein rechtes Bild ritterlicher und jungfräulicher Unschuld, mit Schönheit, Kraft und Wissenschaft gerüstet, gleich geübt in der Kunst der leiblichen und geistigen Waffenweise wie ein Mann und unschuldig wie ein Kind: eine Blume schöner Hoffnungen für das Vaterland, das sein einziger und höchster Gedanke war. Zum Lieutenant bei der Reiterei der Lützower Freischaar erwählt, erlebte er die Befreiung von Deutschland, blieb aber dann im Winterfeldzug 1814 bei Chateau-Thierry in einem meuchlerischen Gefecht mit französischen Bauern.

War je ein Ritter edel,
Du warst es tausendmal!

singt E. M. Arndt, und in Bezug auf seinen Tod:

Was blühend im reichen Herzen
Die Jugend hold umschloß,
Ist jeglichem Laut der Schmerzen,
Ist jeglichem Lobe zu groß.

Wie Scharnhorst unter den Alten, bemerkt Jahn, so ist Friesen von der Jugend der größeste aller Gebliebenen. — Zwei Andere noch nennt das Lied, Klage um drei junge Helden von Arndt, unter den Gebliebenen, die Friesen ähnlich waren: Friedrich Eckardt, gebürtig aus Rothenburg in der Grafschaft Mansfeld, Berg-Assessor in Berlin, der als Rittmeister in der Schlacht bei Leipzig fiel, und Christian Graf zu Stolberg, ein Sohn des edlen Friedrich Leopold, der in der Schlacht von Ligny blieb; alle Drei von der Reiterei. Eben so besingt Max von Schenkendorf drei junge Grafen, Gröben, Canitz und Dohna, ausgezeichnet an reichen Jugendgaben, die den Heldentod in Schlachten gefunden haben.

Die Begeisterung dieser jungen Freiwilligen war groß, und wenn sie auch, als zum größten Theil den höheren und gebildeten Ständen angehörig und an die feineren Lebensgenüsse

und Bequemlichkeit gewöhnt, größere Schwierigkeiten zu überwinden hatten als der gemeine Mann in Reih und Glied, so fügten sie sich mit aller Hingebung darin und suchten mit alten Soldaten zu wetteifern. Es war ihnen nur kurze Zeit vergönnt, sich zu bilden und diejenige Disciplin zu erreichen, welche im Kriege unerläßlich ist; dafür war ihnen aber auch eine schnellere Auffassung eigen als dem gemeinen Mann. Die neue Bühne, wo allein der kriegerische Werth des Mannes und der Rang des Befehlshabers gilt, reizte auf eigenthümliche Weise. Die kurze, strenge soldatische Art, das Commandowort, die Kraft und Schnelligkeit sind überwältigend. Der dröhnende Ton der Trommeln, der durchdringende Schall der Hörner, der rauhe Klang der Trompeten haben eine begeisternde Kraft. So sind diese Freiwilligen zwar den Strapazen mehr erlegen als alte geübte Krieger, aber sie haben sich jeder Zeit brav geschlagen und wohl die Erwartungen um ein Beträchtliches übertroffen, die man von ihnen zuvor gehegt hat.

Ganz im Geiste der Zeit, als ihr schönster Ausdruck, lag die Bildung einer Schaar Freiwilliger wie die Lützower, auf die wir hier noch einmal zurückkommen müssen. Sehr richtig berechneten die Majore v. Lützow und v. Petersdorff die Stimmung der Jugend, als sie ihre zu errichtende Freischaar „die Schaar der Rache" nannten und für sie eine schwarze Uniform verlangten. Das Vertrauen, welches der König öffentlich in diese beiden Officiere setzte, die bekannten kriegerischen Gestalten derselben, der patriotische Ton ihres Aufrufs lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses Corps hin. Die schwarze Kleidung bestach die Phantasie. Sie drückte die Trauer über erlittene Drangsal und Knechtschaft aus und deutete auf todesverachtende Rache, die man am Feinde nehmen wollte. Die Idee der schwarzen Schaar, der Schaar der Rache, ähnlich der Thebanischen im Alterthum, zog unwiderstehlich die Jugend an, daher der außerordentliche Zudrang der edelsten Jünglinge, besonders der Studirenden, und die Fülle der Unterstützungen von

allen Seiten. Großen Einfluß hatte es, daß der Turnlehrer Friedrich Ludwig Jahn dabei eintrat, welcher eine große Zahl ihm anhängender junger Männer warb und noch viel mehr nachzog. Besonders wurde der Zudrang befördert, als ein Jüngling, erst 21 Jahr alt, aber bereits der Nation durch seine Dichtungen theuer, Theodor Körner, aus Dresden gebürtig, diese Schaar zum Eintritt wählte. In diesem Jüngling schlug das Herz der Zeit am reinsten. Er war, obgleich noch so jung, schon berühmt, in weiten Kreisen geehrt, durch eigene Kraft in einer Lage, die ihm Ueberfluß gewährte, geliebt von einer zärtlichen Braut und im Begriff, ein eheliches Band zu schließen. Er warf dies ohne Zögern hin und eilte von Wien nach Schlesien, wo er am 19. März in die Lützow'sche Freischaar eintrat. „Deutschland steht auf", schreibt er an seinen Vater, „der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung zu einer deutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, — laß mich ihr würdiger Jünger sein. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Ich fühle die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, — ich muß hinaus". Theodor Körner wurde durch seine begeisterten und begeisternden Kriegsgesänge der Tyrtäus des großen Kampfes, und wenn sein Lebenslauf auch nur kurz war und er die Triumphe der deutschen Waffen nicht erlebte; so hatte er doch das Schönste gekostet, was die Erde bietet, ohne ihre Bitterkeiten zu erfahren. Sein Name und seine Gesänge aber werden leben, so lange von diesem Riesenkampfe die Geschichte erzählen wird. —

Ende März schon 4 Compagnien und 2 Escadrons stark, brach die Schaar nach Sachsen auf, um gegen den Feind zu rücken. Auf den Wunsch des Majors v. Petersdorff erließ Körner einen Aufruf an seine sächsischen Landsleute. Dieser hatte so außerordentliche Wirkung, daß gegen 500 Mann hinzukamen. Auch weiterhin verstärkte sich die Schaar noch immer,

so daß sie zuletzt zu stark wurde, um als fliegendes Corps zu gelten. Große Hoffnungen hatten sich an diese Freischaar geknüpft, sie gingen leider nicht in dem erwarteten Maße in Erfüllung. Man hielt sich zu lange mit Werben auf und versäumte darüber, leicht und flüchtig in dem Rücken des Feindes zu streifen. Der Führer Lützow war ein tapferer Mann, aber ohne das eigentliche Talent des Parteigängers. So verfehlte denn diese Stiftung ihre Bestimmung. Immerhin war der Wille vortrefflich und die „schwarze Schaar", durch Körners Gesang „Lützow's wilde Jagd" verherrlicht, wird in der Nation in bleibendem Andenken unsterblich fortleben.

Daß in Preußen jeder nur irgend kampffähige Mann mit Begeisterung zu den Waffen griff, ist nur die eine Seite der großen Leistung; die andere eben so große war, daß Jeder willig Hab' und Gut opferte, um so große Heeresmassen auszurüsten und zu ernähren und daß alles Thun und Treiben nur auf diesen großen Zweck gerichtet war. „Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden", hatte der König gesagt. Der Staat war arm und konnte nichts geben. Deshalb trug das Land zunächst willig die Naturalverpflegung aller Truppen, es stellte ohne Bezahlung die vielen tausend Pferde für die Artillerie, die Reiterei und sämmtliches Gepäck; es rüstete 52 Reserve-Bataillone aus; es errichtete 3 neue Reiter-Regimenter; es bildete endlich die Landwehr ganz auf eigene Kosten. Es mußte dies Alles durch Ausschreibungen geregelt werden, allein einestheils wurde die Leistung dadurch etwas verspätet, anderntheils waren ganze Districte so in Noth gerathen, daß sie beim besten Willen nichts zu geben vermochten. Um schnell und nachdrücklich zu helfen, waren patriotische Beiträge von Privaten daher höchst wünschenswerth.

Es muß zur Ehre der Nation gesagt werden, daß der Drang zum Geben gleichen Schritt hielt mit der Freudigkeit, persönlich in den Kampf zu gehen. Der Zudrang zum freiwilligen Eintritt war so groß, daß es sehr Viele gab, welche

die Ausrüstung nicht aus eigenen Mitteln bestreiten konnten; auf diese besonders wandte sich zunächst die Theilnahme. Die Zeitungen von Berlin, Breslau und Königsberg aus jener Zeit, wo die Gaben, wie sie in diesen Hauptstädten eingingen, verzeichnet stehen, werden immer ein schönes Denkmal des Ruhmes sein. Und doch sind diese Aufzeichnungen nur ein kleiner Theil dessen, was wirklich in allen Gauen auf den Altar des Vaterlandes gelegt worden ist. Viele wollten gern geben, aber sie hatten nicht baares Geld, und auf dieses, meinten sie, käme es allein an. Ihnen mußte gesagt werden, daß in einem Augenblick wie der jetzige, wo der Staat nur durch außerordentliche Anstrengung seine Selbstständigkeit erhalten könne, jedes Opfer für denselben Werth habe: Pferde, Vieh, Getreide, Fourage, ungemünztes Silber, Waffen, Tuch, Eisen, Stiefeln, Schuhe, Leder, Strümpfe u. s. w., ja selbst Fuhren, Handarbeit 2c., je nachdem der Eine dieses, der Andere jenes geben oder leisten könne, seien eine Unterstützung, eine Förderung für die gemeinschaftliche Sache.

Es ist rührend, was Alles hergegeben wurde. Das Heiligste, was man besonders hoch hält, was uns sonst unschätzbar ist, wurde freudig zum Opfer gebracht. Es war nöthig, in Bezug dieser patriotischen Gaben eine eigene Behörde einzurichten. Sie bildete sich in Berlin durch Wahl und Vertrauen und ihre Mitglieder nannten sich Nationalrepräsentanten, Stellvertreter aller Provinzen und Stände. Diese erließen in der Zeitung vom 6. März einen öffentlichen Aufruf an ihre Mitbürger. „Das Vaterland ist in Gefahr!“ sagt der Aufruf, „und Friedrich Wilhelm fordert sein Volk zur freiwilligen Unterstützung auf. — Welcher Preuße kann da noch zaudern, dieser Aufforderung aus allen Kräften zu genügen! Mit voller Ueberzeugung setzen wir bei unseren Mitbürgern den Willen voraus, ihre treue Anhänglichkeit an König und Vaterland in der jetzigen Krisis durch außerordentliche Opfer zu bethätigen“ u. s. w.

Dieser laute Ruf über's Land trug auch sogleich seine

reichen Früchte. Man gab was irgend möglich war: Staatsdiener, viele im stehenden Heere dienende Officiere gaben den vierten, selbst den dritten Theil ihres Gehaltes, verabschiedete Beamte und Officiere einen Theil ihrer Pension, einige die Hälfte, einige diese sogar ganz. Andere liehen dem Staate ein kleines erspartes Capital ohne Zinsen während der Kriegsperiode. Viele besoldeten eine Anzahl Freiwilliger im Felde. Mancher Einzelne schenkte mehrere Tausende von Thalern u. s. w. Berlin allein hat so viel Freiwillige gestellt und ausgerüstet, als erforderlich sein würden, um mehrere Infanterie- und Cavallerie-Regimenter daraus zu formiren. So nach Verhältniß in den Provinzen. Da überall so viel gespendet wurde, so bildeten sich an mehreren Orten Vereine, welche die Einsammlung und zweckmäßige Verwendung der Beiträge sich zur Aufgabe machten; in andern übernahmen Einzelne, die sich des besonderen Vertrauens ihrer Gemeindegenossen erfreuten, oder die vermöge ihrer amtlichen Stellung dazu Beruf hatten, Landräthe, Bürgermeister, Geistliche, Amtmänner 2c., jenes so mühevolle Geschäft und widmeten demselben gern alle ihre Muße. Der Drang zum Geben ermattete nicht. Noch im Spätherbst des Jahres 1813 bringen die Zeitungen lange Verzeichnisse von Geld- und Naturalspenden, letztere in Tuch zu Kleidung, in Wäsche, Hemden, Strümpfen oder auch in Lazarethbedürfnissen, Binden, Wundfäden und Lagerzeug bestehend. — Die Regierung, ohne sich sonst einzumischen, war doch genöthigt, den vielfachen Gaben ihre Bestimmung anzuweisen.

Bei diesem allgemeinen Aufschwunge blieben die Frauen nicht zurück. Wie aber damals in Allem der Impuls erst von Oben gegeben wurde, worauf man mit Sehnsucht wartete, so auch hier. Neun Prinzessinnen, an der Spitze die hochherzige Prinzessin Wilhelm von Preußen, Mariane, geborne Prinzessin von Hessen-Homburg, gründeten einen Frauenverein zum Wohl des Vaterlandes und erließen unterm 23. März, aber erst veröffentlicht in der Zeitung vom 1. April, einen

Aufruf an die Frauen im preußischen Staate. „Das Vaterland ist in Gefahr!" beginnt er, wie damals der Ruf durch's ganze Land erscholl; „Männer und Jünglinge ergreifen das Schwert, Alles strömt zu den Fahnen und rüstet sich zum blutigen Kampfe für Freiheit und Selbstständigkeit. Aber auch wir Frauen müssen mitwirken, die Siege befördern helfen, auch wir müssen uns mit den Männern und Jünglingen einen zur Rettung des Vaterlandes. Darum gründe sich ein Verein, der „Frauenverein", zum Wohl des Vaterlandes. Gern stellen Wir uns an die Spitze desselben. Nicht bloß baares Geld wird dieser Verein, als Opfer gebracht, annehmen, sondern jede entbehrliche werthvolle Kleinigkeit, — das Symbol der Treue, den Trauring, die glänzende Verzierung des Ohrs, den kostbaren Schmuck des Halses. Gern werden monatliche Beiträge, gern Materialien, Leinewand, gesponnene Wolle und Garn angenommen und selbst unentgeldliche Arbeit als Opfer angesehen werden. Alles, was auf diese Art gesammelt wird, gehört dem Vaterlande. Diese Opfer dienen dazu, die Vertheidiger, die es bedürfen, zu bewaffnen, zu bekleiden, auszurüsten und, wenn die reiche Wohlthätigkeit der Frauen Uns in den Stand setzt noch mehr zu thun, dann sollen die Verwundeten gepflegt, geheilt und dem dankbaren Vaterlande wiedergegeben werden, damit auch von unserer Seite das Große, das Schöne erfüllt werde, damit das Vaterland, das in Gefahr ist, auch durch unsere Hülfe gerettet werde, sich neu gestalte und durch Gottes Kraft aufblühe".

Dieser Aufruf sprach nur aus, was Alle mehr oder weniger gefühlt hatten. Sogleich gab auch das schöne Geschlecht Alles her, worauf es doch sonst hohen Werth legt: jede Art von Schmuck, jedes Kleinod, jedes Ersparte. Wittwen gaben einen Theil ihrer dürftigen Pension her, die Aermste doch noch irgend etwas, die meisten ihre Arbeitskräfte. Auch die dienende Classe blieb nicht zurück. Ein glänzendes Beispiel giebt in der Gegend von Breslau ein junges Mädchen, Ferdinanda von Schmettau. Der Vater, Oberst a. D., früher Commandeur des 2. west-

preußischen Infanterie-Regiments, lebte mit 11 Kindern im Alter von 21 bis 1 Jahren von 600 Thalern Pension in einer Erbpacht im Klostergut Bergel nahe bei Ohlau in bedrängten Umständen. Als nun die öffentliche Aufforderung kam, opferte der Vater seine aufbewahrte Staatsschabracke, Mutter und Schwester gaben ihre Ringe und kleinen Pretiosen. Ferdinanda, damals 16 Jahre alt, hatte gar nichts zu geben und war darüber untröstlich. Sie sann nach, was sie darbringen könnte. Sie war im Besitz eines schönen reichen Haares, welches man oft vergebens ihr hatte abkaufen wollen; sie opferte dasselbe, um das gelöste Geld den Freiwilligen zukommen zu lassen. Ihr edler Zweck wurde vollkommen erreicht, denn diese schöne That blieb nicht verschwiegen. Viele wünschten die Erinnerung daran bleibend zu machen, und es fand dankbare Anerkennung, als Jemand das verkaufte Haar wieder erstand und daraus allerlei Zierrathen, Ringe, Ketten &c. anfertigen ließ, nach denen der Begehr so groß war, daß durch den Verkauf derselben nach wenigen Wochen 4 Freiwillige eingekleidet und überhaupt nicht weniger als 1200 Thaler gelöst wurden. Goldene Trauringe wurden aus allen Gegenden des Landes zu mehreren Tausenden hingegeben. Es war die Veranstaltung getroffen, daß man dafür eiserne Ringe mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen 1813" zurückerhielt, und diese Ringe werden in den betreffenden Familien noch jetzt wie ein Heiligthum betrachtet. Außer diesem Sinn der Frauen, das Liebste herzugeben, zeigten sie sich auch in unausgesetzter Thätigkeit für die gute Sache. Frauen und Mädchen aus allen Ständen, selbst aus den höchsten, nähten Montirungsstücke, Mäntel, Hosen, Hemden, zupften Wundfäden und strickten mit Emsigkeit für die Freiwilligen, und nicht wenige waren es, die, nicht im Stande wie andere, Geld und Kleinodien darzubringen, auf solche Weise durch ihrer Hände Arbeit dem Vaterlande den innigsten Tribut zollten. Später aber haben sie bei Kranken und Verwundeten in den Lazarethen und Krankenhäusern eine Aufopferung bewiesen, die des schönsten

Kranzes werth ist. Ueberhaupt war das weibliche Geschlecht mit einem Feuer für die Sache des Vaterlandes entbrannt, dem an Glanz und Gluth kaum etwas gleichkommt, was irgend die Geschichte berichtet.

Ohne die patriotischen Beiträge hätte die Bildung der freiwilligen Jäger-Abtheilungen und anderer freiwilligen Schaaren weder den Umfang gewinnen können, den sie wirklich gewann, noch hätte im Kriege selbst der Bestand derselben erhalten werden können. Millionen sind in dieser Absicht vom Lande freiwillig geopfert worden. Ohne den thatkräftigen Beistand der Frauen aber hätte Alles nicht so schnell ins Werk gerichtet, später noch verstärkt und in Vollzähligkeit erhalten werden können. Durch ihre Aufopferung und Pflege sind endlich Tausende verwundeter und kranker Krieger dem Vaterlande erhalten worden, die in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu den Reihen der Kämpfer zurückkehren konnten.

So arbeitete denn in Preußen mit Aufbietung aller Kraft Jeder auf das gemeinsame Ziel hin. Gegen ein ganzes Volk aber, welches mit starkem Willen und nachhaltiger Kraft für seine höchsten Güter, Freiheit und Unabhängigkeit, mit Freudigkeit und Vertrauen auf seine gerechte Sache in den Tod gehen will, werden alle Eroberer der Welt auf die Länge nichts ausrichten können. In dem Bündniß der Mächte, die nun gegen Frankreich und dessen Imperator auftraten, bleibt, unbeschadet des Antheils der Andern, Preußen doch der Hauptnerv. Ohne dessen Begeisterung und nachhaltige Kraft wäre das große Werk nicht gelungen, und Napoleon hätte sich auf dem Throne erhalten. Die Entwickelung der ganzen Volkskraft Preußens hat den gewaltigen Mann gestürzt, den gewöhnliche irdische Waffen, eine sympathielose, mechanische Cabinetspolitik nimmer gefällt hätte. Mit den Cabinetten war der Riese bisher leicht fertig geworden; als aber die Völker gegen ihn auftraten, war es um seine Macht geschehen.

H. Beitzke.

(Deutsche Freiheitskriege Bd. 1.)

25.

Die Franzosen in Magdeburg.

Durch das Decret des Kaisers Napoleon vom 2. Februar 1812 ward die Festung Magdeburg in Belagerungsstand erklärt. Die erste Folge dieses Beschlusses war die Demolirung der nächsten Umgebungen Magdeburgs — der Sudenburg und eines Theils der Neustadt. Beide waren keine eigentliche Vorstädte Magdeburgs, sondern Landstädte, welche mit der Stadt in keiner Verbindung standen. Ihre Größe sowohl als die Anzahl und die Wohlhabenheit ihrer Einwohner erhob die Neustadt zu den Landstädten des ersten Ranges. Außer dem Kloster St. Agneten und 13 Häusern vor den Thoren hatte sie 726 Häuser und 5718 Einwohner. 248 Häuser wurden niedergerissen und nächst diesen das alte Schulhaus, die Hospitäler Schmiesau und Schartau, die beiden Predigerhäuser, das reformirte Schulhaus und das Kloster St. Agneten. Die Sudenburg ward gänzlich demolirt. Sie hatte 155 Häuser und eine im Jahre 1722 erbaute Kirche.

Der Fürstenwall, an der Elbe belegen, im Jahre 1722 vom Fürsten Leopold von Dessau, damaligem Gouverneur von Magdeburg, angelegt, mit hohen Kastanien und Linden besetzt, ein Theil der Fortification der Stadt, zugleich aber auch ein angenehmer Spaziergang für die Einwohner, litt für jetzt zwar keine Veränderung, inzwischen wurden die Eigenthümer der unter

demselben befindlichen fünf Souterrains daraus vertrieben und die dazu gehörigen, an der Elbe belegenen Gärten in einen wüsten Platz umgewandelt.

Wohl mit Recht wurden diese Verwüstungen getadelt. Die Klugheit gebietet freilich die Ergreifung dieser und ähnlicher Vorsichtsmaßregeln; zu einer Zeit, wo eine Bedrohung Magdeburgs zu den größten Unwahrscheinlichkeiten gehörte, war indessen eine solche Vorsicht für übertrieben, für eine barbarische Bedrückung der Unterthanen zu achten, denen nicht nur ihr Obdach geraubt, sondern auch ihre Nahrung genommen ward.

Im Monat Januar und während der ersten Hälfte des Februars 1813 durchzog eine große Anzahl französischer Officiere und Soldaten mit zerlumpten Kleidern und erfrorenen Gliedmaßen, aus Rußland zurückkehrend, die Stadt. Sie fanden eine freundliche Aufnahme. Nicht leicht vernahm man, daß Jemand aus der Classe des Pöbels irgend eine schadenfrohe, höhnende Aeußerung in Beziehung auf jene unglücklichen Opfer des Ehrgeizes und der Herrschsucht sich erlaubt hätte.

Der Vicekönig von Italien traf am 21. März von Leipzig ein. Am 22. detachirte er eine beträchtliche Anzahl Truppen in das preußische Gebiet. Man ahnte großes Unglück für die preußischen Unterthanen, weil die Franzosen in dem westfälischen Dorfe Crakau fürchterlich gehaust hatten. Am 28. März gegen Abend kam ein großer Theil dieser Truppen, am 29. die Arrieregarde zurück. An jedem Tage führten sie, nebst Lebensmitteln aller Art, eine Heerde Schafe mit sich. Am 8. April brach der Vicekönig mit dem Hauptquartier, nicht minder aber der größte Theil der in der Stadt befindlichen Truppen mit Inbegriff der Garden von hier auf. Die Truppen zogen theils in die Gegend des Harzes, theils nahmen sie eine Stellung an der Saale.

Im Frühjahre fanden neue Verwüstungen in den Umgebungen Magdeburgs Statt. Es ward abermals ein Theil der Neustadt niedergerissen. 260 Häuser, das Schulhaus, das im Jahre 1700 erbaute, zwei Stockwerk hohe, neun Fenster breite,

massive Rathhaus und die Kirche traf dies Schicksal. Der letzteren Demolirung ward mittelst gelegter Pulverminen bewirkt. Mit Schmerz sah man dies ehrwürdige Gebäude in Staub dahin sinken, dies Gotteshaus, das in den Stürmen der Zeit, selbst in den schrecklichen Belagerungen der Stadt Magdeburg in den Jahren 1552 und 1631 gleich einem Fels unerschütterlich da gestanden hatte und diesem unseligen Kriege zum Opfer werden mußte. Von der zu Anfang des Jahres 1812 in der Neustadt befindlichen Seelenzahl — 5718 — waren nur noch 1949 übrig geblieben.

An den Festungswerken ward mit größter Thätigkeit gearbeitet. Theils wurden die bereits vorhandenen in bessern Stand gesetzt und besonders der Hauptwall erhöhet, theils wurden neue Werke angelegt. Wie durch einen Zauberschlag sah man am Eingange der langen Brücke zwei Brückenköpfe und auf der Werderspitze eine Schanze von beträchtlichem Umfange entstehen. Der auf der Werderspitze angelegte Park ward in einen wüsten Platz umgewandelt, indem die darin befindlichen Bäume umgehauen wurden. Der liberale Besitzer dieses Parks hatte dem Publikum den Zutritt in denselben gestattet, mithin war dessen Verwüstung, deren Nothwendigkeit nicht einmal einleuchten wollte, ein Verlust für die Stadt, welche an Spaziergängen und Anlagen ohnehin so arm ist. Natürlich ward auch der auf dem nördlichen Theile des Parks aufgeführte Berg, da eine Schanze auf demselben angelegt ward, dem Publikum unzugänglich, wodurch ihm der Genuß einer malerisch schönen Aussicht geraubt wurde.

Die Lage, in welcher die Stadt sich gegenwärtig befand, hatte die Erlassung von mancherlei Verfügungen zur Folge. Nach einer am 26. April erlassenen Verordnung durfte Niemand länger als bis 10 Uhr Abends an öffentlichen Oertern, bei Strafe, verhaftet und in die Gefängnisse der Citadelle gebracht zu werden, verweilen. Das Zeichen, jene Häuser zu verlassen, wurde dadurch gegeben, daß um 10 Uhr mit allen Glocken geläutet ward.

Später ward befohlen, daß, wenn der Generalmarsch geschlagen werde, kein Bürger sich auf die Straße begeben solle. Werde jenes Zeichen zur Nachtzeit gegeben, so solle Licht in die Fenster gesetzt werden.

Die öffentlichen Cassen waren indessen erschöpft; die Officiere erhielten keine Tafelgelder; man verpflichtete daher die Bürger, sie zu verpflegen. Noch eine andere nachtheilige Wirkung hatte der schlechte Zustand der Cassen für einen Theil der hiesigen Einwohner. Diejenigen, welche die Fleischlieferung für die Soldaten übernommen hatten, wollten sich, da die Zahlungen nicht erfolgten, zur Leistung fernerer Vorschüsse nicht verstehen; wiederholte, an die Regierung zu Cassel wegen Befriedigung jener Lieferanten erlassene Aufforderungen waren ohne Antwort geblieben, und man verlangte daher zu Ende des Monats Mai von der begüterten Classe der hiesigen Einwohner, vorzüglich von der Kaufmannschaft, einen Vorschuß von 30,000 Franken, um hiervon die Verpflegung der Truppen auf 10 Tage zu bestreiten. Die Kaufmannschaft hatte bereits im Monat Mai 1812 einen Vorschuß von 42,000 Rthlr. geleistet, und es war ihr damals die feierlichste Versicherung ertheilt, daß nach der Ernte des gedachten Jahres die Rückzahlung erfolgen solle. Da diese jedoch ausgeblieben war, so bemühte man sich desto mehr, jenes Ansinnen des Präfekten abzulehnen. Doch vergebens; es ward die Zahlung des erwähnten Vorschusses durch die Drohung erzwungen, Truppen mit der Befugniß, Verpflegung zu fordern, bei den Widerspenstigen einzuquartieren.

Am 12. Julius Morgens um 8 Uhr traf der Kaiser der Franzosen vor der Stadt ein, und besichtigte die Festungswerke und die Citadelle. Gegen 10 Uhr kam er nach der Stadt zurück und trat in der Domdechanei ab — einem schönen Gebäude am Domplatze. Um drei Uhr nahm er die Aufwartungen sämmtlicher französischer und westfälischer Militairchefs an. Die Civil-Autoritäten waren seit neun Uhr Morgens versammelt, wurden aber um sechs Uhr Abends beschieden, daß sie dem Kaiser

nicht vorgestellt werden würden. Dieser ritt, von mehreren Generalen umgeben und von einer Eskorte Lanzenreitern begleitet, durch die Stadt und nahm das Arsenal und die Magazine in Augenschein.

Bei seiner Anwesenheit in der deutsch-reformirten Kirche — einem Magazin von Montirungsstücken — ward seine Umgebung auf einen Mann aufmerksam, der den Kaiser scharf ins Auge faßte und sich ihm zu nähern bemühte. Er ward verhaftet und erst nach erfolgter Abreise des Kaisers wieder entlassen, ob er gleich versichert hatte, daß er in keiner feindseligen Absicht, sondern bloß darum dem Monarchen sich genähert habe, um die Gesichtszüge eines Mannes sich einzuprägen, der seit einer Reihe von Jahren die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich gezogen hätte; eine Angabe, die um so weniger in Zweifel gezogen werden konnte, da der geahnte feindselige Anschlag auf die Person des Kaisers weder durch das Vorfinden gefährlicher Werkzeuge noch sonstige Umstände unterstützt ward. — Auf den an die Bürgerschaft erlassenen Befehl war am Abend die Stadt ziemlich allgemein erleuchtet. Dem ärmern Theil der Bürger waren Lichte ohne Entgeld verabfolgt.

Am 13. Vormittags ließ der Kaiser die unter dem Befehl des Generals Vandamme vor der Stadt in Lager stehenden Truppen Revue passiren. Füglich hätte man dies Lager auf dem Glacis in seiner weiten Ausdehnung zwischen dem Sudenburgerthore und der Hohenpforte oder auf dem Rothenseer Anger bilden können, man wählte aber dazu das mit Getreide und Gartenfrüchten bestellte Stadtfeld zwischen dem Sudenburger- und Kröckenthore. Wer dies Feld in seiner Fülle vorher gesehen hatte, und jetzt Augenzeuge davon war, wie das Getreide den Pferden zum Futter gereicht, beim Zubereiten der Speisen verbrannt, von Menschen und Vieh zertreten wurde; wer diese Hoffnungen, zum Theil armer Leute, so unnützer Weise zertrümmern sah, der mußte die Rücksichtslosigkeit der französischen

Gewalthaber verwünschen und sich einer Anekdote aus dem Leben Friedrichs des Großen erinnern.

Bei dem Abreiten Friedrichs aus seinem Standquartiere, in der Schenke des Dorfes Körbelitz, zu einer Revue bei Magdeburg, hätte der kürzeste Weg zu den versammelten Truppen durch eine fröhlich aufsprießende Saatbreite geführt. Schon machten sich einige von seiner Umgebung bereit hindurch zu sprengen, als der König nicht mit unwilligem, aber kalt befehlendem Tone die denkwürdigen Worte sprach: „Meine Herren, wir müssen die Hoffnungen armer Leute respectiren!“ Ein weiter Umweg war die Folge dieses humanen Herrscherwortes.

Am 13. Juli Nachmittags trat der Kaiser Napoleon die Rückreise nach Dresden an. Seiner Einsicht war es wohl zuzutrauen, daß er noch manche Vervollkommnung der Befestigung Magdeburgs angeordnet haben würde. Man hatte richtig geurtheilt. Am Eingange des Fürstenwalles wurden elf an der Stadtmauer belegene Häuser demolirt, darunter das vor etwa zehn Jahren erst im schönen Styl gebaute Haus des Fabrikanten Schwarz, welches dem Fürstenwalle zur besonderen Zierde diente. Außerdem wurden längs der Elbe, linker Hand der Strombrücke, auf der Südseite der Citadelle, auf dem Werder und vor dem Sudenburger Thore eine große Menge von Gebäuden demolirt.

Die vorzüglichste zur Befestigung der Stadt dienende Anlage war ein Werk von sehr beträchtlichem Umfange, welches auf einem Theile der vormaligen Sudenburg aufgeführt und Fort Napoleon genannt ward. Es correspondirt mit den Stadtwällen und der Sternschanze. Auf dem vormaligen Spielplatze des Klosters Berge legte man eine Schanze an.

Zu den Verwüstungen innerhalb der Ringmauer der Stadt gesellte sich auch die Planirung der Kirchhöfe, wo Pferdeställe angelegt werden sollten. Die Monumente, die Leichensteine wurden zerstört — wenn nicht etwa die Angehörigen der Verstorbenen sie wegschafften — Blumen und Bäume wurden vernichtet und umgehauen; Leichen der vor Kurzem erst zur Erde Bestatteten

sah man ausgraben und nach Plätzen schaffen, wo sie vor der verwüstenden Hand des Krieges mehr gesichert waren. Einige Wochen schon waren die dazu beorderten Einwohner Magdeburgs mit dem Planiren der Begräbnißplätze beschäftigt gewesen, als man einsah, daß Kirchhöfe kein schickliches Lokal darböten, um Pferdeställe darauf anzulegen. Man gab den gefaßten Vorsatz auf. Jene Verwüstungen, denen so manche Thräne geflossen war, waren also nutzlos; man beschränkte sich bloß darauf, auf dem Domkirchhofe einen hölzernen Schuppen zu erbauen, um Pferde darin aufzunehmen.

Außer den gewöhnlichen Feierlichkeiten am Geburtstage des Kaisers — welcher in diesem Jahre schon am 10. August gefeiert ward — gab der Gouverneur ein Diner, aus 300 Gedecken bestehend, in einem auf dem Fürstenwalle aufgeschlagenen, mit Blumengehängen und Eichenlaub gezierten Zelte, wozu man die Segeltücher und das Bauholz von den Schiffern und Holzhändlern requirirt hatte. Die Garnison ward auf dem Generalswerder gespeist. Die benöthigten Geschirre — irdene Teller, Messer, Gläser 2c. — requirirte man von dem begüterten Theile der Bürgerschaft.

Zur Ausführung militairischer Bauten, zur Einrichtung mehrer Häuser zu Hospitälern und Casernen, zur Verfertigung mancherlei Arbeiten auf der Citadelle und in den Festungswerken wurden Zimmerleute, Maurer, Tischler, Glaser, Schmiede, Schlosser und andere Handwerker requirirt. Sie mußten nicht nur unentgeltlich arbeiten, sondern anfangs sogar die erforderlichen Materialien dazu hergeben.

Ueberhaupt ward das Requisitionssystem im vollsten Maße zur Anwendung gebracht. Es galt hierbei der Grundsatz: „Der Bürger ist nur da für den Soldaten. Was er durch Fleiß, durch Industrie, seinen Kopf, seiner Hände Arbeit erwirbt, erwirbt er nicht für sich und seine Familie, sondern für das Militair." Wenn man einem Schiffer seinen Kahn, dem Holzhändler seine Holzvorräthe nahm, und dieser voll Verwunderung fragte: „Mit

welchem Rechte man ihm sein Eigenthum ohne Bezahlung nehmen könne?" — so erhielt er zur Antwort: „Du hast kein Eigenthum; dein Holz, dein Kahn, dein Vermögen gehört dem Kaiser." — Einem Neustädter Bürger, der durch Niederreißung seines Hauses sein Obdach, seine Nahrung eingebüßt hatte, nahmen die Franzosen die auf der Stelle seines vormaligen Hauses liegenden Steine, um sie zu einem Bau an der Festung zu benutzen. Er bat den General-Polizeicommissair um seine Verwendung zur Wiedererlangung seines Eigenthums. Er ward abschläglich von ihm beschieden, mit dem Bedeuten: „Daß der Bürger kein Eigenthum habe; daß diese Steine dem Kaiser gehörten; daß er auch seinen Rock dem Kaiser geben müsse, wenn es verlangt würde."

Außer den gewöhnlichen Steuern und denjenigen Abgaben und Lasten, welche man dem begüterten Theile der hiesigen Einwohner auferlegt hatte, mußte die Stadt Magdeburg zu der ausgeschriebenen Kriegssteuer noch 138,332 Franken beitragen, so wie zur Bestreitung der Kosten für Einrichtung der Casernen und Hospitäler dadurch ein Fond aufgebracht ward, daß von jedem Franken der bezahlten Kriegssteuer 18 Centimen entrichtet werden mußten.

Bei diesen getragenen Lasten erregte es daher große Sensation, als der Gouverneur mit dem Ansinnen hervortrat, daß die Kaufmannschaft einen Vorschuß von einer Million Franken leisten solle, wogegen er versprach, diese, zum Bedarf der hiesigen Garnison in Wesel bereit liegende Summe auf den dortigen Kriegszahlmeister anzuweisen, wo die Kaufmannschaft solche erheben könne. Am 22. September wurden dreizehn der reichsten Kaufleute zum General-Polizeicommissair beschieden, um die vom Gouverneur verlangte Summe zu zeichnen. Sie zögerten mit ihrem Entschluß, worauf dann der General-Commissair diese zum Theil alten und kränklichen Männer nöthigte, die Nacht hindurch in seiner Wohnung zuzubringen, indem er, Namens des Gouverneurs, ihre Entlassung nur von der erfolgenden beifälligen Erklärung abhängig machte, mit hinzugefügter Drohung, daß,

falls solche verweigert werde, sie unter einander loosen, und zwei aus ihrer Mitte erschossen werden sollten. Nach beinahe vierundzwanzigstündigem Berathschlagen ward die Sache dahin abgemacht, daß jene dreizehn Mitglieder der Kaufmannschaft sich wechselmäßig verpflichteten, 600,000 Franken in sechs Terminen, jedesmal mit 100,000 Franken zu zahlen. Ihr gemachter Vorbehalt, solche auch unter die andern wohlhabenden Einwohner Magdeburgs zu vertheilen, ward unter der Bedingung zugestanden, daß der Gouverneur wegen der Zahlung sich lediglich an sie halten werde. Die Vertheilung geschah unter 119 Individuen in der Art, daß der mindeste Beitrag auf 1200 Franken sich belief. Das größte hiesige Handlungshaus mußte einen Beitrag von 84,000 Franken leisten.

Eins der härtesten Ereignisse in den Monaten September und October war, daß eine beträchtliche Anzahl hiesiger Häuser zu Casernen genommen ward. Unter der preußischen Regierung mietheten sich Officiere und Soldaten für den ihnen gegebenen Servis bei den Bürgern ein; den verheiratheten Soldaten und deren Familien wurden aber gegen Bezahlung von 10 Groschen monatlich für jede Familie die sogenannten Baracken eingeräumt, Gebäude, welche vom Sudenburger- bis zum Krönkenthore zwischen der Stadtmauer und dem Hauptwalle belegen und Eigenthum der Stadt sind. Bald nach der Uebergabe der Festung an die französischen Truppen im Monat November 1806 ward ein Theil der Garnison in diese Häuser und in das vormalige preußische Lazareth gelegt; nach und nach wurden aber auch mehrere Privathäuser zu Casernen eingerichtet. Unter dieser Zahl waren mehrere Fabrikgebäude begriffen, indem die Unternehmer ihr Geschäft hatten aufgeben müssen und es ferner nicht gerathen fanden, ihre weitläufigen Gebäude zur Bequartierung mit halben Compagnien Soldaten, welche sie verpflegen mußten, Preis zu geben. Ihnen und andern Eigenthümern geräumiger Häuser ward für deren Ueberlassung ein Miethschilling von der Mairie stipulirt, jedoch nur einigen Wenigen derselben auf vielfältige

Sollicitationen ein Theil dieser Miethe bezahlt. Im Monat September befahl nun der Gouverneur, daß die gesammte Garnison in Casernen untergebracht und zu diesem Behufe große Häuser geräumt werden sollten. Dieser Befehl ward im September und October vollzogen. Vorzüglich traf jenes Loos die Königlichen und die der Commune gehörigen Gebäude, demnächst aber die unter Administration stehenden Häuser, und diejenigen, deren Eigenthümer preußische Unterthanen waren oder die Stadt verlassen hatten. Die Zahl der zu Casernen gemietheten Häuser beläuft sich auf siebzehn, die Zahl der dazu requirirten auf vierundfunfzig. Von den 82 Häusern der Friedrichsstadt — Vorstadt von Magdeburg — waren nur noch 18 zur Disposition ihrer Eigenthümer, die übrigen vierundsechszig hatte man gleichfalls zu Casernen genommen. Sämmtliche Casernen gewährten einen Raum für 18,000 Mann.

Am 8. October nahm der Gouverneur sämmtliche Cassen in Beschlag. Von jetzt an wurden weder die Pensionen, noch das Gehalt der Justizbedienten und derjenigen Geistlichen und Schullehrer ausgezahlt, welche solches von dem Staate beziehen. Auf die dieserhalb an den Gouverneur erlassenen Gesuche erfolgte keine Antwort. Denjenigen, welche mündlich um Anweisung ihres Gehalts auf die Casse angesucht hatten, war zu erkennen gegeben, daß es in Frankreich gar nichts Neues sei, wenn ein Staatsbeamter ein Jahr oder anderthalb Jahr lang kein Gehalt bekomme. Der Präfekt hatte sogar geäußert: „Es sei recht gut, daß die Beamten kein Gehalt erhielten, indem sie nun veranlaßt würden, das gesammelte Geld wieder in Umlauf zu setzen.“

Bekanntlich behauptete sich die französische Besatzung Magdeburgs bis in das Frühjahr 1814 und übergab die Festung erst dann, als die Kunde von der Einnahme der französischen Hauptstadt durch das verbündete Heer, von der Abdankung Napoleons und der Thronbesteigung Ludwigs XVIII. eingegangen war. Noch kurze Zeit vorher hatte der französische Gouverneur

die ärgsten Erpressungen versucht und unterm 2. April nachstehende Bekanntmachung erlassen:

„Dem Elb-Departement wird hiermit eine Steuer von 100,000 Franken monatlich auferlegt. Bis zu dem Zeitpunkte, wo der Feind gedachtes Departement geräumt haben wird, soll die Stadt Magdeburg diese Steuer vorschießen, und soll das Departement diesen Vorschuß sobald als möglich zurückerstatten."

Um den Erlaß oder wenigstens die Herabsetzung der geforderten Summe zu bewirken, hatten sich Deputirte der Bürgerschaft am 3. April zu dem Gouverneur verfügt. Auf die feierlichste, durch die triftigsten Gründe unterstützte Versicherung, daß die Aufbringung der verlangten Steuer eine wahre Unmöglichkeit sei, erwiederte der Gouverneur dieser aus den Angesehensten der Bürgerschaft bestehenden Deputation: „Wenn er ein halbes Dutzend der Widerspenstigen würde haben hängen lassen, so werde die Herbeischaffung wohl möglich sein." Er fügte den Trostgrund hinzu, daß die Leistung des Vorschusses nur auf kurze Zeit erforderlich sein werde, indem die Entsetzung der Stadt sehr nahe bevorstehe, weil die französische Nation, gereizt durch das Sengen und Brennen der Alliirten, in Masse aufgestanden sei und zu den Waffen gegriffen habe.

Acht Tage später erfolgte die Berichtigung dieses Bescheides durch die Kanonen des Blockade-Corps, welche wegen des vor den Thoren von Paris erfochtenen Sieges Victoria schossen, dann die Verhandlung wegen der Uebergabe mit dem General von Tauenzien und endlich, in den Tagen vom 16. bis 19. Mai, der Abzug der fremden Schaaren aus der so schwer heimgesuchten Stadt.

Nach „Magdeburg, während der Blockade in den Jahren 1813 u. 1814."

26.

Hamburg unter Davoust.

Napoleon hatte, um die Verhältnisse der drei neu gebildeten hanseatischen Departements zu ordnen, eine eigene Commission bestellt, deren Präsident Davoûst, Prinz von Eckmühl, Herzog von Auerstädt, wurde. Am 2. Januar 1811 langte die Commission und in den ersten Tagen des Februar Davoust in Hamburg an; unter ihm arbeitete Graf von Chaban, früher Präfekt in Coblenz und in Brüssel, als Intendant des Innern und der Finanzen, und Staatsrath Faure sollte Einrichtungen im Gerichtswesen treffen. Am 4. Juli hatte die Commission ihre Arbeiten vollendet, und am 19. Juli wurde die neue Ordnung der Dinge bekannt gemacht. Davoust blieb Generalgouverneur für die drei hanseatischen Departements; unmittelbar unter ihm stand als Generaldirector der hohen Polizei Mr. d'Aubignose. Er leitete das gesammte Spionenwesen und benutzte seinen großen Einfluß auf den Prinzen, um dessen Mißtrauen gegen die Bewohner Hamburgs zu vermehren und zum eigenen Vortheil auszubeuten.

Schwer und furchtbar war der Druck, der auf der geknechteten Stadt lastete. Handel und Schifffahrt waren zu Grunde gerichtet, von den vierhundert achtundzwanzig Zuckersiedereien hatten nur einige wenige sich erhalten, die Kattundruckereien hatten ohne Ausnahme aufgehört, die Tabacksspinnereien waren sämmtlich durch

die Regie verdrängt. Zahllose Abgaben dagegen: droits réunis, Regie, Enregistrement, Thür- und Fenstersteuer, Personensteuer, Grundsteuer u. s. w., waren eingeführt und brachten durch ihre Höhe und durch die Quälereien, von denen sie begleitet waren, die Bürger zur Verzweiflung. Die milden Anstalten: das Waisenhaus, der Krankenhof, die Gotteswohnungen, sahen sich ihrer Zuflüsse beraubt und in ihrem Fortbestand bedroht, das Grundeigenthum verlor seinen Werth und die Zinsen der öffentlichen Schuld konnten nicht bezahlt werden. Die einst so stolze, reiche Stadt bot nun das Bild eines allmäligen Hinsterbens dar. Mit hartherziger Brutalität wurden die herben Maßregeln durchgeführt; gequält durch die Erpressungen geldgieriger Beamten jeden Ranges und geängstet durch die willkürlichen Bedrückungen, hatten die Einwohner Hamburgs nicht einmal den Trost, in ihren eigenen Häusern sicher gegen Beunruhigungen zu sein. Jede Aussicht auf Rettung oder auch nur auf Erleichterung schien zu verschwinden, als im Spätsommer 1812 eine Siegesnachricht nach der andern von der großen Armee aus Rußland einlief, und Niemand wagte, den etwas später umlaufenden dunkeln Gerüchten von schweren Unglücksfällen derselben Glauben beizumessen; in dumpfer, verzweiflungsvoller Trauer schickten sich die Bürger an, das Weihnachtsfest zu feiern, als fast Allen unerwartet am 24. December das neunundzwanzigste Bülletin bekannt gemacht wurde, welches über die Vernichtung der großen Armee keinen Zweifel lassen konnte. Ein Wunder Gottes war geschehen und ein Stern der Hoffnung aufgegangen, welcher neues Leben und neuen Muth in allen gedrückten Gemüthern schuf. Ein Weihnachtsabend wurde in Hamburg gefeiert, wie seit vielen Jahren nicht.

Im Januar 1813 bestand die französische Besatzung aus wenig mehr als dreitausend Mann. Dieser geringen Truppenzahl gegenüber kannten die vielen kraftvollen Männer der großen See- und Handelsstadt, welche in schweren und gefährlichen Anstrengungen Tag für Tag sich übten, ihre körperliche Ueberlegenheit, und an verwegenem Muthe fehlte es ihnen nicht.

Unter den übrigen Bürgern wurden die Stimmen täglich lauter und kühner; selbst Männer, welche der alten Stadtobrigkeit angehört hatten, gaben zu verstehen, daß man in der Stunde der Entscheidung auf sie rechnen könne.

Während die Aufregung und der Muth der Bürger stieg, erschien in den ersten Tagen des Februar General Lauriston in Hamburg, und nachdem er den größten Theil der Besatzung nach Magdeburg, wo ein größeres Heer zusammengezogen werden sollte, abgeführt hatte, erkannten die zurückbleibenden französischen Generale Cara St. Cyr und Ivendorf vollkommen das Gefährliche ihrer Lage und gaben durch das Schwankende und Unsichere ihrer Haltung die innere Unruhe zu erkennen.

Am 24. Februar war, durch unbedeutende Vorfälle veranlaßt, auf zwei entgegengesetzten Seiten der Stadt zu derselben Stunde ein kräftiger Aufstand ausgebrochen. Am Altonaer Thore wurde die Douanenwache vom Volke angegriffen. Die Douanen gaben mehrere Mal Feuer; eine nicht ermittelte Zahl der Angreifenden fiel, aber die Wache wurde gestürmt, das Wachthaus zertrümmert und eine lange Reihe Pallisaden niedergelegt. Am Hafen, wo die aus Bürgersöhnen gebildete Präfekturgarde eingeschifft werden sollte, hatte sich die dortige Bevölkerung ins Mittel gelegt, den herbeieilenden Maire mit Steinwürfen zurückgetrieben und, durch die Stadt ziehend, die französischen Adler unter lautem Jubelgeschrei abgerissen und mit Füßen getreten. Dann ward das Haus eines besonders verhaßten französischen Polizeibeamten von Grund aus verwüstet, sonst aber kam kein Diebstahl, keine Verletzung vor; es galt nur den Franzosen. Die französische Besatzung verhielt sich diesen Auftritten gegenüber leidend, aber unter dem wild aufgeregten Volke trat kein Führer auf; mit einbrechender Nacht zerstreuten sich die Haufen und die Franzosen blieben, wenn auch entmuthigt durch Furcht und Schrecken, in der Stadt.

Während des Tumultes hatten zwei sehr einflußreiche Männer, Besser und von Heß, durch schnell umhergesendete

Einladungen die Bürger aufgefordert, straßenweise zusammenzutreten, um die Stadt gegen Plünderungen zu schützen, und bald lärmten mit Zustimmung der französischen Behörden die Trommeln der alten reichsstädtischen Bürgerwache durch die Straßen und riefen die Bürger aus allen Ständen unter ihren früheren Hauptleuten zusammen. Die mit Säbeln oder Stöcken oder Flinten bewaffnete Wache war ihrer Zusammensetzung wegen sehr geeignet, die Stadt gegen Ausschweifungen der erregten Menge zu schützen, aber die Stadt sollte nicht allein gegen die Menge geschützt, sondern auch von der französischen Herrschaft befreit werden, und dazu war die Wache mit ihren veralteten, unkriegerischen Einrichtungen nicht geeignet. Den Schrecken der Franzosen benutzend, begaben sich, angeregt durch die im Anfang Januar gehaltenen Besprechungen, die Führer zum Maire und baten um die Erlaubniß, zur Unterstützung der Bürgerwache einige kriegerisch eingerichtete Reservecompagnien errichten zu dürfen.

Die französischen Behörden sahen verstört und verzweifelnd diesen gegen sie selbst gerichteten Versuchen zu. Von ihren auswärtigen Vorgesetzten erhielten sie den Befehl, auf das Schärfste gegen die Stadt und ihre rebellischen Bürger zu verfahren, und einige Tage hindurch suchten sie diesem Befehle nachzukommen. Die Haussuchungen gingen ins Unglaubliche, keine Schublade, kein Bett, auf denen Kranke oder Wahnsinnige lagen, wurde verschont. Man wußte, daß der Präfekt eine Liste von Bürgern zugeschickt erhalten hatte, welche aufgehoben werden sollten. Der Präfekt aber war zu brav oder zu furchtsam, den erhaltenen Befehl auszuführen, und als er geschärfte Ordre erhielt, hing er sich auf seinem Boden auf, wurde zwar noch lebend wieder abgeschnitten, blieb aber wahnsinnig. — Bald verloren auch die Militairbehörden Muth und Besinnung; das Schreckbild des 24. Februar und die trotzige, herausfordernde Haltung der Bürger stand ihnen furchtbar vor Augen. Die höheren Beamten wußten nicht mehr, was sie thaten, und scheuen Blicks schlichen

die niederen umher. Allen war es unheimlich in der großen, aufgeregten Stadt, und viele Anzeichen deuteten darauf hin, daß die Besatzung in kurzer Zeit den unsicheren Aufenthalt verlassen würde. In der That verschwand sie am 12. März.

Nach Abzug der französischen Besatzung war die Stadt mit ihrer aufgeregten Bevölkerung sich selbst überlassen. Der Maire und die Municipalität errichteten eine aus fünf Männern bestehende Commandantschaft, welche die Bürgerwache befehligen und für Erhaltung der Ordnung Sorge tragen sollte. Aus dem Innern der Stadt drohte indessen keine Gefahr; aber die Absicht der Franzosen, Hamburg auf's Neue zu besetzen, ließ sich kaum bezweifeln. Cara St. Cyr befand sich, obwohl er auf das linke Elbufer übergesetzt war, nur wenige Stunden von der Stadt, und aus Stralsund war General Morand aufgebrochen und zog durch Mecklenburg heran, um sich in oder bei Hamburg mit St. Cyr zu vereinigen. Andererseits wurde es bekannt, daß russische Truppen von Berlin aus sich näherten und Alles aufbieten würden, um Hamburg nicht wieder in die Hände des Feindes fallen zu lassen. In hastiger Eile durchkreuzten sich einander widersprechende Gerüchte; bald sollte Morand, bald sollten die Russen sich in nächster Nähe befinden; Jubel, Angst, Wuth erfüllten wechselnd die Gemüther, aber Freude und Hoffnung behielten doch das Uebergewicht.

In den Mittagsstunden des 18. März hielten die Kosacken unter unermeßlichem Jubel ihren Einzug, und alles Weh der Vergangenheit und alle Gefahr der Zukunft war in dem Glücke der Gegenwart untergegangen. Kaum eine deutsche Meile entfernt stand der Feind und konnte in wenigen Stunden die Stadt mit Mord und Brand erfüllen, aber Niemand dachte an ihn und seinen Grimm. Einen wunderbaren Anblick bot die Stadt Jedem dar, der nach dem lauten Jubel des Tages in der sommerwarmen Frühlingsnacht die Straßen einsam durchwanderte. Ueberall tiefe Stille und sorgenloses Ausruhen; kein Posten war ausgestellt, keine Patrouille durchritt die Gassen,

kein Polizeibeamter war zu sehen. In hellem Glanze schien der Mond auf die Häuser mit ihren schlafenden Bewohnern herab und vollendete das Bild des Friedens und der Sicherheit. Dem Schutze Gottes allein hatte die freudenmüde Stadt sich anvertraut.

Die erwartungsvolle Spannung, in welcher Deutschland sich während der Monate vor den Maischlachten von Lützen und Bautzen befand, ließ den Abfall der einzelnen vom Feinde umgebenen Stadt in einem nur zu glänzenden Lichte erscheinen. Die Stadt war nun zwar frei, aber ihre Lage und das Verhältniß der in ihr wirkenden Kräfte ließ voraussehen, daß der Kampf um die Behauptung der schnell gewonnenen Freiheit kein leichter sein werde.

Sobald der alte Rath seine frühere Stellung wieder eingenommen hatte, erwachte in ihm die bedächtige Abwägung der künftig möglichen Wechselfälle und die berechnende Vorsicht, deren die Reichsstädte ehemals in ihren, wenn auch nicht großartigen, doch schwierigen Verwickelungen bedurft hatten. Die französischen Truppen standen noch in großer Nähe, die Russen waren schwach und die Rückkehr der Napoleonischen Herrschaft war nicht unmöglich. Die Berücksichtigung dieser Möglichkeit erschien dem Senat daher als die erste Forderung, welche an eine umsichtige Obrigkeit gemacht werden müsse. Sein aus solcher Ansicht hervorgehendes Verhalten machte auf Alle, welche für die außerordentliche Zeit auch außerordentliche Kühnheit forderten, den Eindruck der Halbheit und Zaghaftigkeit. Solche Ruhe und Weisheit, hieß es, sei weder geeignet, die Rückkehr der Franzosen abzuwehren, noch werde durch sie der Zorn und die Wuth derselben sich beschwichtigen lassen, falls sie wirklich zurückkehren sollten. Um die Wiederbesetzung der Stadt verhindern zu können, müsse man nothwendig von der Voraussetzung ausgehen, daß die Wiederbesetzung eine Unmöglichkeit sei. In einem so entscheidenden Augenblicke, wie der gegenwärtige,

dürfe man nur das Nächste und Nothwendigste, das Zurückschlagen nämlich der Franzosen ins Auge fassen, und Jeder, der bereit sei, das eigene Gut und Blut dahinzugeben, habe das Recht und die Pflicht, Gefahren außer Acht zu lassen, welche die Stadt treffen könnten, wenn aller Widerstand vergeblich sein sollte. — Ansichten und Ueberzeugungen dieser Art hatten sich unter dem größten Theil der Bürger geltend gemacht; bis in die arbeitenden und dienenden Stände hinab trat in Worten und Werken der freudige Muth hervor, Alles zu wagen und zu opfern; auch die in den letzten fünfzig Jahren fast erstarrten bürgerschaftlichen Collegien waren zu kühnen und großen Entschlüssen bereit. Ein Auftreten aber, welches auf dieser Seite als Muth und Kraft erschien, stellte sich der Gegenseite als unbekümmerter Leichtsinn dar, welcher das Wohl und Wehe der Vaterstadt in blindem Eifer auf das Spiel setzte. Mitten hinein in diesen Gegensatz zwischen dem Rathe und der Bürgerpartei trat Oberst Tettenborn, der Führer der Russen, unbekannt mit allen städtischen Verhältnissen. An der Spitze einer zum Umherschwärmen bestimmten Kosackenschaar war ihm bei dem Vordringen des russischen Heeres manches Wagstück geglückt; nun aber sah er sich durch seinen Zug nach Hamburg in die schwierigsten Verhältnisse versetzt, ohne bisher Gelegenheit gehabt zu haben, sich in andern Lagen zu bewähren, als in solchen, die mit den Streifereien eines fliegendeu Corps verbunden sind. Nur auf seinen kleinen Reiterhaufen gestützt, konnte er unmöglich die Stadt gegen einen ernsten Angriff der Franzosen halten, und Alles kam darauf an, den Mangel des Fußvolkes zu ersetzen. Die natürliche Kühnheit und der begeisterte Eifer der kräftigen Bevölkerung erweckte zwar Hoffnung und Vertrauen, aber kriegerische Vorbildung fehlte ihr völlig, und ein Stamm geübter und erprobter Truppen war nicht vorhanden, an welche die junge Mannschaft sich hätte anschließen können. Officiere und Unterofficiere zur Einübung der nöthigsten Handgriffe und Bewegungen fanden sich nur in sehr kleiner Zahl, und diesen

Wenigen mußte ihr Geschäft durch das an militairischen Gehorsam nicht gewöhnte starke Bürgergefühl der Hamburger erschwert werden. Tettenborn hatte sich selbst zum obersten Befehlshaber der Stadt gemacht, und seine Aufgabe war es, Alles zu versuchen, um mit dem guten und kräftigen Willen der Bürger die mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich einer erfolgreichen Vertheidigung der Stadt gegen den in größter Nähe stehenden Feind entgegensetzten. Unmittelbar nach seinem Einzuge hatte der Oberst zu diesem Zwecke die Einrichtung einer Bürgergarde zur unmittelbaren Vertheidigung der Stadt und die Errichtung eines Corps von Freiwilligen angeordnet, welches unter dem Namen hanseatische Legion sich den Heeren der Verbündeten anschließen sollte. Glückliche Ereignisse gewährten eine Ruhe von mehreren Wochen, um sich zum Kampfe gegen die französischen Truppen vorzubereiten. Ringsum nämlich war um diese Zeit Alles in Bewegung gerathen; in Mecklenburg wurde muthig und kräftig gerüstet; Freiwillige sammelten sich in Lauenburg unter Major von Berger, in Lübeck unter dem Rittmeister von Dobeneck und dem Hauptmann von Lucadou, im Lüneburgischen unter dem Grafen Kielmansegge; Dörnberg und Tschernitscheff setzten auf das linke Elbufer über und die Franzosen zogen sich bis zur Weser zurück. Fast sechs Wochen vergingen ohne einen Versuch derselben, das rechte Elbufer zu beunruhigen; demungeachtet aber befand sich Hamburg auch nach Ablauf dieser Zeit nicht in einem vertheidigungsfähigen Zustande. Tettenborn verstand es wohl, einen raschen Reiterhaufen auf gewagten Streifereien zu führen, aber ihm fehlten Geduld und die nöthigen Erfahrungen, um mit geringen Kräften und mit beschränkten Hülfsmitteln die Befestigung der weitläufigen Stadt den Umständen entsprechend zu leiten.

Die hanseatische Legion, welche aus zwei Hamburgischen Bataillons und etwa tausend Reitern bestand, konnte zwar nach wenigen Wochen schon gegen den Feind verwendet werden, aber die Ausbildung der Bürgergarde, auf deren Tüchtigkeit die

Vertheidigung der Stadt beruhte, schritt nur sehr langsam vor. Beinahe drei Wochen waren nach dem Einrücken der Kosacken vergangen, bevor der Senat den Aufruf zur Bildung derselben erließ.

Endlich war die Ausbildung der Bürgergarde so weit vorgeschritten, daß sie seit dem 21. April fünf Wachen der Stadt besetzen und dem mecklenburgischen, vierhundert Mann starken Grenadierbataillon und den beiden hanseatischen Bataillons den Dienst erleichtern konnte, welcher von Tage zu Tage anstrengender und gefahrvoller wurde, weil Vandamme und Davoust auf's Neue von der Weser her vorgedrungen waren und mit etwa 6000 Mann am 29. April Harburg besetzt hatten, welches von Hamburg nur durch die Elbe und durch die großen in derselben liegenden Inseln Wilhelmsburg, Ochsenwerder und Feddel getrennt wird. Am 9. Mai Morgens fünf Uhr tönte die Lärmtrommel durch die ganze Stadt; der Feind war auf der Wilhelmsburg gelandet, hatte das Bataillon Lauenburger und das Bataillon Hanseaten, welche dieselbe besetzt hielten, zurückgetrieben und sich in den Besitz der Insel gebracht. Zwar gingen zwei Compagnien der mecklenburgischen Grenadiere und das erste Bataillon Hanseaten, sobald der damalige Hauptmann von Canitz sich an ihre Spitze gestellt hatte, mit Muth und Ordnung auf den Feind los, drängten ihn bis auf die äußerste südliche Spitze der Insel und schlugen ihn selbst nach Harburg zurück, aber am 11. Mai ließ Tettenborn zum Erstaunen und Entsetzen Aller die ganze Insel räumen, und nun wurde am 12. Mai, nachdem die beiden hanseatischen Bataillons beinahe gänzlich aufgerieben waren, auch die Feddel verloren. Der Feind war im Angesichte Hamburgs; in der Nacht vom 19. zum 20. Mai wurde die Stadt aus Kanonen und Haubitzen beschossen.

Das Vertrauen der Bürger zu Tettenborn war, seitdem er die Inseln dem Feinde überlassen hatte, unwiederbringlich verloren. Viele erkannten, daß er unter den gegebenen Verhältnissen der Mann nicht sei, welcher die Vertheidigung der Stadt

zu einem glücklichen Ende führen werde, und Manche fürchteten, er würde in dem Verluste Hamburgs nur wenig Anderes als den unglücklichen Ausgang einer kühn angelegten und glücklich begonnenen Kosackenstreiferei erkennen. In der Nacht vom 28. auf den 29. Mai begannen die Geschütze aufs Neue zu donnern. Der Feind war von der Wilhelmsburg auf Ochsenwerder übergesetzt und griff das dort stehende Bataillon Lauenburger mit überlegener Macht an. Nach muthigem Widerstande bemächtigten sich die Franzosen der unmittelbar an der Stadt gelegenen Insel, und nun standen ihrem Uebergange nach der Stadt wenige Hindernisse entgegen. Zugleich erklärte am 29. der dänische Befehlshaber in Altona, daß er, wenn er zu Feindseligkeiten übergehen müsse, nur zwei Stunden zuvor davon Anzeige machen könne. In der gewaltsamsten Spannung ging der unglückliche Tag dahin. Bald kamen Nachrichten, welche den Abmarsch Tettenborns als bereits begonnen meldeten, bald liefen die entgegengesetzten Versicherungen ein. Er brachte seine Truppen nach Lauenburg in Sicherheit und überließ die Stadt ihrem Schicksal. Wenige Stunden später, am Morgen des 30. Mai, rückten die Dänen in Hamburg ein und verhinderten Davoust, der nun aus ihren Händen die Stadt empfing, die verlassenen Bürger sofort mit roher Gewalt zu mißhandeln.

Am 17. August wurde der Kampf zwischen Davoust und Wallmoden aufs Neue eröffnet. Wallmoden, dessen Abtheilung den äußersten rechten Flügel des vom Kronprinzen von Schweden befehligten Nordheeres bildete, sah sich zurückgedrängt, und Ende August hatte der Feind Wismar, Gadebusch und Schwerin eingenommen. In den ersten Tagen aber des September mußte Davoust wieder zurückweichen; er räumte ganz Mecklenburg und nahm während des September sein Hauptquartier in Ratzeburg. Wallmoden dagegen schickte starke Streifpartien auf das linke Elbufer, welche am 16. September ein französisches Corps von 7000 Mann an der Göhrde vernichteten, Lüneburg besetzten

und weit hinein streiften in das hannoversche Land. Als mit dem Anfang October Davoust seine Hauptmacht an der Elbe zwischen Lauenburg und Hamburg fest zusammenzog, sah er sich daher von der mecklenburgischen, wie von der hannoverschen Seite durch Wallmodens Truppen bedroht.

Während der größte Theil Deutschlands längst von den Franzosen befreit war, hatte sich Davoust in Hamburg gehalten, aber er war mit seinen Truppen auf die Stadt selbst und deren nächste Umgebung durch den General Benningsen beschränkt, welcher seit Ende December die Belagerung leitete. Was Davoust that, konnte vielleicht in der Stellung eines belagerten Generals seine Entschuldigung finden, aber wie er that, was er that, läßt sich nur aus der Wuth und der Stumpfheit eines Bösewichts ableiten. Unermeßliche Gelderpressungen, Beraubung der Bank*) und barbarische Bedrückungen der Bürger hatten den Anfang gemacht; die der Stadt als Strafgeld auferlegte Contribution betrug 48 Millionen Franken; dann waren seit der Weihnachtswoche alle Vorstädte, alle Vordörfer und alle die herrlichen Landhäuser an der Alster nach einer nur achtstündigen Ankündigung niedergebrannt und an zwanzigtausend Menschen aus der Stadt gestoßen worden, zuerst die Jungen und Starken als gefährlich, dann die Alten und Schwachen als überflüssig; die Kinder aus dem Waisenhause, die Gebrechlichen aus den Gotteswohnungen, die Verbrecher aus den Zuchthäusern wurden vor die Thore gebracht und ihrem Schicksal überlassen, und am Nachmittage des 30. December befahl Davoust, das mit achthundert Kranken und Wahnsinnigen gefüllte Krankenhaus zu

*) Das Gerücht von den Schätzen, welche Davoust von Hamburg entführt, gab den Landleuten von Savigny, wo der Marschall ein stattliches Schloß besaß und im Park desselben sogleich nach seiner Rückkehr aus Deutschland hatte eine äußerst schöne Wassermühle erbauen lassen, Veranlassung, diese Mühle le moulin de Hambourg zu nennen; eine Bezeichnung, die der Herausgeber im Jahre 1815 öfter aus ihrem Munde vernahm.

leeren; am Mittag des andern Tages werde es in Brand gesteckt werden.

Während Rotten betrunkener Soldaten mit den Kranken um ihre Habe kämpften, die Umgegend plünderten, die nahe liegenden Häuser anzündeten und Scheußlichkeiten aller Art verübten, wurde das Krankenhaus durch die großen Anstrengungen braver Bürger völlig geräumt, aber die Todesangst in dem wilden Gedränge und die strenge Kälte des Januar kostete in den nächsten Tagen fast sechshundert der geflüchteten Kranken das Leben.

Stundenweit lag die Umgegend wie ein großer, mit Schnee und Eis bedeckter Schutthaufen da, aus welchem nur einzelnes Mauerwerk und halb verbrannte Bäume hervorstarrten; Weiber und Kinder irrten, nach ihrem alten Eigenthum suchend, in der Zerstörung umher, und noch immer wurde Nacht für Nacht der Himmel von der Gluth brennender Häuser geröthet. In den Gassen Altonas, auf allen Landstraßen und Dörfern der Umgegend sah man halberfrorene Gestalten umherschwanken, die nach Kleidung, Brod und Obdach in den eisigen Winternächten verlangten, und auf den Wegen nach Lübeck und Bremen bewegten sich, geführt von Kosacken, lange Züge von Alten und Kranken, von Weibern und Kindern, die in den Schwesterstädten Hülfe suchen wollten. Es geschah Vieles, um das unerhörte Elend zu lindern; in Altona, Bremen und Lübeck wurden große, besonnene Anstrengungen gemacht; bedeutende Gaben liefen aus der Nähe und Ferne ein; ein Unterstützungsverein angesehener Hamburger Bürger übte in Altona umfassende Wirksamkeit, aber alle Anstrengungen konnten nur diesem oder jenem Einzelnen sein Elend lindern.

Auf Jahre hin schien Hamburg durch das, was bereits geschehen war, zu Grunde gerichtet, und wenn die Befreiung der Stadt von dem Erfolge der Belagerung abhängig blieb, so konnten Davoust und seine kalten Gehülfen, Präfekt Breteuil und Maire Rüder, noch Monate hindurch an der Vollendung

ihres Werkes arbeiten. Auf schnellerem Wege als auf dem der Eroberung oder Aushungerung mußte daher Hamburg, um der gänzlichen Vernichtung zu entgehen, von seinen Peinigern befreit werden, und Alles kam darauf an, die Verbündeten zu bewegen, den Abzug Davousts aus Hamburg zu einer Präliminar-Bedingung der ersten Waffenstillstands- oder Friedensverhandlungen zu machen, welche sie mit Napoleon anknüpften. Aber erst die Einnahme von Paris am 31. März 1814 sollte Hamburg nach langer Qual befreien. Von den Vorgängen in Frankreich unterrichtet, ließ Davoust erst Ende April die weiße Fahne von den Forts und Thürmen der Stadt wehen und die weiße Cocarde anstecken, vertheidigte aber Hamburg noch immer im Namen Ludwigs des Achtzehnten bis zur Ankunft französischer Commissaire. Endlich am 5. Mai wurde die Befreiung Hamburgs von der französischen Gewaltherrschaft ausgesprochen, die wohl auf keiner andern Stadt Deutschlands auf gleich furchtbare Weise gelastet hatte.

C. Th. Perthes.

(Friedrich Perthes Leben, Th. 1.)

27.

Ausgang der französischen Gewaltherrschaft.

Napoleon, als er durch den siegreichen Feldzug im Jahre 1809 Oestreich aufs Neue gedemüthigt und die eigene Macht auf ihren Gipfel gehoben hatte, bedurfte noch ein Weiteres: er mußte zur politischen Freundschaft die dynastische, zum Cabinetsinteresse Familienverbindung fügen. Erst wenn eine der beiden großen Continentalmächte ihre häuslichen Interessen mit den seinigen verschmolz, wenn ein Sproß seines und ihres Blutes das schönste Reich der Welt zu erben „in seinem Geist und Gedanken" heranwuchs, erst dann war die Zukunft seines Werkes gesichert.

So warb er um die Erzherzogin Marie Louise. Erschütternd, wie er Josephinen den Beschluß der Scheidung eröffnete, wie sie ihn empfing; sie war ihm in Wahrheit theuer, „seinen guten Genius" nannte er sie; nun stieß er sie von sich, als gelte es, das letzte rein menschliche Gefühl, das noch in ihm war, seiner dunkeln Größe zu opfern. „Gott weiß es, was dieser Entschluß meinem Herzen gekostet hat; aber", fügt er hinzu, „es giebt kein Opfer, das mir zu groß wäre, wenn es mir klar ist, daß Frankreichs Wohl es fordert". Hat aber Kaiser Franz eine höhere Rechtfertigung, wenn er seine in Jugend und Schönheit blühende Tochter dem Lande sendet, wo seines Vaters Schwester ihr Haupt auf den Block gelegt?

Und als am 20. März 1811 die Kaiserin den Sohn gebar und ganz Frankreich dem Erben des Reiches, dem Könige von Rom zujauchzte, da schien Napoleons Glück vollendet und für die Dauer gegründet; er hatte keinen Wunsch, als den „noch dreißig Jahre zu leben zur Vollbringung dessen, was er zur Befestigung des großen Reiches im Sinne habe".

Aber die Zornesflammen, die 1809 angefacht, sie erstarben nicht; ob auch der Kaiser dem Furchtbaren sein eigen Kind dahingab, ob auch unsere Fürsten in seinen Ketten prunkten, unsere Regierungen auf seinen Wink lauschten, — Haß und Zorn des Volkes wuchs in furchtbarer Stille, in die Tiefen hinab, zog sich in die kleinsten unerreichbaren Kreise, in den Schooß der Familien, in die Freundschaften der Männer, in die Spiele der Knaben, in das stille Gebet der Gemeinden zurück: „Gott erlöse uns von dem Uebel". Wie war man auch entwürdigt, geschändet, zerrissen und verstört! den Preußen, den Oestreichern waren alle Zierden ihres alten Ruhmes, aller Stolz alter Herrlichkeit dahin; und die Völker der Rheinbundstaaten sahen mit jedem Jahre ihre Jugend nach Spanien wie in ein offenes Grab getrieben; auf Allen lastete der Druck immer neuer Kriege, furchtbarer Contributionen, des ertödteten Handels und Gewerbes, bitterster Entbehrungen; Alle fühlten sie die völlige Unsicherheit auch dieses letzten armseligen Restes politischer Existenz. Schon waren die Brüder jenseits des Rheins in die welsche Form gezwängt, nun ward das urdeutsche Land an der Nordsee, wo der niedersächsische Bauer auf geschlossener Hufe alte Kraft und Sitte bewahrt hat, ward der letzte Rest einst herrlichster deutscher Städtefreiheit dem empire einverleibt, französischer Präfektenwirthschaft untergeben, mit französischen Polizei- und Douanenbeamten, Lieferanten, Commissairs überschwemmt, das Unterrichtswesen zu inspiciren dem grand maître de l'université aufgegeben, in öffentlichen Acten nachsichtsvoll der Gebrauch der deutschen Sprache neben der französischen gestattet. Und drohten nicht immer neue Zerreißungen, Einverleibungen,

Plünderungen? war es nicht sichtlich darauf abgesehen, die deutschen Stämme in allen Formen ihrer Existenz, geistiger wie materieller, zu zerstören? Nun trug die schlimme Saat dynastischer Zersplitterung des Vaterlandes ihre Frucht. „Der allgemeine Unwille", schreibt Stein 1811, „hat auch in Deutschland die Bande, die den Unterthan an den Fürsten knüpfen, gelöst; er sieht in ihnen entweder feige Flüchtlinge, die, nur für ihre Erhaltung besorgt, sich durch die Flucht retteten, taub gegen die Forderungen der Ehre und der Pflicht, oder betitelte Sclaven und Untervögte, die mit dem Gut und Blut ihrer Völker eine hinfällige Existenz erbetteln. Daher entsteht der allgemeine Wunsch nach einer Verfassung, auf Einheit, Kraft, Nationalität gegründet; jeder große Mann, der sie herzustellen fähig wäre, würde der Nation, die sich von den Mittelmächten abgewendet hat, willkommen sein". Und vom Erzherzog Karl ist das ernste Wort bekannt; „die Welt könne nur durch Männer, nicht im Fürstenstande geboren, gerettet werden".

Empfinden wir die tiefe Umwandelung, die sich im deutschen Wesen bereitete. In Schmach und Jammer lernten wir, was es heißt, ein Volk sein, ein Vaterland haben. Es begannen sich über Deutschland hin jene Verständnisse anzuknüpfen, deren nächste Wirkung dies Wiederfinden und Wiedererkennen der so lange durch Scheelsucht, Particularismus und tausendfache Bethörung Entfremdeten war. Was auch der Tugendbund gewesen sein und gewirkt haben mag, er war nur ein Symptom von dem, was in dem Leben des deutschen Volkes vor sich ging.

Nur, wie zu wirksamer Bethätigung kommen? Kaiser und Reich war dahin; die Fürsten, fremde und heimische, zerrissen uns das Vaterland; hatten wir denn nichts Eigenes und Einiges mehr? Es erwachte das Schmerzgefühl der nationalen Einheit; das Volk mußte sie und sich retten.

Es ist der Mühe werth, daran zu erinnern, in welchen Formen sich diese Wandelung zuerst aussprach. Mit wahrer Inbrunst wandten wir uns zurück zu den Bildern unserer großen

Vergangenheiten, unserer mittelalterlichen und urdeutschen Herrlichkeit; wie ein Mahnruf wär die „Herrmannschlacht“. Wie waren wir uns selber ungetreu geworden; und Alles um uns her mahnte uns doch an das stolzere Ehedem. Nun erst erhoben wir den Blick an unsern alten Domen und den trotzkecken Burgen; nun erst begannen uns die frommen Bilder und Schnitzereien unserer alten Meister verständlich zu werden und anzuheimeln. Und schon that sich der helle Glanz unserer Ritterzeit auf mit ihrem Minnegesang und ihren Heldenliedern, schon auch das herbere Lied von Siegfried und Chrimhilden; und als wollte sie, eben da uns die Heimath verstört, geplündert und geschändet wurde, sich an uns, an den heimischen Boden desto fester klammern, wiederklang es in unserer Poesie von Waldesstille und Maienlust, vom Rosengarten und dem goldnen Hort im Rhein. Und zu dem Fernsten Nächstes: wohin nicht drang das Lied von dem Sandwirth von Passeier, von Schill, dem tapfern Helden, von der Rose, der schönen Königsrose, die der Sturm gebrochen? in den Hütten sah man ihre Bilder neben dem vom „alten Fritz“ angeklebt. Und wieder, es waren Zeiten, in denen alle Tiefen des Lebens sich regten, die verborgenen Schätze des Gemüthes sich erschlossen; es erwachten die Klänge einer Mystik wieder, die, hinweg von dem Schulgezänk der Theologen und dem gottlosen Hader der Confessionen, dem tiefzerrütteten religiösen Leben neue Wege öffnete. Und wieder, wie lange war die Wissenschaft fernab einsame Wege gewandelt; nun erreichte auch sie der stille Weheruf des Vaterlandes, und sie kam mit vollen Händen, mit dem Flammenblick der Weissagung, mit dem Weckeruf des Zorns. Wie zündeten Fichtes Reden an die deutsche Nation; Luden trat kühnen Muthes auf wider das Wesen im Rheinbund; man begann, deutsche Geschichte im deutschen Sinne und für das Volk zu schreiben. Es erwachte der Glaube an ein deutsches Vaterland wieder. Und mit jeder gescheiterten Hoffnung, mit jeder Schande und Schmach mehr, mit jeder neuen kaiserlichen Willkür, die Land und Leute

zerriß und durcheinander warf und die alten harten Krusten unserer Stammes- und Landschaftssonderungen zertrümmerte, schwanden unsere altnachbarlichen Vorurtheile, der Neid zwischen Stand und Stand, die Fremdheit von Nord und Süd; während der Furchtbare uns zerriß und unsere Fürsten uns zu neuen „Länder- und Volksindividualitäten" ihres Namens abzupferchen eilten, fand sich still und groß und in Zorneskraft ein einiges deutsches Volk zusammen.

So reifte Deutschland zur Befreiung, bis ein Feuer aufschlug, das alle Berechnungen seiner Feinde zu Schanden machte.

Als das 29. Bulletin nach Deutschland kam, als dann die jammervollen Reste des in Rußland untergegangenen Heeres den Anblick der unbeschreiblichen Niederlage brachten, die die Franzosen erlitten hatten, da zerriß der Bann, der den langgenährten Grimm der Verknechteten und Zertretenen bisher gehalten, und die Hoffnung der Befreiung zeugte den Entschluß.

Freilich, nicht in der Form einer spanischen Insurrection erhob sich Norddeutschland, nicht in der Mord- und Raubgier der entfesselten Volkswuth Rußlands stürzten wir uns auf die hinschleichenden Haufen unserer Peiniger; wir pflegten die Sterbenden, nährten die Verhungerten, und ein Zeuge jener großen Zeit sagt mit Recht: „die Menschlichkeit, mit der die zurückkommenden Elenden trotz der grenzenlosen Erbitterung behandelt wurden, gehört zu den schönsten Zügen des deutschen Charakters". Nicht Rache, sondern Befreiung war es, die wir wollten.

Noch befand sich der König in Potsdam, so gut wie in Feindes Hand; man erhielt sichere Kunde, daß Augereau damit umgehe, sich seiner Person zu bemächtigen. Es galt, ihn hinwegzuretten; am 22. Januar ging er nach Breslau, zwei Tage darauf folgte Hardenberg. Schon verbreiteten die Russen sich über Ostpreußen; mit Vollmachten von Alexander kam Stein, die

preußischen Stände zur Bewaffnung aufzurufen; immer höher schwoll die Bewegung der Gemüther. Am 3. Februar ward der Aufruf zur Bildung freiwilliger Schaaren, am 9ten der zur allgemeinen Bewaffnung unterzeichnet. Auf des Königs Ruf erhob sich das Volk, arm und reich, alt und jung, aller Orten; aus den Gymnasien und Universitäten, den Comptoirs und Werkstuben, den Städten und Dörfern strömten Jünglinge und Männer zu den Waffenplätzen, „mit Gott für König und Vaterland" zu kämpfen.

Aber noch eine kostbare Zeit verging, ehe mit offener Lossagung von Frankreich eine bestimmte Einigung mit Rußland erfolgte. Endlich — am 27. Februar — kam der Vertrag von Kalisch zu Stande, in welchem Preußen und Rußland ein Schutz- und Trutzbündniß schlossen.

Am 15. März kam Alexander nach Breslau, Tags darauf erfolgte die Kriegserklärung Preußens, am 17ten des Königs herrlicher Aufruf „an mein Volk" und das „Aufgebot der Landwehr". „Jetzt ist der Augenblick gekommen", sprach der König, „wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört; ..... welche Opfer auch von den Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein; es ist der letzte entscheidende Kampf." Und zum Heere: „fühlt doppelt eure heilige Pflicht; des Einzelnen Ehrgeiz, er sei der Höchste oder Geringste im Heere, verschwinde in dem Ganzen; wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an sich". Dann die Proclamation von Kalisch (25. März), von Kutusow unterzeichnet, in der beide Monarchen „den Völkern und Fürsten Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit ankündigen; sie kommen nur in der Absicht, ihnen diese entwandten aber unveräußerlichen Stammgüter der Völker wieder erringen zu helfen und der Wiedergeburt eines mächtigen Reiches dauernde Gewähr zu leisten. ..... Und so fordern sie denn treues Mitwirken besonders von jedem deutschen

Fürsten, und wollen dabei gern voraussetzen, daß sich Keiner finden werde unter ihnen, der, indem er der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben will, sich reif zeige der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und die Macht gerechter Waffen."

Die ganze Herrlichkeit eines großen einigen Vaterlandes that sich den Blicken des deutschen Volkes auf. Wohl als ein erhebendes Vorbild mochte Preußen, König und Volk, erscheinen. „Seht auf eure preußischen Nachbarn", heißt es in einer Proclamation des Generals Wittgenstein, „die ganze Nation erhebt sich, in ihren Reihen findet ihr den Sohn des Pflügers neben dem des Fürsten, aller Unterschied der Stände ist in den großen Begriffen Freiheit, König, Vaterland untergegangen." In Wahrheit, nichts erhebender als diese Eintracht und Hingebung Aller; „es waren", sagt Arndt, „leuchtende Tage, diese kriegsbangen Tage, und Jeder ward von der allgemeinen Gesinnung mit fortgetragen und emporgehoben".

Der Plan Napoleons, die Weichsel zu behaupten, war seit dem Ende Januars unmöglich; am 20. Februar schweiften die ersten Kosacken durch die Straßen Berlins. Während die Franzosen sich auf Magdeburg und Wittenberg zurückzogen, eilte Tettenborn nach der niederen Elbe. Der nächste Erfolg war, daß sich beide Herzöge von Mecklenburg vom Rheinbund losrissen. Schon am Ende Februars hatte sich in Hamburg ein Aufruhr erhoben; die blutige Strenge, mit der er unterdrückt ward, steigerte die Erbitterung; die Franzosen erwarteten nicht erst Tettenborns Ankunft; am 18. März hielt er seinen Jubeleinzug in die befreite Stadt. Schon zündete die Bewegung über die Elbe; am 26. März erhob sich Lüneburg, der erbitterte Angriff am 2. April ward mit Hülfe herbeieilender Kosacken und Lübecker zurückgeschlagen. Auch im Oldenburgischen brach es los.

Gleichzeitig waren die Verbündeten von Schlesien aus gegen die Elbe vorgedrungen; am 26. März verließen die Franzosen Dresden, die sächsischen Truppen zogen sich auf Torgau zurück,

Streifcorps der Verbündeten streiften bis Thüringen hinein, überall empfing sie der Jubel der Bevölkerung.

Schon zog eine andere Streitmasse von Berlin auf Roslau gegen die Elbe heran. Wie, wenn sie den Uebergang erzwang, sich mit der schlesischen Armee vereinte? der Vicekönig glaubte um jeden Preis die Elbe behaupten zu müssen; bei Möckern besiegt (5. April), gab er den Uebergang preis, stellte sich zwischen Magdeburg und dem Harz auf, das weitere Vordringen der Verbündeten wenigstens in der Flanke zu bedrohen.

Sie rückten nicht vor. Freilich, an des alten eigensinnigen Zauderers Kutusow Stelle war Graf Wittgenstein getreten; Blücher, obschon älterer General, unterordnete sich ihm bereitwilligst: „gewonnene Schlachten geben ein älteres Patent". Aber rascher, energischer wurde die Gesammtleitung nicht, obschon Napoleons Rüstungen mit Riesenschritten vorwärts gingen. Man schien mit entscheidenden Operationen zu zögern, theils um die in Bildung begriffenen Truppen nachkommen zu lassen, besonders aber um Oestreichs, Sachsens, Schwedens Mitwirkung zu erwarten.

Wenden wir uns zu Napoleon zurück. Schon sind seine Rüstungen beendet. Hat er nicht alle Aussicht zu großem und schnellem Erfolg? 350,000 Mann hat er diesseits des Rheins; die Festungen an der Elbe und Oder alle, die meisten an der Weichsel sind in seiner Hand; nur Preußen, Mecklenburg und das hanseatische Departement ist von ihm abgefallen; das unstäte Schwanken Dänemarks, Sachsens, Oestreichs wird sein Erscheinen in Deutschland enden. Er eilt, Sachsen zu erreichen; jenseits Leipzigs hofft er mit 150,000 Mann die Verbündeten zur Schlacht zu treffen. Sie haben nur 70,000 Mann bei einander; nach dem herrlichen Plane Scharnhorsts werden sie sich auf die Marschcolonne Napoleons stürzen, sie durchbrechen, sie von der Saale hinweg in die sumpfige Gegend der Elster und Pleiße werfen. Bei Groß-Görschen greifen die Verbündeten am 2. Mai an; Wittgenstein hat den Oberbefehl; wundervoll, wie die Preußen kämpfen; aber Napoleons junge Conscribirte thun es ihnen gleich;

hier 15,000, dort 10,000 Todte; daß dennoch der Zweck des kühnen Angriffs nicht erreicht ward, schrieb man den ungenügenden Anordnungen Wittgensteins zu. Napoleon hatte einen Sieg errungen, aber die Preußen fühlten sich nicht überwunden, in völligster Ordnung zog man sich zurück.

Und doch brachte der Tag dem siegenden Feinde hochbedeutende Erfolge: „er habe das civilisirte Europa vor dem Einbruch der Barbaren gerettet", hieß es in der Proclamation an die Armee. Am 8. Mai hielt der Kaiser seinen Einzug in Dresden. Nun decretirte er: „entweder der König kehre nach Dresden und zur alten Verbindung zurück, oder Sachsen wird als ein erobertes Land betrachtet". Da fügte sich der König und kehrte von Prag in seine Residenz zurück.

Schon hatte Napoleon alle Vorbereitungen zu einer neuen entscheidenden Schlacht getroffen; die Verbündeten erwarteten ihn in der Gegend von Bautzen. Dort entspann sich eine furchtbare Schlacht, zwei Tage lang ward gekämpft; freilich siegte Napoleon, aber kein Gefangener, kein Geschütz, keine Fahne fiel in seine Hände; „wie, nach solcher Schlächterei kein Resultat?" rief er. Die Verbündeten zogen sich in fester Ordnung nach Schlesien zurück, und zum Zeichen, wie man auch durch den zweiten Rückzug nicht entmuthigt sei, machte Blücher mit seiner Cavallerie jenen kecken Angriff von Haynau, den freilich der russische Oberbefehlshaber — seit Bautzen Barclay de Tolly — als den Zusammenhang der größeren Zwecke störend, mißbilligte. Napoleon schob seine Posten bis Liegnitz und Breslau vor; er drängte den Feind in einen Winkel Schlesiens zusammen und berührte noch einmal die Polengrenze.

Den Monarchen einen Beweis seiner Friedensliebe zu geben, trug er ihnen einen Waffenstillstand an. Die Verbündeten bedurften ihn; sie hatten bedeutend gelitten; Barclay erklärte, er müsse die russische Armee nach Polen zurückführen, um sie zu reorganisiren; auch Preußens Landwehren waren noch nicht bewaffnet, noch nicht

zur Stelle, an Munition war Mangel. Vor Allem aber hoffte man dann endlich Oestreichs entschiedenen Beitritt.

Am 4. Juni ward der Waffenstillstand abgeschlossen. Ein Zeuge jener Zeit sagt: „die Nachricht erfüllte auch den Muthigsten mit Bestürzung — alles Unglück im Felde erschien dagegen gering; lieber geschlagen werden, aber doch fechten, das war der Herzenswunsch Aller“. Ein Anderer sagt: „das war eine grimme Botschaft und machte Viele unsicher und zweifelhaft“. Dazu dann jene schändliche Niedermetzelung der Lützower, der „brigands noirs“ durch die Würtemberger unter Normann, die erschütternde Botschaft vom Fall Hamburgs, um so erschütternder, da sie des schwedischen Kronprinzen Stellung von Anfang her klar machte: er hätte die Stadt retten können; statt hinzueilen, rief er die 2500 Schweden, die Döbelen schleunigst hingeführt hatte, zurück und stellte den General vor ein Kriegsgericht, das Cassation und Festung über ihn aussprach; vier Tage darauf, als auch 10,000 Dänen, nun französische Bundesgenossen, vor den Thoren erschienen, zog Tettenborn mit seinen Truppen und der hanseatischen Legion von dannen; nun ergab sich Hamburg; es mußte 48 Mill. Franken als Buße zahlen, täglich 8000 Bürger ohne Unterschied des Standes mußten mit an die Schanzarbeit; es begann für Hamburg die Zeit furchtbarster Bedrückung.

So kam man in den Waffenstillstand; acht Wochen Diplomatie in solchem Kriege! Aber die Verbündeten gewannen von Oestreich den Vertrag von Reichenbach (27. Juni), in dem sich Oestreich verpflichtete, „wenn Napoleon die Bedingungen nicht annimmt, die Sr. Majestät dem Kaiser von Oestreich nothwendig erscheinen zur Herstellung des Gleichgewichts und der dauernden Ruhe Europas, den Krieg an Frankreich zu erklären und seine Truppen mit denen der beiden andern Monarchen zu vereinen“. Am Tage nach dem Abschluß in Reichenbach war Metternich in Dresden bei Napoleon in jener neunstündigen Audienz; „ich habe Illyrien angeboten, damit Sie neutral bleiben“, sagte der Kaiser; und Metternich darauf: „es steht bei Ihnen, Sire, über unsere ganze

Macht zu verfügen; die Verhältnisse sind auf dem Punkte, daß wir nicht mehr neutral bleiben können, wir müssen entweder für Sie oder gegen Sie sein". Also noch konnte Napoleon Oestreich gewinnen; noch hätte er den Rheinbund, die Elbgrenze, Holland, die Schweiz, Italien behaupten können, und Oestreich wäre mit ihm gegangen, Rußlands Uebermacht und die „demagogischen Bewegungen" in den Völkern niederzuhalten.

Am 29. Juni erhielt er arge Botschaft aus Spanien. Wellington war seit dem Mai in voller Arbeit; er erreichte den Ebro, er traf König Joseph bei Vittoria, schlug ihn völlig (21. Juni); der spanische Thron war damit verloren, die Reste des Heeres drängten sich nach den westlichen Pyrenäen.

Wahrlich, Napoleon wollte Frieden. Am 5. Juli ward der Prager Congreß eröffnet — freilich ohne England —, der Waffenstillstand bis zum 10. August verlängert. Her und hin wird über Formalien verhandelt, von allen Seiten gezögert, die Zeit verrinnt; man harrt den 10ten in Prag auf Napoleons Antwort bis Mitternacht — vergebens. Und nun erklären die Gesandten von Rußland und Preußen, Anstett und Humboldt, ihre Vollmacht erloschen; Napoleons Erklärung, die am folgenden Tage anlangt, wird nicht mehr angenommen, am 12. August Oestreichs Kriegserklärung ausgefertigt.

Folgen wir dem wiederbeginnenden Kriege. In Trachenberg hatten die Verbündeten den Plan, den sie befolgen wollten, verabredet, und wenigstens im Allgemeinen ist nach demselben verfahren worden: „ihre Heere, in drei große Massen vertheilt, sollten von Böhmen, Schlesien und der Mark her gegen den Feind operiren, stets sich die Freiheit wahrend, eine Schlacht anzunehmen, sie abzubrechen, sich zurückzuziehen, den Feind so ermüdend und schwächend; Blücher mit dem schlesischen Heer wird sich je nach den Umständen entweder mit der Nordarmee, die der Kronprinz von Schweden führt, oder mit der Hauptarmee in Böhmen, bei der sich die drei Monarchen befinden, vereinigen; dann ergreifen alle verbündeten Kriegsheere die kräftigste Offensive,

und das feindliche Lager werde zum Sammelplatz bestimmt, in dem sie sich vereinigen sollen".

Napoleon mußte für seine Operationen, seit Oestreich wider ihn stand, die ganze Breite Europas von Hamburg bis Triest ins Auge fassen. Das nach Westen vorspringende Böhmen theilte diese ungeheure Linie, und die Umstände zwangen ihn, die Südhälfte mit Wien fast vernachlässigend, unter den Nordgebirgen Böhmens eine Stellung zu nehmen, deren Werth darin bestand, die Vereinigung der feindlichen Heeresmassen, zwischen welche sie keilförmig vorsprang, unmöglich zu machen. Zum ersten Male für ihn ein wesentlich defensiver Krieg; aber sein linker Flügel hatte Stärke genug, um, auf Magdeburg, Hamburg gestützt, in die Offensive überzugehen; er mußte nach Osten vordringen, Berlin nehmen, Küstrin, Stettin entsetzen und so „von Norden herab dem Kriege einen Druck geben, der bis Polen wirken könne".

Am 16. August begannen die Bewegungen. Oudinot sollte, während „der Kaiser die aus Böhmen kommende östreichische und die aus Oberschlesien anrückende russische Armee in Schach halten werde", nach der Mark einbrechen, „den Feind rasch zurückwerfen, Berlin einnehmen, die Einwohner entwaffnen, die ganze Landwehr, diesen Schwarm von Lumpengesindel, zerstreuen und, wenn die Stadt Widerstand leistet, mit 50 Haubitzen dieselbe in Brand stecken". In der Nähe Berlins, bei Groß-Beeren, kam es zur entscheidenden Schlacht; Bülow wagte sie wider die Meinung des Kronprinzen von Schweden; es waren die Preußen allein, die zur Schlacht kamen; es war der erste Ehrentag der Landwehren; ihre Kolbenschläge erzwangen den Sieg; Berlin war gerettet.

Hierdurch und durch das säumige Vorrücken Davousts von Hamburg her war der große Angriffsplan Napoleons gestört: vielleicht daß die Mitte seiner Linien den Schaden ersetzte. Er erwartete einen Angriff von Böhmen her; Dresden schien stark genug, sich mehrere Tage halten zu können, die er selbst zu benutzen gedachte, die schlesische Armee zu zerstören. Er eilte an die Katzbach; so schwer es dem alten Blücher ankam, „die Künste

des Fabius" zu üben, er wich zurück, mied jedes Gefecht; und Napoleon, zufrieden, „den Feind mit seinen Avantgarden vor sich her getrieben zu haben", ging nach Dresden zurück, wo er „eine große Schlacht mit der Fronte gegen den Rhein" zu liefern hoffte. Da brach Blücher los, sich an der Katzbach auf Macdonald mit seinen 75,000 Mann zu werfen (26. August); unter strömendem Regen begann die furchtbare Schlacht; wieder Bajonet und Kolbe; mit den Kolben schlug man ein Quarrée zusammen, „in zwanzig Minuten lag es zu Boden geschlagen, in eine Pyramide verwandelt"; es war der vollkommenste Sieg. Frisch ging es hinter den Feind her; wohl hatte man Mangel, mußte wilde Bergwässer durchwaten, „im Schlamm übernachten", verlor die Schuhe im Koth, fror bis auf die Haut durchnäßt; aber das feindliche Heer ward völlig aufgelöst; 18,000 Gefangene, 103 Kanonen wurden eingebracht, als in Löwenberg Halt gemacht und Victoria geschossen wurde.

In denselben Tagen hatte sich die böhmische Armee über das Gebirge gemacht, sich 150,000 Mann stark auf Dresden geworfen, das man zum Widerstande zu schwach zu finden hoffte. Am 24. August Abends stand man zwei Meilen von Dresden; man konnte am 25sten den Sturm unternehmen; Schwarzenberg zögerte bis zum 26sten Nachmittags. So war es Napoleon möglich, aus Schlesien mit seinen Garden — in drei Tagen machten sie neunzehn Meilen — Dresden zu erreichen; „mit lachendem Muth" musterte er seine Schaaren, dann brachen sie aus allen Thoren hervor; vergebens war das muthige Anstürmen der Verbündeten; der andere Tag vollendete ihre Niederlage; sie büßten 25,000 Todte und Verwundete, 18,000 Gefangene ein, ließen über 100 Kanonen, 18 Fahnen im Stich.

Nun schien der Weg nach Böhmen offen; Vandamme eilte auf der großen Straße das Gebirge zu übersteigen; er warf Ostermann bei Peterswalde, er folgte ihm auf dem Wege von Culm; gelang es, Teplitz und die nächsten Pässe zu gewinnen, „so war", sagt ein Kundiger, „das Hauptheer der Verbündeten

in so unerhört mißlicher Lage, wie die Kriegsgeschichte älterer und neuerer Zeit hinsichtlich so großer Heeresmassen kein Beispiel aufzuweisen haben dürfte". Der ungeheuren Anstrengung der Russen gelang es, am 29. August Vandamme aufzuhalten; er erneute andern Tages den Kampf, er erwartete mit Gewißheit das Nachrücken anderer Corps; statt ihrer erschien Kleist auf den Nollendorfer Höhen in seinem Rücken; nun war er verloren; mit 10,000 Mann gab er sich kriegsgefangen; der Rest war todt oder zersprengt.

Zum zweiten Male beschloß Napoleon, nordwärts die Offensive zu ergreifen. Während er selbst mit den Garden nach Bautzen ging, Blüchers weiteres Vordringen zu hemmen, erhielt Ney den Befehl, mit etwa 66,000 Mann rasch auf Berlin loszugehen; „alle diese Kosackenschwärme et ce tas de mauvaise infanterie de landwehr werden sich, so wie sie Ihren Marsch erkennen, von allen Seiten auf Berlin zurückziehen". Napoleon wußte, daß die Nordarmee über einen Raum von zehn Stunden verbreitet stand; der Kronprinz hatte die Warnungen Bülows und Tauentziens von der Hand gewiesen. Nun brach Ney gegen die Vorhut des linken Flügels los; trotz des tapfersten Kampfes ward sie bei Zahna durch die Uebermacht zurückgedrängt; am andern Tage (6. September) erfolgte das entscheidende Zusammentreffen bei Dennewitz; die beiden preußischen Feldherren wagten die Schlacht, mit 18,000 Mann hielt Tauentzien gegen 26,000, mit 13,000 Bülow gegen 40,000 Stand, bis ihm endlich Nachmittags 4 Uhr — schon hatte er seine letzte Reserve ins Feuer geführt, aber die eben eintreffende Kunde von Katzbach erhöhte den begeisterten Muth — Borstell mit seiner Brigade heranzog. Da endlich neigte sich die furchtbare Schlacht zur Entscheidung; sie war vollbracht, ehe die Russen und Schweden anrückten; „ich bin nicht mehr Herr der Armee", schrieb Ney an den Commandanten von Wittenberg, „sie versagt mir den Gehorsam und hat sich in sich aufgelöst"; und an den Kaiser: „ich bin total geschlagen, es ist Zeit, die Elbe zu verlassen".

Wohl versuchte Napoleon noch zum zweiten und dritten Male, über das Erzgebirge nach Böhmen zu dringen, Blüchers Vorrücken gegen die Elbe zu hindern; es war umsonst. Aus Polen kamen die russischen Reserven nach; am 2. Octbr. gewann Blücher die Verbindung mit der Nordarmee; Tags darauf erzwang York den Uebergang über die Elbe bei Wartenburg, vielleicht die kühnste Waffenthat dieses herrlichen Krieges. Schon streiften die leichten Schaaren der Verbündeten weit hinaus in den Rücken des Feindes, Marwitz überfiel Braunschweig, Czernischew jagte König Jerome aus Cassel, überall schlossen sich Freiwillige den kühnen Schaaren an, die Fremdherrschaft begann zu wanken. Selbst im Heere Napoleons war der Gehorsam der deutschen Truppen zu Ende; einzeln und haufenweise gingen sie zur Sache des Vaterlandes und der Freiheit hinüber. Und mit den Niederlagen, den Entbehrungen, den vergeblichen Kreuz- und Quermärschen, der immer sichtlicheren Gefahr wuchs der Mißmuth bei den Franzosen selbst, Generalen wie Gemeinen; was sollte denn endlich werden? was konnte man gewinnen? die Ruhmlust und der Siegeshochmuth und die alten Blendnisse und Verlockungen Napoleons hielten nicht mehr im Kampf wider die großen sittlichen Gewalten, die er wider sich empört hatte.

Er ließ St. Cyr mit 30,000 Mann in Dresden und ging selbst mit dem übrigen Hauptheer, 125,000 Mann, die Mulde hinab gen Düben; sein Plan war, die ganze bisherige Defensivstellung aufzugeben, über die Elbe zu gehen, sich auf Berlin zu werfen. Dann konnte er seinen linken Flügel auf Hamburg und Magdeburg stützen, die ganze dänische Macht an sich ziehen, dann sich rechts über Küstrin und Stettin bis Danzig ausbreiten; wenn er sich dann entschloß, den Polen zu gewähren, was sie hofften, so erhob sich im Rücken der Russen dieselbe Insurrection, die ihn selbst von Frankreich zu trennen drohte; dann war es Zeit, mit Oestreich zu unterhandeln, und das Opfer Illyriens isolirte Preußen völlig. So mochten seine Gedanken gehen. Es war zu spät. „Sobald man die Absicht

des Kaisers erfahren, brach man fast allgemein in ein lautes Murren aus, der blindeste Gehorsam hatte plötzlich dem Aufruhr Platz gemacht, ... der Generalstab in Masse erschien in dem Salon des Kaisers, um in ihn zu dringen, er möge seinen Plan auf Berlin aufgeben und nach Leipzig marschiren, — das erste Wort führte ein Marschall von Frankreich, nach ihm erhoben sich noch andere Stimmen und dann Alle zugleich; nach kurzer Entgegnung entließ sie der Kaiser: „ich werde das überlegen". So berichtet Coulaincourt. Am Abend wagte er es, in das Cabinet des Kaisers zu gehen; „er lag auf einem Sopha, neben ihm stand ein kleiner Tisch, bedeckt mit Karten und Papieren, die er nicht ansah; seine stieren und matten Augen hafteten nirgends, — seine ganze Haltung verrieth jene concentrirte Qual, zu der sich alle die tausend Schmerzen zusammengehäuft, die lange seine Seele gefoltert und die Ruhe seiner Nächte gestört, und welche, nach und nach die Resignation und den Muth aufreibend, eines Tages uns ohne Kraft und ohne Willen, die letzte Täuschung zu ertragen, finden. ‚Alles ist verloren, ich werde vergebens gegen das Geschick ankämpfen'. Andern Tages (12. October) erließ er den Befehl, gen Leipzig zu ziehen, und als wenn der über des Kaisers Willen davongetragene Sieg allen unsern Gefahren und Unglücksfällen abgeholfen hätte, so überließ man sich mit augenblicklicher Leichtfertigkeit den ungemessensten Freudenbezeugungen".

So zog er eben dahin, wo der Kriegsplan der Verbündeten die Entscheidung gewollt hatte. Am 16. October begann rings um Leipzig her die ungeheure Schlacht; auf der Südseite der Stadt der unentschiedene Kampf gegen das böhmische Heer bei Wachau, auf der Nordseite der blutige Sieg Blüchers bei Möckern. Noch am Abend sandte Napoleon den gefangenen General Meerveldt, den Verbündeten Friedensanträge zu überbringen; er erbot sich, alles Land bis zum Rhein so wie Illyrien aufzugeben. Man antwortete nicht. Am 17. rasteten beide Heere; am 18. erneute Napoleon die Schlacht; sie wüthete

unablässig den ganzen Tag hindurch; von beiden Seiten wurde mit größter Erbitterung gekämpft, und Napoleon behauptete das Centrum seiner Stellung, das viermal verlorne und wieder genommene Propstheida; aber sein linker Flügel war völlig geworfen, dicht an Leipzig zurückgedrängt, seine Truppen und seine Munition erschöpft; die Verbündeten hatten noch 100,000 Mann außer dem Feuer. So begann Napoleon noch denselben Abend den Rückzug; ihn zu decken wurde auch noch am Vormittage des 19. gekämpft; bald war die Verwirrung der Fliehenden furchtbar, gegen Mittag drangen die Verbündeten in Leipzig ein. Des Königs von Sachsen Garden mußten das Gewehr strecken, er selbst ward „für einen Gefangenen erklärt".

Napoleons zertrümmertes Heer flüchtete nach Thüringen, von dem unermüdlichen Feldmarschall Vorwärts bis nach Erfurt verfolgt, während die Oestreicher mit bedächtigem Vorrücken sich auf die Möglichkeit einer neuen Schlacht vorbereiteten. Seit dem 8. October hatte sich auch Bayern der Sache der Verbündeten angeschlossen; nun eilte Wrede an den Main, sich auf die Fliehenden zu stürzen; aber bei Hanau warf Napoleon die Bayern zur Seite; am 2. November erreichte er Mainz. Es waren noch 70,000 Menschen; ehe das Jahr zu Ende ging, war die Hälfte in den Lazarethen todt.

In Wahrheit eine Völkerschlacht, ein Gottesgericht waren die Tage von Leipzig; der Sache der Völker gegen den Unterdrücker, der Freiheit und eigensten Volksart gegen Willkür und fremdes Machtinteresse hatte Gott ja den Sieg gegeben. Das hohe Wort vom deutschen Vaterlande, immer lauter und fröhlicher und gewaltiger wiederhallte es von Gau zu Gau. „Die Riegel des Weltkerkers sind zersprungen! seine finstern Mauern liegen zertrümmert! und frei tritt wieder das Menschengeschlecht unter Gottes heitere Sonne, hebt die Hände zum Himmel und dankt für seine Auferstehung, betet um eine glücklichere, seiner würdigere Zukunft."

In solcher wohl begreiflicher Ueberschwänglichkeit sprach sich

unmittelbar nach dem gewaltigen Ereigniß das Gefühl der wiedergewonnenen Freiheit aus. Gneisenau aber, der Preußens ungeheure Anstrengungen mit dem Siege der Leipziger Schlacht zu ihrem Ziele gelangt sah, schrieb am 22. October mit der Befriedigung des Kriegers und Patrioten: „Das höchste Glück ist die Rache an einem übermüthigen Feinde, und wir haben sie genommen in einer Weise, von der die Geschichte kein Beispiel kennt. Wir sind freilich arm geworden, aber wir sind jetzt reich an kriegerischem Ruhme und stolz auf die wieder errungene Unabhängigkeit, und diese Güter sind mehr werth, als die unermeßlichsten Reichthümer bei fremder Herrschaft".

J. G. Droysen.
(Vorlesungen über die Freiheitskriege. Th. 2.)

Auf die Begebenheiten nach dem Siege bei Leipzig, den Rückzug Napoleons über den Rhein und die Kämpfe des folgenden Jahres, die mit dem Einzuge der Verbündeten in Paris am 31. März 1814 endigten, gehen wir hier nicht weiter ein, da es nur unsere Aufgabe war, die Franzosen auf deutschem Boden zu schildern.

Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke in Hannover.

